m.
54

P. o. germ. 2054 b / 3

und

Dritter Band.

Stuttgart.

Württemberg

wie es war und ist.

Geschildert in einer Reihe

vaterländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen

aus

Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Ausg. = 00

Herausgegeben von

Fr. Müller.

Dritter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart.

Druck und Verlag von Fr. Müller.

1854.

Gd 168/1314

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Herzog Ulrich von Wirtenberg.

Der Freieste ist — gebunden,
Der Gesundeste hat — seine Wunden,
Der Klügste ist — nicht klug genug
Und der Beste thut oft den — tollsten Zug.

„Horch Georg! es klopft schon oft an der äussern Mühlhofthür, weitum auf der Reuthe bellen die Hunde, Blitze schießen, Donner rollet, der Wind tost grimmig durch Tenn und Speicher und graußig fällt die Furth über die Falle; s'ist mir mehr als bänglich. — — Und schon wieder klopft's! — So mach dich doch auf, nimm den Herdspan und sieh, wer unten ist!" Also rief die Furthmüllerin, Margaretha, ihrem Ehegemahl, welcher im ledergepolsterten Backenstuhl hinter dem Ofen nicht sehr erbaulich schnarchte.

„Wer wird vor der Hofthür sein? Ein spanischer Spion, ein raubsüchtiger Galgenvogel, ein verloffener Franzos oder ein schweizerischer Soldbrümmel; die all nur zur Schand und Plag sind uns Wirtenbergern seit Jahr und Monden."

„Aber es gibt doch auch unschuldige und verlassene

Menschen, die manchmal Bergung suchen etwelche Stunden," sprach mitleidig die Wirthin.

„Meinthalben, meinthalben!" erwiederte gar schlaftrunken der Müller, dehnte und streckte die staubigen Glieder, gähnte mit langem A—h und rückte sich thunlich auf's andere Ohr.

Da pochte es zum drittenmal und mit stärkeren Schlägen.

„Vielleicht ist's ein Nothbote oder ein Irrling, welcher Einlaß begehret; denn eine solche Nacht, wie diese, kann mit Feuer und Wasser, Sturm und Wind Haus und Hof vernichten, und vor Ihm ist kein Gerechter! drum steh auf und sieh, wer Einlaß heischet!" mahnte dringender und liebreich Margaretha den Mühlherrn auf.

„Wenn auch; wer den Weg nicht weiß, der soll bei Tag laufen, wessen Haus brennt wird beim Löschen bleiben, und wo ein Stadel fällt, vermag ich ihn nicht zu halten! Mach du auf, wenn dir G'sellschaft fehlt; ich will meine Ruh haben, wie Christenmenschen. s'Ist ein erbärmlich Ding, auf der Abwand zu wohnen. Da hätt' man viel z'thun, all die Kostgänger zu hegen und zu atzen, welche Gott und der Zufall einem bei Tag und bei Nacht unstät zuweiset. Nein, nein, mags nicht so gut haben in den ohnehin so schlimmen Zeitläuften, s'würd sonst mein Mühl zunächst auch „Spittelmühl" heißen."

Still erhob sich die Müllerin, schlüpfte ins Nachtgewand, trat ans Fenster, und fragte laut, wer Einlaß begehre?

„Ein ortsunkundiger Wehrmann! — Gönnet ihm

in dieser schauerlichen Nacht und Finsterniß nur einige Stunden Herberge!"

„Seid ihr allein, oder wie viel sind eurer?" forschte die Wirthin weiter durch den halbgeöffneten Schieber.

„Bin allein und hab Niemanden bei mir, als ein müd Hundthier!" antwortete der unten Stehende.

„So habet Geduld, will nur Leuchte machen un euch dann Eingang geben." Emsig mühte sich die Frau, um eine Spanflamme zu erhalten, in die Holzschuhe zu schlüpfen und eine große Laterne herbeizuholen.

Durch dieses Treiben sah sich der Müller in seiner Ruhe gestöret, er stand brummend und unmuthelich auf, leerte sein neben ihm stehendes halbvolles steinernes Weinkrüglein bis auf den Grund, schlüpfte langsam in seine hohen Wasserstiefel, langte seinen ledernen Brustschutz vom Hirschhorn in der Kammer herab und zog ihn an, setzte sein Sturzdach auf, griff nach der Schweinsfeder in wohlbekannter Ecke und schritt, nachdem die Müllerin erst die weithin leuchtende Drahtlaterne vor's Fenster gehängt hatte, bewaffnet hinunter in den Mühlraum, wo der fast taube, riesenmäßige Philipp emsig seinem Mühlgeschäfte oblag und sich nicht wenig wunderte, seinen Herrn zu solch ungewohnter Stunde und in solchem drohlichem Aufzuge zu sehen; denn er hatte in seinem Klapperschlosse von all' dem, was außen und über ihm vorging, Nichts vernommen. Uebrigens waren ihm dergleichen Ereignisse nicht fremd, weil die Kriegsleute bald freundlich, bald feindlich, seit etlichen Jahren, die Mühle heimsuchten und mitnahmen, was sie fanden.

Die Herberge.

„Ist's wieder nicht geheuer in Edom?" fragte der Mühlknecht und nestelte seinen rauhhaarigen Bärenhund los, dem die Ruhe auch lieber war, denn Rauferei, schlüpfte ins Sturmwamms, nahm seine Sternkeule zur Hand, hob den Querbalken an der Thüre aus seiner Fuge und öffnete vorsichtig zur Hälfte die Pforte, durch welche ein hoher, kräftiger Mann, von einem großen zottigen Hunde begleitet, mit kurzem Gruße hereintrat und alsbald der Treppe sich zuwandte und klirren Trittes wohlbekannt dieselbe hinaufstieg, und ehe der feiste Müller es sich versah, saß der Fremdling in dem von ihm verlassenen Lehnstuhle am warmen Kachelofen in der großen getäfelten Wohnstub, welche eben erst von der eingezogenen Laterne wieder erleuchtet wurde und der erschrockenen Wirthin den eingetretenen Kriegsmann kenntlich machte, der beide Beine von sich streckte und seinem über und über mit Koth bedeckten Bullen die Schnautze strich, welcher seinen Kopf traulich auf sein linkes Knie gelegt hatte und seinem Herrn gleichsam sagen wollte; bin froh mit dir, eine trockene, windstille Herberge gewonnen zu haben.

Der Blick des fremden Gastes war wild, von seinem Haupte wallte langes blondes Haar unter gemeiner Sturzkappe hervor; seine hervorragenden breiten Backenknochen beschatteten ein dichter röthlicher Bart, und unter seiner scharfgeschnittenen, mehr als mittelgroßen Adlersnase, wucherte ein mächtiger Schnurrbart, der über den Mundwinkeln mit den Backenhaaren sich vereinigte, und sorgfältig gepflegt zu sein schien. Seine Kleidung bestand

in einem fahlgrünen kurzen Leibrock, worunter ein Lederkoller, mit Eisenringeln versehen, sichtbar war; um den Hals trug er ein weißes, schmutzig aussehendes Linnengeschling von feinem Model, das halb auf die breite Brust herabhing; seine Lenden waren mit einem breiten langen Schwerte umgürtet, das ein künstlich durchbrochenes Gefäß hatte; zu seiner Rechten schaukelte ein fußlanges Hüfthorn, das allerlei erhaben gearbeitete Jagdstücke zeigte; sein Gürtel hielt ein werthvolles Stoßmesser fest; seine enganliegenden Lederhosen endeten in schlotternden, bis unter die Waden aufgekappten Stiefeln, an welchen schwere großräderige Sporen klirrten.

Eine ziemliche Weile lief der Müller, nachdem er sich aller Wehrlast wieder erledigt hatte, still in seiner Stube auf und ab, betrachtete verstohlen und grämlich den Fremdling, hoffend, er werde ihm seinen Backenstuhl räumen, und als dieses nicht geschah, räusperte er sich einigemal und begann dann: „So sagt mir doch, wer seid denn eigentlich Ihr, daß Ihr so gar bekannt und bequemlich in meiner Stube thut? Ihr pflanzet Euren schweren Leib in meinen Ruhstuhl, daß das Heugras drinn nimmer zu lockern ist, strecket die langen Beine von Euch, daß man kaum noch einen Gang durch die Stube machen kann und Ihr schüttelt hier Euern mitgetragenen Wegdreck so begier ab, wie Euer Hund auch, der doch in den Stallraum gehöret und nicht hierher; hätt' gute Lust! hätt' gute Lust!" —

„Ach, laßt mir nur eine Stunde Ruhe hier, dann will ich Euch gern Euern Hausherrnplatz räumen! Ich

bin ein Kriegsmann, der dem Herzog Dienst gethan und der schon lange irrfahret."

„So, so! s'ist also Müdigkeit, die Euch zur Rast mahnet?"

„Ja, müde bin ich, wie ein lang gehetzt Reh," erwiederte der Bewehrte und zog seine Beine näher an sich.

„Wo ist denn aber Euer Gaul blieben, der Euch, wie's nach augfälligem Sporenschmuck scheinet, getragen hat?"

„Mein Gaul fiel mir unter der Gabel zusammen?"

„Seid Ihr vielleicht auch hungrig? — Beliebet Euch ein Mehlatz, so stehet Euch ein solcher zu Kram ohne Hohlpfennig;" fragte nun gutmüthig und theilnehmend der Mühlherr.

„Der Hunger ist eben nicht so groß, denn eine alte Brodkrume hat mir denselben leidentlich verscheuchet, aber des Durstes Pein quälet mich absonderlich. Die Zunge klebet mir am dürren Gaumen und meine Lippen brennen, als wären sie mit Ingwer bestreuet."

„Das ist mir leidlich; außer fester Milch habe ich nur trüben Säuerling im Kern und Klarwasser teichelt fernweg im Weiler. Seit fünf Jahren schenkte uns Gott gar keinen Wein und der letztjährige hat fast lauter Herlinge gebracht. Und wenn nicht bald besser Wetter anhebt, sind unsre Kelterbüth heuer auch schon getränket. Es ist ja so kalt und seit zween Tagen eine solche Stürmung, als ob der Welt End nah wär. Glaub's fast, was man so redet: „So auf der Erd kein Fried, verstummt im Himmel der Engel Lied!"

Während diesen Worten war die Wirthin in die Küche geeilet und hatte auf den glimmenden Kohlen den beim Abendessen über gebliebenen Brei erwärmet, und zur Hartung einige Enteneier in die heiße Asche geleget, um Gastfreundschaft damit zu üben nach der Altvordern Sitte. Als sich der Fremdling hieran wacker gütlich gethan, die volle Milchkanne seinen Durst gestillet und auch der hungrige Hund treulich seinen Theil bekommen hatte, rückte der Müller seinen Stuhl näher an den Ofen, wo der Fremdling saß, putzte seine Leuchte und nahm wieder das Wort.

Das Gespräch.

„So legt doch Euern Pallasch bei Seite, und laßt Euch nicht bresthaft sein diese vier Wände; Ihr seid bei ehrlichen Leuten, welche wirtenbergisch Hülfsvolk ehren. Scheint Ihr mir doch auch kein Strickreiter aus Bruchsal oder vom Elsaß zu sein, der Einem die Mähre aus dem Quartier stiehlt, auch kein Schnappsackritter mit welscher Zung, deren es gegenwärtig so viele gibt, als hätte der Herrseibeiuns seiner Sacerlott-Kameraden tausendfältiges Standlager aufgehoben und dem armen ausgemerkelten und bedrängten Wirtenberg zum Gsengott g'schickt. Denn alltäglich wischt bei uns ein ander Herrenvolk, hungrig wie die Kirchenmäus, den Löffel. S'ist wirklich eine böse Zeit! Theurung, Mißwachs und Pestillenz, Unglauben, Meineid, Raub und Mord, Krieg und Kriegsgeschrei aller Orten und es soll noch ärger werden. An letzt Quatember sah man allerwärts am

Himmel blutige Heerzüge, eine Feuersäule, als stünd die Welt in Glut, eine leibhaftige Ruthe drohete hellflammend vom Firmamente herab, ein Vorbot türkischer rasender Züge aus Asia, deren Pferd im Christenblut waten werden, bis an den Zaum, von der Donau bis an den Rhein. S'ist aber auch kein Wunder, wenn Der über uns also schläget! denn wirklich heißet es gerechter Weise; wie die Herrschaft, so's Gesind! wie der Fürst, so das Volk! Recht und Gerechtigkeit ist nirgend mehr zu finden! Wahr und treu Wort ist allüberall gewichen, und ein fromm Gebet ist zu Spott worden bei Jung und Alt! Jed Herz-thut, wonach ihm gelüstet und das Alter ist der Kinder Spott; Jeder greifet statt zur Pflugschar, zum Schwert, statt zur Hap', zum Sternkolben. Felder und Berge stehen brach und kahl und die Bäume hat der Feind zu Storren gemacht. Hieran trägt aber am meisten unser Raufbold Ulrich schuld, dem das Nehmen lieber geworden, als das Geben, der das Bad ausschüttet sammt dem Kind, und statt dem Frieden suchet ein blutig Regiment! Niemand weiß mehr, weß Farb und Banner er ehren und folgen soll, und weß Glauben er haben darf! Bald soll man zur Trommel schwören, bald zum Rosenkranz! Bald ist man österreichisch, bald bündlerisch, bald wirtenbergisch, bald gar Nichts! Wenn Gott nicht bald dazwischen fähret mit seinem Arm, dann hängt am Bettelstab das ganze Land, daß Ihn erbarm! Ist's nicht so? Alter Degen!"

„Ja, ja, s'ist schlimme Zeit!" antwortete der Kriegsmann mit niedergeschlagenem Blick.

„Wessen Fähnlein folgtet denn aber Ihr, eh Euch der Sturm an unsern Bach getrieben? wenn ich fragen darf.“

„Dem der Geweihe, bis vor wenigen Tagen.“

„So, so! Da könnt ihr mir vielleicht von dem blutigen Treffen auf der Könger Brück, welches ehegestern gewesen sein soll, erzählen, allwo unser herzoglicher Zänker, um aus der Klemme zu kommen, weil zu vorderst keine Freund und zu hinten viel Feind waren, vom höchsten Bogen über's Geländer mit seinem Teufelsroß spornstreichs hinab in den Neckar gesprungen und dadurch den hie und dort andrängenden Siegern und Verfolgern entronnen sein soll. Ja, ja, auf mehr als 500 Leichen soll die Aprilensonne scheinen und nicht nur Hans Pfeiffers von Hardt Bauernblut soll da geflossen sein, auch adelige Adern wurden geritzet und ihr Inhalt verspritzet. Ein Edler v. Thumb und Gültlingen, Herr Sturmfeder, der Fähnderich, Herr Salm, Palm und Ellerich von Hausen sollen verendet am Wege gelegen haben. Rafan v. Thalheim soll des Herzogs Achseltüchlein noch erhaschet haben, als er in die Wasser sprang und Christoph v. Schwarzenberg, des Fliehenden Erzfeind, hab ihm den Reiher von der Haub gerissen. Hab's heute früh von fünf Lanzknechten gehöret, welche hier den Entronnenen vermutheten, suchten und haschen wollten. Die Stuttgarter haben ihm ihre Thore verschlossen, und der Furthweiler Kelterpfaff hab ihm gestern nichtmal ein Schutzplätzlein über Nacht gewillet, ja des armen Heßlachs scheeler Anwalt soll spottendlich ihn mit den Worten verwiesen han:

„Wir kennen keinen Herzog! hant in die Stadt nicht weit.“ „Das ist nicht recht! das ist nicht recht! Der Gerechte soll sich des Vieh's, warum nicht auch des Menschen erbarmen! Wenn auch Fürsten ein Leidgang noth thut, so hat er fürwahr schon etwelche gethan.“

„Ihr habt Recht; ein hart Geschick hat ihn betroffen und seine Freunde haben sich in Feinde verwandelt, sprach der Fremde, und denen, welchen er wohl that, vergelten ihm mit Uebelthat; sein edles Roß, das ihn durch manche Gefahr getragen, liegt drüben am Fuße der Eßlingersteige zerschmettert. Verfolgt von seinen Widersachern stürzte es im Dunkel der Nacht von der hohen Rebmauer tief auf des Hohlweges Steingrund und zerbrach sich die Beine. Des Reiters Schwert soll ihm mit einem Stoß in die Brust vollends den Garaus gemacht haben. Der Herzog soll nach Tübingen zu seinen Kindern und vielen Rittern, welche daselbst hausen, geflohen sein. Will mich auch dahin begeben, so Gott will, mit kommendem Morgen, wenn Ihr bis dahin mich beherbergen wollt, sonder Bequemlichkeit und Opfer.“

Der Abendsegen.

„Ihr möchtet wohl gern schlafen; denn eben schlug's in der Stadt drinnen Mitternacht. Seid auf einmal ganz verblüfft worden; müßt aber g'scheidt sein, es gilt ja nicht Euch, ich hab' vom Herzog g'sprochen. Und s'kommt mir nochmal: Von Ulrich heißt es fast, wie von diesem und jenem Judenkönig im alten Testamente: „Und er that, was dem Herrn übel gefiel!“ Darum hat er

jetzt auch mit David dem Psalmisten zu klagen: „Da ich im Glück war, hatte ich der Freunde viele; so aber des Herrn Hand mich züchtiget, sind sie meine Spötter und Feinde worden, und die, denen ich wohl that und zu Ehren brachte, kennen mich nimmermehr." So ist's aber recht; eine solche Leidensschule thut ihm Noth, damit er erfahre, daß all' seine Herrlichkeitsschlösser auf Sand gebauet sind, und die Sünden seines Stolzes, seines Hochmuths, seines Pausens und Brausens in fürstlichem Wahn wie ein Stein, den er in die Höhe geworfen, auf seinen Kopf fället. Ja freilich, wenn alle Mondswende Sabinenhochzeit wäre, dann würde er ein namhaft Heer von Scharmunzer, Schluckspecke, Schmeichler, Windmüller, und Wachsdreher haben, und sein Sodomschloß ihm jetzt nicht verschlossen sein. Seine Turnlust hat ein Ende genommen mit Schrecken und Freundesmord und Missethat liegt schwer auf ihm. Seine armen Unterthanen, die er durch Prassen, Schwelgen und Jagen zu Better gemacht, können nichts mehr geben, hat's wohl auch selbst schon gedacht, und die, die an seinem Thun sich bereichert haben, verschließen ihre Mammonskisten aus purem Geize und heuchlerischer Armuth. Wenn aber Gott die Fürsten nicht auch von Zeit zu Zeit, wie einst den Sardanapel, züchtigte und demüthigte, wo wär' der Völker Hilf' annoch zu finden; ihre Speichellecker und Höflinge würden sie vollends zu Götter machen, für was sie sich überhaupt schon von Kindesbeinen an zu halten gewohnt sind, weil sie für all' ihr Thun Niemand Rechenschaft geben zu dürfen vermeinen, der Arm der strafenden Menschenge-

rechtigkeit sie nirgends erreichen kann und der Ewigkeit Strafen nur den armen Unterthanen gelten. Plündert und raubet der Fürst Hütten, Spitäler und Kirchhäuser zum nimmersatten Verpausen aus, so heißet es: s'hat's der Fürst gethan! Ebenso heißt es, wenn er die Ehe bricht, einen Mord thut, oder aus übler Lann' Krieg und Jammer über ein ganz Volk bringet; nirgends ist ihm Straf' gewärtig, denn allein vor Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt. Und das ist noch des gemeinen Mannes Trost. Nicht wahr, alter Haudegen? Nicht wahr? Hab' ich zu viel gesagt?"

„Nein, nein! noch viel zu wenig! Dem Höchsten sei's geklagt!" erwiederte kleinlaut der Kriegsmann, indem er sich die Sturmhaube lüpftete, den Streitdegen vom Leibe schnallte, seiner ganzen Länge nach sich auf's Esterich streckte und sein rauhhaariges Vierbein sich zum Kopfkissen machte. „s'Wird schon wieder anders und besser kommen!" murmelte der sich zur Ruhe Gelegte.

Der Müller befühlte nochmals den Ofen, ging dann hinaus und legte noch ein Reisachbündel auf die Glut, damit es dem Gaste nicht zu kalt für die Nacht in der Stube werden möchte; setzte sich hierauf an den runden Tisch, nahm die Hauspostill vom Gesimse herab, legte seine Schmerkappe bei Seite, faltete andächtig die Hände und las mit lauter Stimme den Abendsegen, der mit den Versen endigte:

Dieweil ich leg' das Haupt nun hin
Und auch die müden Glieder,

So bitt' ich dich recht inniglich,
Mein Herre Gott, sei Hüter,
In dieser Nacht verjage du
Den Teufel und die Seinen,
Daß sanft in deinem Schutz ich ruh'
Bis Morgenlicht wird scheinen.

Vergib' mir alle meine Schuld,
Sünd', Missethat, Gebrechen,
Und laß für mich und alle Welt
Des Lämmlein Sühnblut sprechen!
Stell' deine Engel um jed' Haus,
Fach' an des Glaubens Kerze'
Heil Jedes Leid und Wunde aus,
Geuß' Fried' in Aller Herze!

Breit' aus dein Evangelium.
Laß Türk' und Heid' nachdürsten
Gib' Unterthan Gehorsamkeit,
Und Mildigkeit dem Fürsten,
Gerechtigkeit den Richtersleut',
Den Kirchherrn heil'gen Samen,
Den Kindern Lieb', Ehhälften Treu',
Um Jesu Christi Namen! Amen.

Als der Müller geendet hatte, blies er sorglich seinen Span aus, betete, während er seine vier Pfähle suchte, noch ein andächtig Vaterunser, und schlief dann tröstlich ein. Der Fremdling aber zog hoch auf seinen Athem und heiße Thränen rollten auf sein getreues Thier.

Der Abschied aus der Mühle.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Regen hatte aufgehört und schon theilte die goldene Morgensonne den

dichten Nebel, als der Fremdling von seinem harten Lager worauf er süßer, denn auf weichem Pfühle schlief, sich erhob und mit einem freundlichen Gutenmorgen von der geschäftigen, leise umherwandelnden Müllerin empfangen wurde, welche ihm Schwarzbrod in warmer süßer Milch zum Frühstück hereinholte, und ein blankes Zinnbecherlein, gefüllt mit gebranntem Wasser, daneben setzte. Dabei stellte sie auch dem Hunde ein Brünklein Suppe auf den Boden und klopfte ihm leidlich das Fell.

„Aber sagt mir doch, liebe Frau! womit hab ich denn Eure Gastfreundschaft also verdienet?“ fragte verwundert der tüchtig zugreifende Wehrmann in gar verbindlichem Tone.

„Herr! dadurch, daß ihr dem flüchtigen und verlassenen Herzog zu Hilfe wollt, deß freuet mich so sehr.“

„Und deßhalb,“ redete der Müller dazwischen, „daß wir immer noch Hoffnung unter'm Brusttuch tragen, der Verjagte werde seiner Zeit siegreich wiederkehren, den Stuhl seiner Väter wieder einnehmen und das österreichische Pfaffenregiment, das jedem guten Wirtenberger wehe thut, über kurz oder lang zu Schanden machen. Denn dieses denkt, wie Jerobiam: „Jener hat Euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen.“ Deßhalb müssen dem Verfolgten aller Braven Herzen wieder zufallen. Sagt ihm dies und er wird wieder getroster werden. Schweizerhülfe seie ihm nahe, und um das Soldgeld aufzutreiben, bedürf' er nur die bodenlosen Pfaffensäck' und Klosterversteck nochmals zu kustern und zu stürzen. Thut mir derohalben die Freund-

schaft und nehmet meinen Gruß und diesen Goldgulden, den einz'gen den ich hab', dem Herzog nach Tübingen mit, er wird ihn wohl brauchen können, diesen Nothpfennig, in seiner Leidensschule! Denn ich weiß gar wohl, daß man ohne Geld ein schüchtern Gemüth hat, auch wenn man die Trompeten von Jericho besäße, mit deren Geschmetter man die Mauern zusammen werfen könnte. Allein der Himmel wird ihm schon wieder hell werden. Gestern hat's arg gestürmt, heute ist wieder Sonnenschein. Die Kothwege sind wieder gangbar und die müden Glieder haben wieder Kraft zu neuem Beginn. Also wird's auch Herr Ulrich erfahren müssen! Wenn nur die Geldnoth ihn nicht wieder katholisch macht; sonst ist Alles, Land und Leut', für immer ihm verloren. Sein klein Stöffele und dessen Schwester kann freilich nichts dafür, wenn man's zum Rosenkranze hält; aber von Ulrich munkelt man viel, aber s'ist auch oft viel erlogen! . . ."

„Was ist das für ein Geräusche? — Horcht, es ähnelt dem Kalbfell?" fragte der raschaufspringende riesige Kriegsmann, indem er sich sein langes Schwert umschnallte. Seine Blicke flammten kampfgierig, wie die eines gereizten Löwen. Erschrocken fuhr sein Begleiter auf, der still bisher zu seinen Füßen ruhte, und harrete mit gesträubten Haaren dem Winke seines Gebieters, welcher eiligst seine Klinge musterte und sein Stoßmesser beschaute.

„s'Wird ein Haufe Reichsspechte sein, welcher mit einem Fähnlein auf die Streife zieht ob die Steige; macht Euch daher auf den Kothurn, und eilt des Bopsers Bergpflaster zu, mein Philipp soll Euch bewehrt bis hinter

die Weissenburg begleiten und der nimmt's auch mit einem Dutzend solcher Spelunkenknechte auf;" sprach der Müller mit Zuversicht.

„Und diese Brode stecket noch zu euch;" drängte die Müllerin, „der Hunger kehrt eher, als eine Herberge, und der Weg durch den Schönbuch ist nicht der beste. — Gott sei Euer G'leitsmann!"

Herzlich dankend schritt der Kriegsmann die Treppe hinab, wo der übelhörige Philipp reisefertig stand und der Mühlherr seine Stelle bis zu dessen Wiederkehr übernahm. Unter derbem Händedruck abschiednehmend, bedauerte der Scheidende, daß er jetzt für die empfangenen Wohlthaten Nichts zu geben vermöge, allein vielleicht schreibe es ihnen der Herzog seiner Zeit gut.

„Wollt von Ersatz nicht reden;" sprachen die Herbergleute. „Der Herzog bedarf Hilfe und wir Wasser! Wenn er nur so viel Hilf' jetzt hätt' als wir zur Stunde Wasser, dann wär' ihm g'holfen. Sollt freilich uns hier da, wo ihr stehet, auch ein „Brünnlein" mit hellem Trinkwasser fließen, damit wir dasselbe nicht im Weiler holen müssen, aber die Deichelung heischet Geld, und das ist rar, wie ihr wisset, in der Jetztzeit, auch mangelt uns hiezu die Gerechtigkeit auf Flur und Almand." Bei diesen Worten winkte der Fürthmüller seinem Knechte, daß er sich sputen solle und kehrte mit seinem Weibe dem Mühlhaus zu. Noch einmal wandten sie sich um und schauten dem Fremdling stille nach; dann sagte der Müller: „s'Ist meiner Treu ein halber Riese, von nicht gar gemeiner Art und Weis', der auch in seiner Elendigkeit und Noth

einen erstaunlichen Männerstolz bewahret; unter dessen Buschen ein keck Aug rollt; der Schultern und Gelenke hat, die halbmal breiter und größer sind, als die meinigen und ich bin doch beim Henker auch kein Siebling! Möcht' wahrlich, liebe Grete, wärst du und diese Mühl nicht mein, viel lieber ein solcher Streiter und Reiter in Freiheit, als ein staubiger Müller hierorts sein!"

„Potz tausend!" lachte spöttisch die Hausfrau. „Du wärest deinen Feinden ein dicker Gideon, und die Deinen könnten unter Deinem Körperschatten gut fechten! Doch, allen Spaß beiseite; besahst Du auch des Fremden Waffen und Habit? Sein grün Wamms glänzet so fein, wie ein Mausfell, und seine Hemdkrausen am Geder seh'n wie Steinflachsgewebe aus. Ein Halsgeschling hat er, desgleichen ich so schön noch nicht geseh'n, es ist gekreppet und blumig gekippert künstiglich. Sein gelbes Lederkoller ist sonderlich klein gesteppet und sein Bandelier und Gürtel sind gar, wie mir däucht, mit hellweiß Wachs gefummelt, auch scheint mir sein Nestel am Rockschoos Seide zu sein! So schön ist keines unserer Siebe geflochten, als sein Panzerhemd und seine Haub' ist fleißiglicher genagelt, als ich je eine gesehen, schade, daß Stern- und Kolbenschläg selbe gar verdorben; sein Stößer und Knicker sind mit Silber garnirt, sein Schwertgriff und Hüfthorn gemodelt und gravirt; seine Dreischlagstilpen sind Juchtleder, dergleichen man bei vornehmen Herren nur sucht und seine Sporen, wenn ich recht geblickt, sind mit Silberstift ob dem Kothurn gezwicket. Ja, ja, lieber

Georg, wärst Du nicht mein, wollt' ich auch lieber solch schmucken Ritters Wirthin, als hier Furthmüllerin sein!"

Pflanzung der Ulrichslinde.

Schweigend schritten der Kriegsmann und der taube aber beherzte Philipp einige hundert Schritte des Baches entlang; ihnen freudig voran sprang der Bullenbeisser des Fremdlings, der im Maul ein grünes Lindenreiser trug, das er in der Nähe der Mühle sammt den Wurzeln aus weichem Grunde mit barrem Zahn gerissen hatte. Da wo ein Brücklein rechts über den Bach hinüber nach einem Fußweg, dem Hauptstätterthore zu, führet, lenkten sie hinüber und hatten bereits den Heßlacher Steinweg erreicht, als der Hund links bei den drei Kreuzen, genannt „die Sühne," zwischen regellosem Gestein, ein klein Berglein sich heben sah und darauf zusprang. Nach einem Augenblick hatte er die gehobene Erde zerstöret und mit seinen Füßen aus tiefer Grube einen lichtscheuen Maulwurf auf den sonnigen Rasen geworfen, der alsbald sich mühte wieder in die Grube zu kommen, aber von dem Hunde getödtet wurde, der seine mitgetragene Lindenmaie in den aufgewühlten Boden hatte fallen lassen. „Ha," rief freudig der Kriegsmann, indem er seinem zottigen Begleiter wohlgelaunt den Rücken klopfte, „guter, stiller Begleiter in meiner Noth! du gleichest den treuen Kindern meiner Heimath, welche die Schwarzkutten, die in den Gemächern der Finsterniß ihr unheilig Wesen treiben und das Licht des Tages scheuen, verfolgen, ihre Wohnungen zerstören und nimmermehr denselben eine

Zuflucht oder bleibende Stätte gönnen wollen, der faulen Pfaffenbrut. Du vergissest mit der guten Stunde die bösen Tage, und freudig springest du mir voran auf meinen wunderlichen und beschwerlichen Wegen, mich gleichsam aufmunternd auch gleich also froh zu sein wie du. — In den zerrütteten Bau dieser Wühlratze will ich das grüne Reiser drücken, welches du vom Mühlhof herüber, wo unsre Nachtherberge war, lustig bis hierher getragen, vielleicht schläget es seine Wurzeln in der von dir bereiteten Grube." Der Fremdling bückte sich, drückte die Lindengerte in den feuchten Boden und umschirmete sie so gut es seine Eile erlaubte mit umherliegendem Gestein. „Wachse empor, junges Bäumlein!" greife tiefe Wurzeln, daß der Erde Kraft und Saft in Fülle treibe in deine zarten Aeste, und sie sich ausbreiten zu einer herrlichen Krone, unter deren schattigem Kranze späteste Enkel ruhen und ein Schutzdach bei dir Jedermann finden möge. Kein Sturm mög' dich zerknicken, keine Dürre dich versengen und keines Frevlers muthwillige Hand dich beschädigen. Unter deinen Blättern möge die Lerche ihr Morgenlied beginnen, ehe sie sich zum blauen Himmel schwinget, wenn der Fleißige zur Arbeit hier vorüberziehet, und die Nachtigall ihr Abendlied singen, wenn der Müde heimwärts ziehet. Blühe und grüne so lange, bis ein Enkel meines Stammes die Königskrone träget und Stuttgarts Gassen über deinen Wirtel sich ausbreiten! Dann mög' statt deiner eine Eich' aufsprossen für ewige Zeiten."

Mittlerweile war der Mühlknecht weit hinab gegen

das Hauptstätterthor hinabgeschritten, und der Fremdling hatte Noth ihn am Fuße des Bopsers wieder einzuholen. Links ab des Weges wurde eben auf dem sogenannten „Käs" der Boden geebnet, um wie es schien eine Hinrichtung darauf vollziehen zu können. „Was soll dort werden?" fragte laut der Wehrmann seinen Begleiter, der hinüberblickte und den Kopf schüttelte.

„Fünf Männer und einem Buben von achtzehn Jahren werden heute Vormittag die Köpfe abgehauen, dieweil sie trotz höchstem Verbot: den Namen Herzog Ulrich von Wirtenberg, mit Lieb' genennet haben, bei einem Krug Wein am Löwenbrunnen; s'ist himmelschreiend, wie man umgehet mit gemeinem Volk!" rief ein alter Winzer von seiner hohen Rebmauer in Mitte der Pflastersteige herab, dem Fragenden zu.

„Wie heißen die Verurtheilten?"

„Brodbeck, Egen, Burr, Eleß, alt und jung Spönlen! und sollen noch viel nachfolgen;" antwortete der Alte.

Weit hinter den Trümmern des Schlosses Weissenburg, in der Nähe des Degenloches, wo der letzte Sprößling der Edeln von Weissenburg an der verfallenen St. Jakobskapelle sein junges Leben ließ, nahm der taube Philipp Abschied von seinem Geleitsempfohlenen und machte sich den nächsten Pfad am steilen Berge hinab, um in Bälde wieder in seiner Mühle zu sein. Lange machte der Rittersmann seine stille Betrachtung über die seinetwegen heute zum Tod Geführten. „Ach, ach! daß ich Euch armen, unglückseligen Vätern nicht helfen, Euch nicht befreien kann! Wie arm und elend bin ich ge-

worden! Und ich will noch mein Loos verwünschen? — Wann werden die Opfer meinetwegen aufhören? Haben doch meine Feinde erst dem edeln Sebastian Emhardt auf dem Schlosse Asperg, der mir den Thorschlüssel dorthin behändigen wollte, ein schrecklich Ende bereitet, indem sie ihn lebendig in die Wallmauer einmauerten. Und nicht minder qualvoll und mörderisch fand sein Mitwisser, Hans Fritzen, um meinetwillen den Tod. Sie zwickten ihn mit glühenden Zangen fünf Stunden lang, dann zerrissen ihn vier Stiere im Kreise unbarmherziger Feinde. O Leonhard v. Reischach, warum hab' ich nicht dir gefolgt, als du mir den brüderlichen Rath gabst, die Flucht nach Welschland zu nehmen, und glücklichere Zeiten abzuwarten, um mein Ahnenerbe wieder zu erobern, wenn Oesterreichs blutiges Regiment sich am sichersten und stärksten halten wird. Alle diese und noch viele andere Treuen wären nicht gemordet worden und ihre Hilfe wäre mit jedem Tage mehr und mehr erstarket! — Ja freilich, freilich ist es ein unrecht Verlangen meiner Seele, wenn ich nur gute Tage heische, schaffet doch Gott die bösen neben jenen, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist, aber wahrlich, es wäre bald an der Zeit, daß es mir wieder besser ginge; denn seit Jahren trinke ich schon aus dem mehr als tiefen Becher der Trübsal, und immer noch vermag mein Aug' seine Tiefe nicht zu ergründen, und mein Fuß das Ende meines Wirrsals zu finden. O wie beneide ich den Aermsten in seiner Hütte, der im Schweiß seines Angesichtes sein Brod isset, irgend in einem stillen Winkel wohnet und den Fürstenglanz und

die Fürstenbürde noch nie erkannt hat. Seine Seele bleibet rein von Blutschuld und sein Ende ist ihm ein trostreicher Eingang in den Himmel, und ein fröhlich Gemüth versüßet ihm das Bitt're seiner Tage."

Die Mittagsruhe.

Unter solchem Selbstgespräch, obgleich mit den Waldwegen sehr vertraut, verirrte der Fremdling doch, und hörte erst nach vierstündigem Gehen die Mittagsglocke eines fernen unbekannten Dorfes vom Waldthale herauftönen. Er setzte sich müde auf den sonnigen Moosgrund unter einer Eiche und holte für sich und seinen zahmen Begleiter die Brode aus seiner Brusttasche hervor, welche ihm die Müllerin vorsorglich aufgedrungen hatte, hob dieselbe dankend gen Himmel, tauchte sie in die neben ihm aufmurmelnde Quelle und verzehrte sie hälftig, die andere Hälfte reichte er seinem Hunde. Hierauf streckte er die Beine weit aus, und summte gar wohlgemuth ein Lied von Lenz und Jugendlust, und immer höher und lauter tönte die Stimme aus seiner Brust:

Willkommen, Frühlingsbote! Willkommen holder Knab'!
Mit deinem würz'gen Odem, mit deiner Himmelsgab'!

Kehr' ein in meinem Busen, mit deiner Seligkeit,
Mit deinem Unschuldssinne, mit deiner Himmelsfreud'!

Bring mir den Frühlingsglauben, der Kindheit holdes Glück,
Nur einmal, Friedensengel! nur einmal noch zurück!

Das nasse Aug' des Sängers umflorte sich und er schlief

ein. Ein Traumgesicht zog an seiner Seele vorüber; ihm war's, als ob er auf blutgefärbtem Raume stehe, und zu seinen Füßen sein erschlagener Freund liege, um den ein greiser Vater und eine alte Mutter bitterlich weinten; daneben hörte er die zwei Brüder des Gemordeten mit schrecklichem Eide Rache schwören, den Meuchelmörder ihres Theuren so lange zu verfolgen, bis auch ihr Blut den Boden tränke. Kalter Schweiß sammelte sich auf seiner Stirne und Angst zitterte durch seine Glieder. Das Mark und Bein durchdringende Gekrächze eines befiederten Raubgesellen über ihm auf dürrem Aste, weckte ihn auf aus seinem grausigen Traume. Sein Auge sah erschrocken empor nach dem Laubkranze über ihm, wo er auf fahlem Rüster einen gräßlichen Uhu sitzen sah, unter dessen Krallen eine blau und grüne Schleife herabhing, in welcher er den morschen Rest der Leibbinde erkannte, mit welcher fünf Jahre früher Hans v. Hutten an jenem Aste von dem ergrimmten Ulrich aufgeknüpft wurde, nachdem er ihm das Schwert durch das Herz gestoßen hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang er auf, schaute um sich und sein Ruheort ward ihm schrecklich wohl bekannt. Wie ein Wahnsinniger eilte der Fremdling mit dem Weheruf von dannen: „Herzog! Herzog! was hast du an dieser Stätte gethan? Deinen Jugendfreund, der dir zweimal das Leben gerettet, und als der Baumkahn auf dem Bärensee umschlug, erst an deine Rettung vor ihm dachte, hast du zum schmählichen Opfer deiner tollen Eifersucht gemacht und ihn erwürget, dessen Weib du geschändet; was hat er mehr gethan, als du, daß er nach

deinem Weibe blickte? Hast du nicht die Sünd' der Unkeuschheit zuerst entflammet und die Treue doppelt gebrochen? Huh! Huh! Herzog! Wie schüttelt so eisig dieses schon vor so vielen Monden begangene Verbrechen deine kräftigen Glieder! Ulrich! Ulrich! Kain mußte des Brudermordes wegen flüchtig in fremdes Land und unstät sein, sein Lebenlang, schlägt dich Gott nicht auch mit gleicher Ruthe? Und du wagst noch, zu fragen: „Herr, warum sind meiner Widersacher so viele und der Verfolgung kein Ende?' Unheilig und Thorheiten voll war dein Treiben von Jugend auf, und deines Zornes Wuth kannte keine Schranken, mehr unschuldig Blut hast du vergossen, als daß es dir vergeben werden könnte! Denke an den greisen Vater, und die trostlose Mutter Dessen, den du wehrlos und tückisch unter jenem Baume ermordet, wo vielleicht vor Kurzem noch deiner Väter fromm Gebet zum Himmel stieg. Hörst du die Glocken von der Kirche im Thal herauftönen, wo die Hülle des von deiner Hand gemordeten Freundes vier Jahre ruhte? bis die Liebe der Seinen sie heimwärts führte zu nimmervergeßlichem Denkmal deiner Blutschuld! Flüchtig, flüchtig mußt du sein! Denn wer Gott verläßet, der wird wiederum verlassen, und mit großem Grimm zu seiner Zeit geschlagen! — O Hutten! Hutten! wache auf und vergib diese Sünde!"

Scheu und mit eingezogenem Schweife folgte bei dieser lauten Jammerklage das gute Thier seinem Herrn durch den schattigen Wald, und erst als sein Gebieter am Grenzsteine von Waldenbuch stille wurde und ruhiger seine Arme trug, wagte es wieder munter vorwärts zu

springen, und bei jeder zurückgelegten kleinen Strecke sorglich nach ihm zurückzuschauen, und dann wieder weiter zu traben, als ob es das Ziel der Wanderung wüßte und dasselbe eilig zu erreichen strebte.

Die Schloßwache.

Die Sonne war hinunter und eben läutete man die Thorschlußglocke zu Tübingen, als der Fremdling durch die engen krummen Gassen der Stadt wohlbekannt dem Schloßberge sich zuwand, langsam die steile Höhe hinanstieg und lange vergeblich an der Pfortenglocke zog, bis ein Wachmann von der Brustwehr herab, den Unbekannten mürrisch fragte: wer Einlaß heische? „Ein herzoglicher Sendbote, der wichtige Kunde bringet von Ulrich! drum tummle und spute dich, Thurmwärtel, und schließe auf!" rief der Gefragte an der Schloßmauer hinauf. Endlich weichet der Riegel am schmalen Eingangthürlein und durch die Nacht von Aussen tritt der Fremde in den zum Tag erhellten Schloßraum. Von den Gemächern schallet lauter Sang, Becherklang und Reigenspiel. Staunend fraget der Sendbote: welcher Festtag solch frohes Gepause hervorgerufen? „Das ist der Adelsherren tagüblich Gethun?" Wo sind aber die Wachen auf den Wehren, nirgends sehe ich solche umherschulen? „Die müssen des Abends die Mundschenken und Atzträger auch lustigliche Comödiaspieler machen." So, so! knirschte der die breite Wendeltreppe klirren Tritts hinaufsteigende Unbekannte und riß die Flügelthüren weit auf an dem Saale, in welchem die Herren banquetirten. „Ehret

man hier also des Herzogs Wille," donnerte mit lauter Stimme der Eintretende den Sorglosen zu, „daß ihr gegen Eid und Pflicht hier schwelget, als ob der Frieden weit hinausreichte über den Markstein des wirtenbergischen Landes. Wie wollet Ihr Abwehr thun dem anrückenden Bündlerheer, und des Herzogs Sohn und Tochter, welche euch empfohlen sind, Schutz geben, und die Veste vor Ueberfall und List wahren in Eurer Schlemmerei. Fürwahr, Ihr seid Miethlinge sondergleichen!" Während dieser Worte sprang ein Knabe und ein Mädchen herbei und umfaßten mit dem Freudenruf die Kniee des Zürnenden: „Vater! Vater! Herzoglicher Vater! sei tausendmal willkommen, gegrüßet und geküßt! Wirst du uns wieder nach Stuttgart führen, zur guten Mutter?" Schmerzlich bewegt nahm der Rittersmann die beiden Kinder auf die Arme, drückte sie liebend ans Herz und küssete sie vielmals. Das Gelag ward aufgehoben, die Lichter verlöschten, und der gekommene Herzog zog sich mit seinen Kindern in die Schlafkammer zurück. Den kommenden Morgen entbot der Fürst die vierundsechzig Burgritter nebst gemeiner Wehrmannschaft des Schlosses zur Schau in den Hofraum, und war die ganze Zahl dreihundertundsiebenundsechzig. Mit erhobener Hand mußten sie schwören: Wir geloben und schwören, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, dem Herzog in jeder Noth getreu zu sein, das uns anvertraute Schloß, als Herberge der fürstlichen Kinder, bis zum letzten Mann zu vertheidigen, und von keiner Uebergabe zu sprechen, noch eine solche zu dulden, mit Hintansetzung des Lebens,

Einer für Alle und Alle für Einen, so wahr uns Gott helfe und sein heilig Evangelium!" Vor diesem Schwure stellte der Herzog Jedem Wehrmann ehrenhaften Abzug frei, so er durch Gebrest, Eltern-, Weib oder Kinderdrang nicht oder nur feig zu kämpfen vermöge. Von allen aber trat nur Spät von Liebelsbronn hervor und bat um Zug, da ein „klayn elendiglich Häufflyn" sein harrete. Diesem schenkte Ulrich den vom Furthmüller Pfeilschnitzer zu Stuttgart erhaltenen Goldgulden und ließ ihn ziehen. Einige Stunden darauf ritt in stolzem Ritterschmuck der Herzog auf schnaubendem Gaule hinaus aus den Thoren des Schlosses und der Stadt, wohin aber war unbekannt. Drei Tage nach seinem Fortritt drangen die feindlichen Haufen heran und belagerten das Schloß, und nach eilftägigem Einschluß, und sechzehn Tagen seit ihrem Schwur, übergaben die vierundsechzig Ritter ohne Schwertstreich und ohne Noth das veste, wohlverproviantirte Schloß in die Hände ihrer Belagerer, auf eine schmähliche Weise. Wie ein Donnerschlag traf den Herzog die Kunde von der Uebergabe des Schlosses zu Tübingen auf der Veste Hohentwyl. All seine Hoffnungen waren vernichtet, und die theuersten Güter, welche er noch besaß, seine Kinder, waren in den Händen unversöhnlicher Feinde. „Hätte ich nur fünfzig treue Männer," rief er aus, „ich wollte diese Schandseelen, diese meineidigen Verräther, erwürgen mit eigener Faust, und fände ich sie am Altare des Herrn oder im Kriegslager. Ihr Verrath treibet mich in fremd Land und mehret die

Zahl meiner Widersacher ums Dreifache. Aber, so gewiß die Sonne nach düsterem Tage wieder glänzend entsteiget, so gewiß wird auch mir wieder Heil wiederfahren und dann soll mein Arm die Wurfschaufel führen mit erstaunlicher Kraft, damit das Spreu sich sondere vom Korn auf lange Zeit. Wahrlich! wahrlich! wohl vermag ich in dem Schooße eines jeden Bauern sicher zu ruhen, wie mein Ahnherr Eberhard, aber der vermeintlichen Stütze der Fürsten, dem Adel, vermag ich nicht meinen Hund, vielweniger meinen Leib anzuvertrauen!"

Ulrichs Rückkehr.

Fünfzehn Jahre waren seit der stürmischen Aprilnacht verflossen, wo der flüchtige und unbekannte Kriegsmann mit seinem zottigen Hunde in der Furthmühle Herberge suchte und fand, und lieblich hatte der wonnige Mai mit Blüthen und üppigem Grün die Fluren und Wälder geschmücket, welche so lange von blutigem Kriege entweihet und verheert wurden. Die mit Hilfe der Hessen gewonnene Schlacht gegen Oesterreichs Banner, zu Laufen am Neckar, hatte dem bedrängten und schwer mißhandelten Wirtenberg seinen Herzog wieder gebracht, und feierlich hallten dem ersehnten Frieden das Festgeläute der Glocken von Stuttgart erstmals nach langem Schweigen wieder entgegen und freudig strömte die fromme Menge dem Hause Gottes zu. Die Häuser waren mit grünen Maien geschmückt, aus den Fenstern hingen bunte Tücher und auf den Giebeln der Häuser flatterten roth und gelbe Fähnlein. Ueber den Thoren und an den öffent-

lichen Häusern wurden die österreichischen Adler herunter-geschlagen und dafür die wirtenbergische Wappe aller Orten wieder aufgestellet. Auch wurde die Denktafel, welche Graf Ulrich der Vielgeliebte im Jahr 1478 über dem Hauptstätterthor errichten ließ, die aber seit 1520 bis 1534, so lang das Land unter Oesterreichs Herrschaft stand, weggenommen war, wieder vom Magistrat am Schulgaßthörlein erhöhet, und um „sein gut wirtenbergisch Herz" dadurch zu bezeugen, darunter folgenden Vers eingehauen:

Diß ist der Stamm von edler Art,
Der aus Uebermuth verworfen ward,
Vnd durch den Willen Gottes zuvor
Erhöcht zum Zeichen über's Thor.

Vierhundert Bürger hatten sich zu diesem Friedensfeste neue „geschlitzete (Mitschel-) Kleider" machen lassen und zweihundert „holdseligliche Jungfrauen", mit gelben Geschleifen um die Lenden, rothen „Flöckeleins" an den Brüsten, „Schlüpfleins" in dem „Haargemause", nette Körbleins mit Blumen vor sich haltend, standen von der Türnitz (im alten Schloß) bis nach der Stiftskirche herüber in zwei Reihen. Hinter ihnen standen Landsknechte mit gelben gefummelten Kollern und spitzigen, rückwärts „abgelappten" Filzdächern, oben mit rothen Wollbüschen, an denen Messingschildlein hingen, auf welchen Wirtenbergs Wappe „zierentlich" graviret war. All diese Männer, just hundert an der Zahl, trugen lange schwarze Mauser (Schnurrbärte), wer einen rothen oder ander-

farbigen hatte, mußte ihn „tunkiren" (färben), was mit warm Wachs und „Ampelruß" geschah. Die Führer „unter und ober dem Zug" hatten je „zwo Silberglöcklen" am Halse hängen, welche laut „schelleten" bei jeder Bewegung. Schwarz- und rothwollene Binden trugen die Knechte von der rechten Achsel zur linken „Wampe", wo eine „musperliche Schlauf" über dem „Degenhaus quoll". Alles dieses war „gattig und recht fürstiglich ja fast kaiserlich" anzuschauen. Die bei Reutlingen, Laufen und andern Orten gewonnenen Fahnen waren an und in der Kirche „aufgestelzet", In der Kirche war alles überhänget mit Tuchwerk, Waldesgrün und „Bluscht". Die Kanzel war mit einem scharlachenen Mantel behänget, wie der herzogliche Kirchstuhl. Der Altar trug ein himmelblau Tuchgedeck mit weißer Abwand und darauf standen fünf großmodelige Silberleuchter, vier mit drei Aesten, auf welchen helle Leuchtstöck brannten. Der fünfte Leuchter war etwa acht Handspannen hoch und hatte sechs Aeste unten, vier drüber und zwei am Giebel, gleich eines Tannenbaums, und ward von den Landschaftlichen „Gasteileuchter" genennet, weil man ihn nur „anzund", wenn bei den Landschaftherren, in Gemeinschaft mit den Pröbsten, ein groß Gastmahl gehalten wurde, gewöhnlich am Anfang des Kurmonds Juli und Mitte des Christmonds. Diese Leuchter hatte der alte Landschaftsrath Hochstetter, bei Einrückung der Feinde bei Seite gethan und in eine Wand im Keller des Landschaftshauses hinter dem Faß „Wolfaug" einmauern lassen, durch Peter Satz von Kirchheim. Inner den Kriegs-

jahren starb Hochstetter und Niemanden, ausser dem Maurer, wußte mehr von dem Schatze. Deßhalb gedachte Satz daran, das Verborgene für sich zu holen, wurde aber ertappet und vom Kellermeister, als ob er hätte Wein stehlen oder denselben fälschen wollen, dermaßen mit der „Kellermarkgerte“ gehauen, daß er sein Geheimniß verrieth. Er wurd durch den Stadtknecht in der Stadt herumgeführt, an einem eisernen Halsring, gleich einem Feldbieb; sodann mußte er in den Gießübel. Die Leuchter verschwanden nach diesem Friedensfeste und man hat sie seitdem nicht wieder gesehen, weiß auch Niemand, wessen Eigenthum sie geworden sind. Auch Georg Peter Pfeilschnitzer, der Furthmüller, wandelte ehrbarlich beim Festgeläute mit seiner Hauswirthin dem Stifte zu, um des jungen Herrn Doktor Bidenbachs Predigt zu hören und den ausgesteckten Psalmen in Andacht mit der Gemeinde zu singen. Das Gedränge war aber so groß, daß es dem feisten Müller unmöglich war, in das Gotteshaus zu kommen. Er stellte sich daher mit seiner Ehehälfte der Thurmthüre gegenüber, auf die Staffeln des Hauses genannt „zum Schlößlein“. Wenige Minuten harrte er hier, da schmetterten die Trompeten, und der Ruf erscholl: „es kommt der Herzog!“ worauf sich zwischen den Spalieren ein Barett mit schwanker, glänzend weiße Feder zeigte. Es war Ulrich, der heute auch die Neigung fühlte, mit seinem Volke zu beten. Langsam und stolzen Schrittes schritt der Fürst, rechts und links freundlich den Grüßenden dankend, durch die Kirchpforte, nahe an dem Müller und seiner Margaretha vorüber.

Des Müllers Unzufriedenheit.

Als die Kirche zu Ende war und Georg nebst seiner Hauswirthin heimwärts ging, hob er in grimmem Tone an: „Nicht wahr, liebe Grete, nicht wahr, dem sieht man keine Noth an, s'ist noch der alte, prachtliebende, stolze, hochfahrende Salomon, der von ächtem Korn und Schrot kein Zeichen mehr führet, als seine große Nase und ein breit Gesicht. Trägt er nicht gar einen Würfling (Schultermantel) von grün venetischer Glanzseide, mit Goldtressen beendet, auf halber Schulter, unter welchem ein schwarz sammtenes Spaniolenwammes mit blauen, weißen und gelben Mitscheln durchsieht; hat Pluderhosen an von violetem Sammet, mit Trodeln, Silberhaften, Hacken und Wulsten zu Handspannlängen nach dem Spiegel; lauft in Nestelschuhen mit buntem Franzmannsstich und von aufgeriebenem Leder, auf hohem rothem Kothurne, einher; Straußenfedern gautschen schneehell über seinem Barett und sein Wehrgehänge ist von purem Silber, an seinem Halse hängt ein Goldgeschmeide, das bis auf die Herzgrub herabgleichet, wie der Kaiser kein schöneres haben kann und haben wird!"

„Trägt ein Halstuch mit Schoos von kostbaren Mailänderspitzen und Florentinerzwickeln!" ergänzte die Hausfrau mit wichtiger Kennermiene.

„So wird's recht sein;" fuhr der Müller fort, „wenn man glaubt, diese fürnehme Herren seien Bettler, so haben sie doch noch mehr als die Reichsten ihrer Landsassen. Sie machens wie die Hamster, sie scharren und tragen gleich ihnen, der Unterthanen Schweißgut in die Gewölbe

ihrer festen Schlösser und Burgen, damit wenn Jedermann darbet, sie in Faulheit ihr in der Ernte Zusammengeraubtes verzehren können. Da heißet es immer Jahr aus Jahr ein: „Gib her, was du hast; das Andere behalte, die Sorge und Last!" Auf den Kanzeln predigt man und in den Balleien hört man allweg, welch schwer Geschäft das Regieren und Amten seie; das ist aber fürwahr nichts Schweres, stolz zu thun, gegen gemeine Leute, in weiche Kleider sich stecken an den Werktagen, wenn die Unterthanen ihre Blöß' kaum decken können, mit Goldtressen und Silberglöcklein sich behängen, wozu Andere die Scheide geben müssen; ja, ja das wär' meine Beschwer! Glaub's könnt's Jeder, sei's ob, sei's unter der Steig, ein solch Regiment zu führen! und statt in harten Holzschuhen zu stehen, in Schnabelschuhen und luren Nestelquartieren zu tanzen. Bei denen lügt die Bibel, daß mir's Gott verzeih, wenn sie mit dem Sündenfluch: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen und dein Acker soll nur Disteln und Dornen tragen," Jedermann meinet! Möcht wissen, was ein Tropfen Fürstenschweiß für gethane Amtspflicht werth wäre, wenn man ihn zahlen müßt, da schon ihr trocken Gesicht so viel kostet! Und wo träget denn dieser Herren Acker Disteln? Nirgends! denn der Bauer muß ihm pflügen, säen und düngen und von Allem den Zehnten geben. Auch rupfet noch am gemeinen Mann der Steuerschreiber, Pfarrherr, Forstwarth, Rugknecht und G'meindschwer, aber in die vier Wände der Hohen dürfen diese und noch viel andere Plaggeister gar nicht hinein! Da, wo der Aermste unter

den Armen, der die Schuh mit Weiden bunten hat, Ysche (Weggeld zahlen muß, da reitet der Herrentroß frei und spottendlich vorüber und wirft boshaftiglich einen Stein in den Wegstock. Das Wild im Walde, das sich selbst herberget, tränket und atzet, spricht der Fürnehme an, und ihm däuchts ein Gnadenwort, wenn er müßig reitet, zu fragen: „Fleißig, Alter! — Geht's auch daher?" Und wohliglich muß den hohen Herren unterem Brusttuch sein, wenn sie in ihrer Herrlichkeit einem Gruß danken; wenn ihnen aber Absalom Leid und Scheuche bereitet, dann sind die vor nicht Gekannten treue Kinder, von deren Arme man Schutz verlangt und mit deren Herzblut die Fürstenhüte den von Land und Leut Verjagten wieder aufgeklebet werden. Sind sie wieder in Sicherheit, dann strecken sie alsbald wieder stolz wie die Schnecken in frischem Gras ihre Hörner heraus, lassen dem um sie Verkruppten ihren Unrath, und so er nur einen Hasen nestelt oder einen Fisch auf den Sand leget, um seinen blutigen Hunger zu stillen, so ist er dem Schandpfahl und der Streichruth verfallen. Wer sich dagegen sträuben will, den steckt und plägt man und läßt ein schwer Gericht über ihn ergehen, als hätt' er sich an der heiligen Dreifaltigkeit versündigt! und kustert seinen ganzen Lebenslauf, ob ihm nicht sonst noch etwas aufzumuzzen und am Zeug zu flicken wär! Ja, liebe Grete, wenn Ulrich meinen Goldgulden nicht längst schon hätte, würd ihm nimmer schwerlich damit thun; komm ohnedas zu keinem Goldsvogel mehr. Verdammt sei jener Stegreifler, der mir ihn fortgetragen, und verflucht sei der

Nachtimbiß jenes herrenlosen Landläufers, daß mir's Gott verzeih!"

„Bedenke doch! bedenke, daß von der Kirch Du kommst, und laß Dein Schmähen!" sprach die Müllerin begütigend zu ihrem Eheherrn. „Ist's doch, als wär der Satan in Dich gefahren. Vierundzwanzig Jahre schon hat Gott uns unter mancherlei Gefahren gnädiglich bewahret, seine Barmherzigkeit hat uns gesund erhalten bis auf diesen Tag, und wir haben niemals Mangel gehabt. Warum willst Du nun diesen glizzernden und zwizzernden Zänker beneiden, der jetzt wieder in Herrlichkeit zu sein scheint, aber hinter seinem Brusttuch eine unsaubere Kammer hat, dessen Linnen die theuerste der Seifen nicht rein wäschet, wo die Sorge und die Furcht mehr wohnet, als bei uns, und endlich schließen auch ihn vier Bretter ein, wenn der Tod ihm erst das Sterben centnerschwer gemacht hat."

„Hast allweg recht, Grete, hast allweg recht; aber es würd' unser Lisabethle auch freuen, wenn ich heut, an ihrem Ehrentag, das Goldstücklein an bunter Schnur an ihren weißen Hals hängen, und sie damit staatlich thun könnte."

Die Lindentaufe.

Mit solcherlei Reden kamen der Müller und seine Wirthin zum Mühlhaus, in welchem heute ein reges freudiges Leben war, obgleich die Mahlgänge nicht klapperten und der Furthbach die schweren Schaufelräder nicht geschäftig wälzte. Der Hofraum war sauber aufgeputzet;

stolzer, denn sonst, krähete der Sichelhahn auf wohlgeformter Miste und jubelte lockend zum gefundenen Korn in der Hennen gackernden Triumph, daß frische Eier geleget und kein Mangel derselben am heutigen Tage seie; grüne Maien wisperten vor dem Eingang und die Treppe und der Oehrn waren mit weißem Sand bestreuet. Aussergewöhnlicher Speisenduft strömte aus der geräumigen Küche und der gewürzige Duft des dämpfenden Speck- und Zwiebelkuchens machte weitum Vorübergehende lüstern und zog den Heßlachweilern das Wasser in dem Mund zusammen, wie der Vorabend ihrer Kirchweih. Drei Xbeintische waren der Länge nach zusammengeschoben in der großen getäfelten, heute mehr als sonst, ausgeräumten Stube. Drei nicht gar kleine Schüsseln, mit breiten eigelben Nudeln, harrten ihrer Erlösung. Große glänzende Zinnkannen standen mit rothem Wein gefüllet, in sechsfacher Zahl aufgepflanzet, und eine erkleckliche Zahl blanker Trinkbecher luden zum Trinken ein; weiße Brode lagen künstlich geschichtet oben und unten auf der Tafel, welche mit hell gebleichtem und ins Viereck gemangtem Tischtuch bedecket war. Muntere Gäste, jeden Alters und Geschlechts, im besten Sonntagsstaate, mit großen Rosmarins an der Seite, fanden sich nach und nach ein und setzten und letzten sich an dem Aufgestellten ohne großen Zuspruch und sonderlichen Rückhalt. Nach diesem einfachen Essen setzte sich ein stattlicher Zug in Bewegung; denn es hielt Hochzeit die einzige schöne Tochter des Furthmüllers Pfeilschnitzer, mit dem rothwangigen Gregor Koch von Kirchheim. Voran zogen vier Musi-

kanten, denen das Brautpaar und die Eltern der Brautleute folgten, dann kamen die Ledigen mit ihren Angebinden, geschmückt mit bunten Sträußen, zu Paar und Paar; ihr Weg ging nach der Kirche dem Hauptstätterthore zu, um die priesterliche Einsegnung zu empfahen.

Schon bewegte sich dieser hochzeitliche Zug wieder der Heimath zu, als vom Folterthurmweg her ein stattlicher Rittermann trabte, und da er die Heranziehenden gewahr wurde, hielt er sein muthiges Thier am Scheidewege an. Als der Zug vorübergegangen war, fragte der vornehme Reiter einen alten Weingärtner, der im Sonntagsstaate behaglich neben ihm über das junge Haag schaute: „Wer sind diese Brautleute?" Der Hochzeiter ist Gregor Koch von Kirchheim und sein Brautmaid ist drüben des Nähermüllers Lisabethle, antwortete der Gefragte. Einige Augenblicke betrachtete der Reiter die neben ihm grünende junge Linde, dann fragte er weiter: „Saget mir, Alter! habt ihr diese Linde gepflanzet? oder wie lang ist's, daß diese Maie hier grünet?"

„Herr! s'werden just sechszehn Jahre sein, seit dieses Bäumlein hier sprosset, denn ich sah es in dem Jahre erstmals, als der Herzog aus dem Lande gejagt wurde. Und weil es so schöngertig zwischen dem Gestein auf der Abwand stand, so freute es mich, schlug ihm einen Pfahl und gab ihm einen Haft. Seitdem giebelt der Baum von Jahr zu Jahr immer schöner. Meine Buben meinen zwar, daß sein Schatten meiner Wiese schade, und daß ich ihn, als Niemands Eigenthum, abhauen solle; so lang aber ich lebe, geschiehet ihm mit meinem Wissen

kein Leid, denn ich hab meine Freude dran, und hab diese Linde erst heut früh, vor meiner Buben Ohren „Ulrichslindle“ getaufet, zum Andenken an den heutigen Festtag, den ich um so mehr mit frohem Herzen begonnen, als mir diese Nacht mein erst Enkelkind geboren wurde, welches nach der Abendkirch getauft wird und Ulrich heißen muß.“

„Da wünsch ich Euch viel Glück, Alter! — Wie heißet Ihr?“

„Erhard Brenner!“

„So, so! Nun, ich bitte Euch, laßt dieser jungen Linde Nichts geschehen, nicht wahr? — Lebet wohl!“

„Habt gute Ruh, Herr! — Habt gute Ruh!“

Spornstreichs jagte der Reiter der Stadt zu, und stieg im Schlosse ab, rief den Hofkoch und den Mundschenken herbei, und gebot ihnen, ein gut Tragwerk mürber Speisen und einige Krüge guten Herrnweins in die Pfarrgasse, zum Taufschmauß des „Erharden Brenner“ zu besorgen. Dabei schrieb der Befehlende auf ein Papier:

„Zu der Winzer Oberer sei gemacht
Erharden Brenner, der sorglich gewacht
Ob der Lind, die ich pflanzt einst mit eigener Hand,
Als Feind mich gezwungen zu fliehen mein Land!“

Ulricus, H. z. W.

Von diesem Tage an, dem 12. Mai 1535, also ein Jahr nach der Laufener Schlacht, haben die Weingärtner dahier einen Obermeister, obgleich ihre Zunft nie eine eigentliche Handwerksinnung bildete. Einen silbernen

Innungsbecher, genannt „Urban,“ besitzen sie schon viele viele Jahre, der einen Weingärtner vorstellt, mit einer Leiter an der Seite und einen Butten auf dem Rücken, aus welchem gewöhnlich bei Hochzeiten getrunken und nachher darein für eine löbliche Unterstützungskasse der Zunftmitglieder geopfert wird. Das Bild ist behängt mit vielen Ehrenmünzen.

Die Hochzeitsgeschenke.

Fröhlich saßen im Kreise die Hochzeitgäste in der Mühlhausstube. Die Maid und Junggesellen liebäugelten mit einander, streichelten sich das Kinn, lobten sich gegenseitig die Wangen, die Zähne oder die Augen, und stießen dazwischen wohlgemuth und geräuschhaft die vollen blanken Weinbecher zusammen. Eben ertönte ein lauter Zutrunk den beiden Eltern der Braut, da trat durch die Thüre herein ein großer stattlicher Mann, der dem Aussehen nach zu den reissigen Wehrleuten gehörte, und dessen Gaul unten im Hofraum stand. Er war angethan mit einem fahlgrünen Leibrock, einem Lederwamms, enganliegenden Hosen, aufgekappten Stiefeln, an welchen große Sporen klirrten, einen mächtigen Streitdegen an der linken und ein fußlanges Hüfthorn an der rechten Seite; das Haupt deckte eine rostige Sturmhaube und die Haare fielen üppig über des Fremden breite Schultern. Niemand kannte den Eingetretenen, der alsbald zu einem nahestehenden vollen Becher griff und laut in den Zutrunk welcher ausgebracht wurde, einstimmte. Als wieder Ruhe in der Stube herrschte, und Jeder seinen Nächsten fragend

anschaute, oder auch in der Stille fragte: „Wer ist der Reitersmann?“ begann der Unbekannte: „Der Herzog hat mich entboten, ein altes Anlehen hierorts heimzubezahlen, welches der Müller ihm einst durch mich nach Tübingen schickte, da er in großer Noth war, und ich sein Dienstmann in dieser Mühle Herberg', Trank und Speise fand in einer schrecklichen Sturmesnacht.“

Mit diesen Worten schüttelte der Redende dem Altherren fünfundzwanzig blanke Goldstücke auf den Tisch, worüber der Begabte kein Wort zu reden vermochte und mit flammrothen Wangen bald auf das Gold, bald auf den Ueberbringer schaute.

„Sodann will ich nicht ermangeln, neben meinem herzlichen Dank, ehrsame Altfrau, Euch für die mütterliche Sorge, so ihr damals um mich gehabt, mit diesem Geschmeide zu bedenken. Besonders aber mög' Euch Gott lohnen für die Brode, welche Ihr mir noch, als ich schon reisefertig stand, in den Brustschutz drücktet: denn das wär' ein langer Hungertag für mich geworden, wenn ich Eure Gab' nicht mitgetragen hätte.“

„Hab' nichts an Euch gethan, lieber Freund! hab' nichts an Euch gethan, was dieses reichen Schatzgeschenkes werth wäre; behaltet's doch für Eure Hausehr', die wohl fürnehmer an Stand sein wird, als ich gemeine Bürgerin. s'Ist zu kostbar für meinen Hals,“ wehrete die Hausfrau.

„Mit nichten! Ihr wäret werth einer Herzogin Diadem zu tragen!“ betheuerte der Sendbote und trat zu der Braut, derselben einen schweren Goldreif mit den

Worten an den Finger drückend: „Dieses kleine Andenken wollst Du treulich wahren, als hätt' diesen Reif Dein Hochzeiter Dir heute zugedacht. Es ist ein Zeichen der Treu'. Und so Du über's Jahrum eines Männleins genesen sein wirst, dann laß Dein Glück und Deine Mutterfreud' den Herzog wissen, vielleicht denket er Eurer wieder auf's neu in Gnaden."

Noch oftmals erklangen die Becher, und nachdem der ungeladene Gast den seinen etlichemal leergetrunken hatte, schied er unerkannt aus dem frohen Kreise und suchte sein Roß, das er drunten noch angebunden zu finden hoffte, welches aber der taube Philipp streichend und tätschelnd umherführte und mit mürbem Kuchen fütterte, der ihm heute bei ermeldter Feierlichkeit zu Theil wurde.

Als der Reitersmann seinen ehemaligen Begleiter ersah und erkannte, bot er ihm die Hand und schüttelte die von Philipp dargereichte biederderb. Hierauf schwang er sich auf sein Roß, ließ dem Uebelhörigen fünf Goldgulden in die Hand gleiten und trabte von dannen.

Als der Beschenkte seine Münze betrachtete, erschrack er nicht wenig, zeigte seinen Reichthum dem Mühlherrn und fragte denselben, ob er wohl dieses Gold als frommer Christ behalten dürfe, da ihm der ganze Hergang unbegreiflich seie, und er trage den Zweifel, ob nicht der Reiter gar ein Soldmann des Teufels seie. Denn wer also mit kostbarem Golde pause, dessen Erwerb vermöge er sich nicht zu erklären, zumal ihn ein Gaul trage, wie er noch keinen gesehen, derselbe sei am ganzen Körper so schön schwarz, dergleichen er weder hier noch zu Mag-

stadt, wo doch manch Rößlein edler Art zu Markt geführet werde, je eines erblicket. Kein weiß Haar hab er von den Ohren bis zum Schweif an dem Thier gefunden und das seie eine unerhörte Sache, mög' man fragen, wen man wolle.

Nachdem der Mühlherr ihn hierüber zufrieden gestellet, war er seines Reichthums erst recht froh und segnete seinen Wohlthäter.

Bald war das Jahr dahin und wiederum sproßten Blumen, denn es waren nur noch wenige Tage bis zum Feste Jesu Himmelfahrt, im Jahr 1536. Da meldete man dem Herzog Ulrich, daß auf der Furthmühle ein Knäblein geboren worden seie. Höchlich darüber erfreut, sagte der Fürst: „Saget der Milchmutter des Knäbleins, ich ließe ihr meinen freundlichen Gruß entbieten und ich werde, wenn es ihnen genehm wäre, bis zum Nachmittag des Himmelfahrtsfestes, zur Taufe des Säuglings, Täufer, Zeugen und Taufzeug schicken. Sollten sie aber eines andern Tages sich erkührt haben wollen zur heiligen Weihe, so wolle er sie keineswegs hindern, sondern sei ihres Willens gewärtig."

Die Taufe auf der Furthmühle.

Es war am Himmelfahrtsfeste 1536 Nachmittags drei Uhr geworden, und eben erklang das „Herrsegneunsglöcklein" auf dem Stiftsthurme, als drei Männer des schmalen Wegleins am Furthbache hinauf der Nähermühle zuwanderten. Der Aeltere glich einem vornehmen Herren, deßgleichen auch der Jüngste von ihnen, ein schmächtiger,

bleichaussehender Jüngling. Der Dritte war dem Anscheine nach ein Chorherr. Als sie an ihrem Zielort in die Stube traten, standen etwa sechs Personen in üblichen Feierkleidern ehrerbietig umher, harrend auf die Eintretenden. Hierauf wurde ein Tisch gedecket mit weißer Linne und eine blanke Kanne, gefüllet mit Wasser drauf gestellet, daneben ein Gießbecken. Sodann wurde ein Pfetschkind herbeigetragen, daß es getaufet würde auf den Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Und als der Pfarrherr Wasser in das Becken goß, war es mehr denn trübe; deß entsetzte sich der Täufer und er fragte, ob sie das Wasser aus dem Bache oder aus dem Brünnlein geholt hätten? Wollt dessen zu gut halten, antwortete der Gefragte, seit mehr denn zween Tagen fiel, wie männiglich bekannt, endloser Regen herab, welcher Brunnen und Quellen trübte, nah und fern, und wir vermögen keinen andern Tropfen zu bieten, so gern wir auch möchten. „Nun denn," meinte der Pastor, „es waschet ja nicht das Wasser von Sünden rein, sondern der Glaube an Jesum Christum und sein Evangelium muß es thun!" und er tauchete ein, taufte das Kind und nannte es nach seiner Pathen Willen, „Ulrich Christoph." Nach dem Schluß der heiligen Handlung setzten alle Anwesenden sich an den gastlich bereiteten Tisch, wo es sich fügte, daß der älteste der Herren der Altfrau, nun Großmutter des Hauses, gegenüber zu sitzen kam. Manch fröhlich Wörtlein wurde gesprochen, manche Wünsche wurden laut, wie es so und so, anders und wieder anders sein könnte und sollte. Bei allem diesem Gerede aber saß Margaretha

stille und sinnend da, zuweilen scharf und mit verstohlenen Blicken nach dem Gegenübersitzenden schauend.

Schmollend fragte nun endlich der Beschaute: „Was kümmert denn Euch unter dem Mieder, Ahnfrau, daß Ihr so waidlich mit Euren Augen nach mir schauet, bin ich doch eben kein heuriger Has' mehr und gleich dem Baum, dessen Blätter bald dorren!"

„Wie Ihr Euch just schelten möget," erwiederte die Gefragte sittig, vermag ich eben nicht mit Euch zu theilen, obgleich ich Euch auch nicht stolz machen möchte auf Euern Bau; so viel nur möcht' ich nur fragen; Ob Ihr nicht vor vielen Jahren hier eine Nacht zugebracht, und meinen schlaftrunkenen Eheherrn aus seinem Backenstuhl, in welchem Ihr itzt wiederum sitzet, vertrieben habt? Mein' fast Eure Stimm wieder zu hören, obgleich Ihr älter geworden und des wirren Haares und langen Bartes los seid. Auch halt' ich Euch für denjenigen Sendboten, welcher ferndiges Jahr vom Herzog uns so theuren Schatz brachte."

„Ihr irret Euch nicht, gute Frau, ich war jener Irrling und jener Sendbote, der bei Euch einsprach. Auch ist mir noch wohl Eures Mannes Predigt bekannt, der die Bibel besser kennet, als manche Kanzelarius. Weiß auch noch seine Gleichnisse mit dem Herzog und dem König David, und die Ehrennamen klingen mir noch löblich in den Ohren, welchen die meisten Höflinge von ihm erhielten. Aber auch sein Abendgebet ist meinem Herzen inne geblieben, es hatte mich weich gestimmet und keine kleine Tropfen netzten seinetwegen meinen treuen

Hund, dem ich zu Straßburg ein Friedzeichen ob dem Ort seiner Verwesung setzen ließ."

„Hab' mir's doch gedacht, daß meine Augen recht schauten, als sie Euch wieder erkannten. Aber sagt mir nun auch, wenn Ihr meine Naseweisheit mir nicht übel deuten wollet, wessen Namen Eure Edelheit träget und wo Eure Hut oder Gaue ist?"

„Mein Name ist Ulrich; meine Hut ist zu Stuttgart und meine Gau reichet, so weit die Markungen der Hirschgeweihe reichen."

„Potz tausend! Da nimmt mich's nicht Wunder, daß Ihr bei der Größ' Eurer Fluren, damals verirrtet und Eure Heimath nimmer fandet," erwiederte spitzfindig die Wirthin, die sich angelogen glaubte. „Ein solch schmucker Herr, wie Ihr, wird wohl aber auch eine Hausehr und Kinderlein, will fast sagen, Enkelkinderlein haben?" forschte die Redselige neugierig weiter, ohne die Achtung gegen den Befragten ausser Acht zu lassen.

„Ja, ja, hab' auch eine Wirthin, die aber nicht Margaretha, wie Ihr, sondern Sabine heißet; hab' auch ein Maid und einen Sohn, welch Letzterer Euch hier augenfällig sitzet, nach dessen Namen, Christoph, Euer Enkelmännlein heut' in der heiligen Tauf' genennet wurd'."

„Da fehlet Eurer Edelheit Nichts mehr, als der Herzogshut," sprach lachend die Wirthin.

„Der fehlet mir nicht mehr! hab' ihn zu Laufen mit dem Schwert geholet!" Bei diesen Worten stand der Redende auf, steckte dem Säugling ein Papier zwischen die Binde

seines Tragkissens, und verließ mit seinen Begleitern die Mühle.

Nun trat der Meßner in die Stube, um Kanne, Becken und Altarhemd zu holen, den fragten die Neugierigen, wie die Herren hießen, welche der Herzog ihnen zum Botendienst und zur Ehrhaft gesendet habe?

„Was mögt Ihr mich so leichtfertiglich fragen!" rief der Meßner unwillig aus. „Kennt doch das kleinste Kind in Stuttgart den Herzog und seinen Erbprinzen Christoph!

Schreckenbleich schauten die Müllersleute einander an und trugen gar große Angst ihrer geführten Reden wegen; allein ihre Sorge minderte sich, als sie das Papier entfalteten, welches der Herzog ans Tragkissen gesteckt hatte, worauf mit gnädigen Worten zu lesen war: „Meinem Dötlen, Ulrich Christoph Koch, schenke ich diejenigen fünf Tagwerk Gemarkung, welche ob der Mühl' am Reinspurg dachen, und bis heut' dem Zacharias Köllin gehört haben.

Ulrich, H. z. W.

Des Herzogs Befehle.

Den zweiten Tag nach Himmelfahrt 1536 berief Herzog Ulrich den Werkmeister Andreas Bührer, den Kunstmeißler Philipp Kopperlinus, den Brunnenvogten Ehrhard Brodbeck und den Steußler Jeremias Stöcklen zu sich in das Schloß. Zur bestimmten Stunde harrten die vier benannten Männer, zu welchen sich noch ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren gesellte, des herzog-

lichen Befehls am bestimmten Ort. Nach kurzer Weile that sich die hohe Flügelthüre auf, und es wurde zuerst dem Werkmeister in das fürstliche Gemach zu treten befohlen.

„Euch gebiete ich," sagte der Herzog, „mit Euren Zimmerknechten nach Heßlach zu wandern und dort das Kelterhaus nebst dem Pfaffenstüblein bis auf den Grund zu zerstören. Und so sich Jemand gegen Euer Thun sträuben oder Fürwehr halten wollte, dem saget: es ist des Herzogs Wille, daß dieß Gebäud' zerschlagen werde, in welchem dem flüchtigen Fürsten einst nicht einmal ein Nachtlager gewähret und er von dem Weileranwalt, Wendel Krämer, mit den Spottworten daraus vertrieben wurde: „Wenn Ihr der Herzog seid, so habt Ihr gen Stuttgart nimmer weit!" Also wie mir beschehen, soll's den Heßlachern auch ergehen, sie sollen auf Kindeskinder keine Kelter mehr haben, denn sie sind ja nah bei Stuttgart, und haben zu hiesigen Deihhäusern nicht gar weit."

„Und Ihr, Kopperlinus, meißelt mir ein jagend Rößlein, wie es jäh herab über eine hohe Mauer springet. Sobald Ihr dasselbe beendet habt, lasset es mich wissen, damit ich Euch den Ort zeige, wo es zum Andenken eingemörtelt werden soll, da, wo ich in dunkler Nacht von hoher Weingartmauer, auf der Eßlingersteige, mit meinem Pferde hinabstürzte, als mich das unglückliche Treffen bei Köngen nöthigte, vor der Uebermacht meiner Feinde zu fliehen."

Zu Ehrhard Brodbeck, dem Brunnenvogten, sprach der Herzog: „Draussen im Hofraum auf der Nähermühle

am Furthbach, sollt Ihr, in ehester Frist, ein Brünnlein setzen und mit hellem Deichelwasser sprudeln lassen, damit der Durstige von nah und fern daran sich labe, die Müllersleute aber für ewige Zeiten meines Dankes sich erfreuen mögen. Denn dort und sonst nirgends fand ich einst Herberge in meiner Noth, darum sei von mir auch wiederum den Leuten pflichttreu gegeben, was ihnen annoch mangelt."

Und hinein trat der Steußler, dem der Herzog also entbot: „Nicht fern vor dem Hauptstätterthor, da wo der Weg vom Grasrain in den Heßlacher Steinweg mündet, stehet links auf der Abwand ein junger Lindenbaum, demselben lasset einen steinernen Wirtel um seine Wurzeln bauen, kniehoch, damit der Müde unter dem Schatten der üppigen Aeste zu ruhen vermöge, und seinem Stamme gebet eine Schirmung, daß das Wild ihn nicht zernage und die Hand des Frevlers ihm nicht schade; denn dieser Baum ist mir lieb, ich hab ihn vor bald achtzehn Jahren, als Flüchtling, mit eigener Hand in die Grube einer Wühlratze (Maulwurf) an Ort gepflanzet und jenes zarte Reis' hat bis heut, mir zur Lust, Sturm und Wind getrotzet. Ihr Name soll deßhalb von nun an „Ulrichslinde" heißen."

Schüchternen Schrittes trat der Jüngling in das Gemach des Fürsten und sprach: „Mir wurd gestern entboten, hochfürstlicher Herr! heute zur Stunde hier zu sein; ich heiße Albrecht Kerner, bin meines Gewerkes ein Maler."

„Ganz recht, Junge! ganz recht;" sprach leutselig

der Herzog: „Du sollst mir diese vierundsechzig Namen, welche ich hier auf dieses Papier geschrieben habe, auf eine große Tafel mit heller Farbe malen, damit dieses Verzeichniß des adeligen Schandtrosses, welcher ohne Noth und Wehr mein festes Schloß Tübingen, nebst meinen Kindern, feig und elend meinen Feinden überantwortet haben, aufgehängt werde aller Augen zur Gier für ewige Zeiten, in dem Saal, wo die Meineidigen den Verrath an mir begingen."

Dreihundert Jahre sind seit jenen stürmischen Zeiten verschwunden, und noch sind die Namen jener Ritter auf bemerkter Tafel im Schlosse zu lesen, welche sechszehn Tage vor ihrem Verrath dem Herzog noch heilige Treue gelobten. — Den Heßlachern mangelte bis vor etwa zwanzig Jahren ihre Kelter, und frug man nach derselben dort, so durfte man vor Schläge nicht sorgen. — Der Brunnen im Mühlhof gießet bis heute lustig sein klar Wasser in Fülle aus und am Mühlhaus ist noch der Name Gregor Koch zu lesen, der der Vater des Knäbleins war, welches Ulrich und Christoph über der Taufe hielten. — Die Linde grünte bis vor fünfunddreißig Jahren, wo sie dem Eckhaus den Platz räumte, unter dessen Altane eine Linde ausgehauen zu sehen ist, in der verlängerten Hauptstätterstraße. — Das Rößlein auf der Eßlingersteige, links an der Mauer, hälftig des Pflasterweges, zeiget jetzt noch den Ort an, wo Ulrichs Pferd mit ihm herabsprang und alle vier Beine brach. Es ist aber nicht mehr der Stein, welchen Kopperlin meiselte, denn denselben zerschlug ein gewisser Zillhard bis zur Unkenntlich-

keit, wofür ihn Herzog Christoph „syn gübter boßhayt weg an der nothdenkhstayn" mit Ruthen streichen ließ. Ein Gottlieb Fischer. des Fleischer Gewerks Einer, setzte den gegenwärtigen Stein am Nothort in den 1590ger Jahren.

Des Herzogs Ritt nach Güterstein.

Als der Herzog diese Aufträge ertheilt hatte, trat sein Feldhauptmann Ritter Georg v. Neuneck ein und sprach: „Herr Herzog, wir stehen zum Ritt bereit gen Güterstein; die Edlen Georg v. Sturmfeder, v. Hornstein und Reischach von der Hohenkrähen, harren mit fünfzig Lanzknechten am „Lindlein" vor dem Thor Eures Beizugs." Eilig schnallte der Kampffertige sein Schwert um, schwang sich auf seinen Rappen und trabte davon, um an Gütersteins Pfaffen und Mauern Rache zu üben.

So lange nun diese Herren mit ihrem reisigen Haufen dahin reiten, will der Glockenzieher einstweilen erzählen, warum der Herzog Groll im Herzen trug gegen die Ruhestätte seiner Ahnherren.

Da, wo die Karthause Güterstein stand, erhob sich schon gar frühe eine weitbesuchte Marienkapelle, die das Kloster Zwiefalten etwa im Jahr 1279 vom Grafen Ulrich mit dem Daumen von Wirtenberg zu erhalten gewußt, und in eine Probstei verwandelt hatte.

Lange Zeit stand dieses in der Geschichte Wirtenbergs oft genannte und durch Ereignisse eigener Art merkwürdige Kloster unter dem Regimente und der oft mehr als väterlichen (!) Aufsicht der Aebte von Zwie-

falten, als Probstei des Ordens zum heiligen Benedikt. Und nachdem der Stürme viele an ihm vorübergegangen waren, wurde es im Jahr 1435 durch die so schwer auf Wirtenbergs Bewohner lastende Schickung, die Pest, verwüstet und zur Einöde gemacht. — In diesem traurigen Zustande gedachten desselben die damals ihr väterliches Erbland noch gemeinschaftlich regierenden Brüder, die Grafen Ludwig I. und Ulrich V., deren spätere Landestheilung (im Jahr 1441) eine in unserer Landesgeschichte besondere Epoche bildete. Diese beiden Grafen brachten es endlich im Jahr 1439 dahin, daß es den Karthäusern, als Ansiedlern hiezu, überlassen und mit allen seinen Rechten und Genüssen von denen zu Zwiefalten abgetreten wurde. Obgleich der damalige Abt Johann von Zwiefalten sich für den Zweck der beiden Grafen so geneigt aussprach, daß er es ein gottseliges Vorhaben zu nennen beliebte, so konnten doch andere dabei mehr oder weniger sich Interessirende die ansehnliche Mitgabe, die damit von Zwiefalten abkam, nicht anders als mit tiefem Aerger erwähnen, wenn die Brüder aus ihren Zellen hinüber nach Güterstein schauten. Doch um dieses kümmerte sich Graf Ludwig wenig. So gründete sich hier ein Karthäuserkloster von guter Zucht. (Karthäuser haben ihren Namen von dem Orte Karthuse, drei Meilen von Grenoble, in Frankreich, wo sich dessen Stifter, Bruno, von Köln am Rhein gebürtig, mit sechs seiner Gesellen im Jahr 1084 aufgehalten. Sie waren weiß gekleidet, schloßen sich immerwährend ein, und durften nur unter Menschen sich zeigen, wenn ihr Prior sie verschickte. Sie

trugen ein härenes Gewand aus Bockshaaren stets auf dem bloßen Leib. Fasten alle Freitag bei Wasser und Brod, Meidung alles Fleisches, immerwährendes Stillschweigen, und fünfzig Bußvaterunser für jeden Anblick eines Frauenzimmers, waren nebst vielen andern Satzungen ihre Hauptordensregeln). Die Karthause Güterstein stand auf einer fast gar unzugänglichen Stelle, in der Figur eines Halbmondes, mitten auf dem steilsten Absturze des Berges, daneben eine Kapelle Johannes des Täufers. Die Grafen von Wirtenberg hatten bald eine solche Vorliebe für den Ort, daß sie ihr Erbbegräbniß nicht mehr zu Stuttgart, sondern zu Güterstein haben wollten. Graf Eberhard im Bart sprach dort den zehnten Mai 1468 das Gelübde einer Wallfahrt nach Jerusalem aus, und empfing daselbst knieend den Segen am Altar von dem Prior, genannt der „alte Vater.“ Einer der interessantesten Bewohner des Klosters war Ritter Rudolph von Ehingen. Er wurde geboren 1378, brachte seine Jugend in österreichischen Landen zu und kehrte 1416 ins Land zurück, und wohnte dann auf Hohen-Entringen mit vier andern Rittern, denen v. Gültlingen. v. Halfingen, v. Ehingen, v. Stadion. Diese 5 Männer zeugten mit einander just hundert Nachkommen. Als der v. Entringen sein einundachtzigstes Lebensjahr erreichte, machte er sein Testament, bestellte seine Leiche, erkaufte sich von Tübingen einen Gedächtnißtag, an welchem würdige Arme 100 Manns- und 100 Weiberröcke erhielten. Dann ritt der Greis nach Güterstein, bezog daselbst eine Zelle, aß kein Fleisch mehr und fügte sich

streng allen Ordensregeln, eine Kutte konnte er aber nicht mehr ertragen. Als die Zeit seines Sterbens nahte, sprach er: „Nun ist mein Stündlein hie; ich habe aber Gott den Herrn allerwegen gebeten, wenn es mir nütz wäre zur Seligkeit, daß er mir so viel Jahre und Tage verleihen wolle, als Johannes der Apostel und Evangelist gelebet und siehe ich habe meinen Wunsch errungen. Darum bin ich auch gerne bereit itzt dahinzufahren im Frieden.“ Drauf erlosch er wie ein Licht, am St. Gallitag 1467, im neunzigsten Jahre seines Alters, und nach achtjährigem Aufenthalte zu Güterstein. Den großen Fußschemel seines Bettes hatte er sich zum Sarge bestimmt und ward, in diesen eingeschlossen, zu Entringen in der Kirche begraben, wo sein Epitaphium also zu lesen ist:

Der Edelherr Rudolph von Ehing ruhet hier,
Hat bracht sein Leben auf 90 Jahre schier.
Stritt in Oestreich, Ungarn, Böhmen, Polen,
Thät sich Agnes v. Haimerding heimholen,
Und zeugte mit ihr dreißig Lieben,
Woron vier Söhn' ihm überblieben.
War dreißig Jahr auch Wittwermann,
Und zog letzt' auch die Karthauskutt an,
Bis er erlosch zu Güterstein;
Sein Schemel wurd' sein Todtenschrein,
So wurd der sonst so Große — klein!

Des Herzogs Forderung.

Und wie es sich im Menschenleben oft trifft, daß der Eine niederreißt, was der Andere mit vieler Mühe erbauet, so geschah es auch mit dem Kloster Güterstein.

Vom Jahr 1450 bis 1550 gestaltete sich unendlich viel anders. Das wirtenbergische Regentenhaus trennte und vereinte sein Erbland, die Grafenwürde ging über in die eines Herzogs; religiöse Meinungen thürmten sich zu Gewässern, die sich zwischen ganze Völker furchtbar eindränten, und das Jahr 1498 gab Wirtenbergs Bewohnern ihren dritten Herzog in Ulrich, dessen Schicksale sich eben so wunderbar als seltsam durchschlangen. Eisern, wie sein Wille, und rasch, wie seine Thaten, so zeigt sich sein Geschick, und beide wurden mitwirkende Ursachen zur Zerstörung der genannten Karthause, die sich unter folgenden nähern Umständen entwickeln.

Unter den vielen deutschen Grafen, Rittern, Fürsten und Herzogen fand sich auch Herzog Ulrich von Wirtenberg zu Trier ein bei dem vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1512 daselbst angeordneten Reichstage, und der Letztere sah sich bewogen, in der Reichsversammlung auf einen Zug gegen Venedig anzutragen, der ohne störende Gegenrede beschlossen wurde. Dabei wurde der durch seinen kräftigen Regierungsantritt als Kriegsheld erprobte Herzog Ulrich nicht nur zur Heeresfolge veranlaßt, sondern auch mit der Würde eines Reichshauptes beehrt. So sehr nun Ulrich für das erstere gestimmt sein mochte, weil es ihm Gelegenheit gab, seinen Heldenmuth zu bewähren, und vielleicht auch andere Zwecke zu erreichen, so sehr fühlte er sich dabei gehemmt durch den Mangel dessen er sich in Rücksicht auf seine Kassen bewußt war, herbeigeführt durch die über alle Begriffe von ihm wohl studirte und geübte Kunst und Erfahrung, nachzuforschen,

irgendwo Geld zu erhalten. Bald mochte er es auch dem Kaiser zu verstehen gegeben haben, wie es ihm an dem Nervus Rerum fehle, und dieser genehmigte eine für die Bewohner Wirtenbergs sowohl, als für die Nachbarstaaten lästige Erhöhung des Weinzolls in Ulrichs Landen.

Während man sich in Trier über das Was? und Wie? berathschlagte, und man den Herzog daselbst wußte, mag es Manchem erwünscht geschienen haben, sein Joch abzuschütteln. Seine Abwesenheit benutzten auch die Mönche in Zwiefalten, indem sie sich, wohl nicht ohne leicht begreifliche Gründe, vereinten, ihm sein Schirmamt aufzukünden, und sich entschlossen, die Regierung in Stuttgart davon in Kenntniß zu setzen. Schneller Bericht gelangte an den Herzog, mit der schuldigen Bitte um seine Befehle, in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln.

Zürnend wanderte sein Blick durch die Zeilen, deren Inhalt ihn eben so empörte, als der Gedanke, unter den jetzigen Umständen eine so einträgliche Schirmvogtei verloren zu sehen, und sein Entschluß war gefaßt.

„Ich will diesen müßigen Pfaffen die Zügel kürzer machen," sprach er, und die Gunst der Augenblicke erkennend und benutzend, diktirte er, statt sich in lange schriftliche Beweise und Erörterungen mit dem Kloster einzulassen, seinem Geheimschreiber folgenden gemessenen Befehl: „Der Prälat solle ihm auf der Stelle an den Ueberbringer (Ritter Georg v. Neunek) die Summe von 2000 fl. ausbezahlen und versiegelt übersenden. Die weitere Sache aber wolle er bei seiner Zurückkunft mit dem Prälaten und Convent ins Reine setzen."

Doch so sehr dieser Befehl gemessen war, so wenig war die Summe in Zwiefalten für ihn gezählt, und statt Geldes übersandte man dem Herzog folgende runde, freilich nicht sehr höflich klingende Antwort: „Es soll Herzog Ulrich seine Hofhaltung und Staat also einstellen, daß er's könne ohne anderer Leut' Hülfe, die dadurch um das Ihrige kommen, und schier vom Haus lassen müssen, um sich hinzubringen."

Empörte ihn das erste Schreiben, so noch mehr das zweite, da ihm besonders auch Ritter Georg v. Neuneck von einem höflichen Empfang, und überhaupt von der Solidität deren von Zwiefalten wenig zu rühmen wußte, und kaum hatte er sich von dem Inhalt überzeugt, als er dem Kaiser und der Reichsversammlung das beleidigende Schreiben vorlegte, mit der Bitte, dieses Unbill an dem Prälaten zu rächen, wobei er sich sodann auch um so weniger säumte, das Benehmen dieses Abtes in einer Farbe darzustellen, wie sie seinen Absichten angemessen war, als er die Gunst des Augenblicks erkannte und zu benützen suchte.

Daß er aber dießmal seines Zwecks nicht verfehlte, und daß ihm Winke gegeben wurden, wie man pfäffischem Trotz und Uebermuth begegnet, das beweiset seine schleunige Abreise von Trier und die Art, wie er seinen Zorn wegen erlittenen Beleidigungen zu kühlen suchte.

Des Herzogs Gewaltthat.

Von Trier reiste er ab, begleitet von nur wenigen getreuen Dienern. Unter ihnen befand sich ein Georg

v. Reischach (auf der Hohenkrähen), ein Ritter v. Hornstein, ein Georg v. Sturmfeder und der oben genannte v. Neuneck, nebst mehreren geübten Lanzenknechten. Sein nächstes Ziel war Stuttgart; aber der Durst nach Rache ließ ihn hier nicht lange verweilen, und stracks trieb es ihn mit seinem Gefolge nach Zwiefalten. Erstaunt sah der Klosterbewohner Troß bald den tobenden, glänzenden Trupp vor seinen Mauern Halt machen, nachdem sie dem ungehinderten Einrücken kaum noch durch Abschließung und Verwahrung aller Klosterpforten zuvorgekommen waren. Wilder Lärm von Aussen und der Lanzenknechte unhöfliches Anpochen scheuchte die geistlichen Herren im Innern ängstlich durcheinander, bis endlich der Klosterpförtner vom Schrecken sich so weit erholt hatte, daß er zitternd zu fragen vermochte, was der Herren Befehl sei? Da ward ihm zur Antwort: ungehinderter und schneller Einlaß und ungesäumte Oeffnung des Thores, wenn nicht das Kloster in Flammen aufgehen solle. „Hiezu bedarf ich die Erlaubniß meines Herrn," sprach bittend der Pförtner, doch der schnelle Befehl drängt; „ich kann ihn nicht sprechen, da er sich in dieser Stunde des Bades bedient". „Oeffne!" rief man von Aussen, und innen klirrten die Riegel, und Hufschlag tönte im Innern des Klosterhofes. „Wo ist der Prälat?" fragte zürnend Hornstein, und zitternd sprach der Pförtner, „im Badhause". „Zeige und öffne es," rief eine andere Stimme. Während dieses Getümmels von Aussen krochen die Väter und Brüder aus ihren Zellen, ein Häuflein Andächtiger verließ die Kirche voll Erwartung der Dinge, die da

kommen sollen. Unterdeß saß der Prälat behaglich im Bade, und ließ sich, den frommen Sinn auch da zur Schau tragend, wo man sonst so gerne ohne Zeugen ist, von dem Bibliothekar eine Legende vorlesen, die ihm um so tiefer zu Herzen drang, als dasselbe für jeden Eindruck offen stand. Schnell trat nun der Herzog mit einigen Rittern ins Badgemach. „Packt und ergreift mir den Prälaten,“ war seine Stimme an den Bibliothekar und Kammerer, die gewürdigt waren, das Oberhaupt zu greifen. Um einige Schritte zurückweichend, entgegnete der Kammerer dem gebietenden Herzoge: „das sei ferne, daß wir Hand an den Prälaten legen, dessen Brod wir essen!“ Und aus dem Gefolge des Herzogs traten Einige gegen den Prälaten, — dem es kaum gelungen war, den nassen Oberleib mit dem Hemde zu bedecken, um ihn eilig aus der Badwanne zu ziehen, indeß sich der Kammerer und der weinende Bibliothekar bemüheten, dem zitternden und wohlbeleibten Abt auf die Beine zu verhelfen. „Fort mit ihm in Gewahrsam,“ sprach der Herzog, dessen Herz beim Anblicke des Beleidigers stärker pochte. „Mit nichten,“ sprachen die Diener, „unser Herr muß erst angekleidet werden“. Allein der erzürnte Herzog befahl, den neben der Badwanne liegenden seidenen Mantel über ihn zu werfen, und eingehüllt in diesen wurde der vor Schrecken verstummte Abt aus dem Badhaus geführt, auf ein dazu bestimmtes Pferd gebunden, und unter Bedeckung einiger Lanzenknechte auf das Schloß Hohenneuffen gebracht. Jammernd protestirten gegen solche Gewaltthat die sich segnenden Benediktiner, und unter ihnen besonders der

kecke Kammerer. „Fürst,“ sprach er, „dieses Verfahren wird Euch hoch zu stehen kommen!“ Doch, ohne das Drohende der Worte zu achten, entgegnete ihm in wildem ernsten Ton der Herzog: „Ihr unruhige Pfaffen! zum Prälaten habt ihr ihn gemacht, aber ich werde ihn zum Meßner machen,“ und lenkte das Pferd zum Rückwege, ohne daß es einem einzigen Klosterbruder eingefallen wäre, ihm glückliche Heimkehr zu wünschen.

Zwei Jahre saß der Abt Georgius Piscator als Gefangener, bis es endlich im Jahre 1516 dem Bischof von Constanz, Balthasar Merlin, gelang, seine Freilassung zu bewirken, und ihn, zwar nicht mehr in Zwiefalten, doch in dem damals zerrütteten Kloster Reichenau wieder mit einer Prälatur zu entschädigen. Doch auch dort that sich sein unruhiger Geist bald kund unter seinen Untergebenen, und auch von dort aus zeigte sich sein Einfluß noch auf die Benediktiner zu Zwiefalten. Er, um seinen treuen Diener zu belohnen, empfahl dem dortigen Convent den ihm ergebenen Kammerer, und brachte es dahin, daß dieser endlich das Priorat an der Karthause Güterstein erhielt, das zu besetzen, durch Einen aus ihrer Mitte die Brüder zu Zwiefalten berechtigt waren.

Das Gewitter.

Herzog Ulrich dachte freilich nimmer an das Verfahren mit dem Abt in Zwiefalten, aber die dortigen Mönche dachten daran; er stach dort in ein Wespennest, aber nur einer nahm er den Stachel; und wie hier, so bereitete er sich auch sonst durch übereilte Thaten, durch

eigensinniges Beharren auf Grundsätzen, die die Zeit zu ändern gebot, durch Nichtachtung treuer Räthe u. s. w., für die Folge ein trauriges Geschick. Seine Händel mit der Landschaft, die Ermordung Huttens im Böblinger Walde, sein rasches Verfahren mit den Reutlingern erweckte ihm zu viel Feinde; und bald sah er seine eigenen Unterthanen im tollen Aufruhr, und endlich sich vom Kaiser und Reich schwer angeklagt. Noch war das Maß seines Elendes nicht voll, denn schwerer und noch schwerer wurde es durch die Achterklärung des zürnenden Kaisers, die ihn seines Fürstenrechtes, seines Landes, ja seiner persönlichen Sicherheit beraubte, alle Prälaten, die Landschaft, alle Unterthanen ihres Eides entledigte, und ihn endlich, nachdem er nochmals versucht hatte, sich dem Sturme mit Gewalt entgegen zu stemmen, nöthigte, von Allen verlassen, und hilflos umherzuirren in den Gegenden, über die er vorher zu befehlen hatte, ja endlich sein Land zu verlassen, und Schutz, Obdach und Hilfe in fremden Landen zu suchen. Bei diesem unstäten und flüchtigen Umherirren in Feld und Wald, von den Bündler-Soldaten u. s. w. verfolgt und verlassen von Freunden, glaubte er eines Tages in der Karthause Güterstein, die noch den Kammerer zum Prior hatte, einen Zufluchtsort zu finden. Bis auf seine beiden treuen Hunde verlassen, von allem, was ihn nicht liebte, nahte er sich der Pforte, klopfte und bat um Obdach. Doch kaum erblickte ihn der Prior, als er ihm mit voller Beistimmung der übrigen Karthäuser das Donnerwort zurief: „Solch einen Schurken lassen wir nicht in unsere Mauern.“

Ulrich, auch standhaft im grollenden Geschick, knirschte mit den Zähnen, und sich ermannend', sprach er: „Ha! warte Pfaff! elendem Gesindel und selbst meinen Feinden, den Bündler Soldaten, öffnet sich eure Pforte; mich aber weisest du mit frevelnden Beleidigungen ab, mich nöthigst du, ein Lager im dunkeln Gebüsche zu suchen! Dies Kloster ist ein zweites Rom, ich aber will ein zweites Jerusalem daraus machen! So donnerte er ihm zu und eilte in das Dickicht des Waldes.

Aber nicht ewig zürnte mit Ulrich das Schicksal, und bald fand er Freunde, die sich seiner und seiner unter Oesterreicher Herrschaft seufzenden Unterthanen kräftig annahmen, und es endlich dahin brachten, daß er wieder zum Besitze seines Landes kam. Durch die Schläge des Schicksal weiser gemacht, konnte er doch nicht verschmerzen, daß Gütersteins Pforte ihm so schnöde verschlossen blieb, und lösen wollte er sein Fürstenwort. — Im Jahre 1536 zog er, begleitet und unterstützt von seinem wahren Freunde, dem Landgrafen Philipp von Hessen, vor die Veste Hohenurach, um sie zu belagern, und das mit Gewalt der Waffen zu erkämpfen, was er früher sein nennen konnte. So nahe bei Güterstein, erwachte sein Zorn, und der Augenblick der Vergeltung war gekommen. Er zog mit einem Theile seiner Söldlinge vor die Karthause, befahl, die hartherzigen Mönche mit ihrem Prior zu fesseln, und alles schonungslos zu zerstören. Nur die Erinnerung des Landgrafen Philipp, daß er doch eingedenk sein möchte, daß hier die Gebeine seiner würdigen Ahnen ruhen, vermochte über ihn, daß er nicht

Alles in Staub und Asche verwandeln ließ, und seinen Befehl dahin abänderte, daß alles Bewegliche auf die Seite getragen und dort der Flamme Preis gegeben werden solle. Selbst den in Fesseln gelegten Mönchen, die das ganze Trauerspiel mit anzusehen gezwungen waren, hatte er ihre Rolle im Feuer zugedacht, und nur der Fürbitte des Landgrafen hatten sie es zu danken, daß der Herzog das herbe Wort „gebraten", wie mündliche Sagen behaupten, in das doch besser lautende „Landesverweisung" verwandelte. Sie mußten nämlich alle insgesammt und mit aufgehobenen Händen eine Urfehde schwören, daß sie die Grenzen des Landes nie wieder betreten wollen. Der Prior Kammerer aber wurde verkehrt auf einen Esel gesetzt und, den Schwanz in der Hand, ins Baierland getrieben.

Als Ulrich von diesem Rachezug heimwärts ritt, zog sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammen, das sich nach kurzer Stunde gar schrecklich entlud und den Gipfel seiner von ihm gepflanzten Linde zerbrach. „Das ist ein bös Omen!" rief der v. Neuneck. „Mit nichten," antwortete der Fürst, „der Stamm ist unverletzt und wird grünen nach Jahrhunderten!"

Im Jahre 1554 schon sah sich der würdige Nachfolger Ulrichs, Herzog Christoph, genöthigt, auch die fürstlichen Leichname aus dem menschenleeren und ganz verfallenen Güterstein zu entfernen, und in der Fürstengruft zu Tübingen beisetzen zu lassen, um ihre durch mehrfache Störungen, durch Rabengeschrei und Eulengeheul beleidigten Manen zu sühnen.

Hohenrechberg.

Das Schloß Hohenrechberg, die Stammburg der Grafen und Herren von Rechberg und rothen Löwen, liegt eine Stunde von Schwäbisch Gmünd und ebensoweit von dem weltberühmten Hohenstaufen, worauf die ehemalige Kaiserburg ruhte.

Der Hohenrechberg gehört zu den höchsten der Gegend, ist von dem nahen Albuch-Gebirg ganz abgesondert, und hängt nur durch die Bergstücke, worauf er steht, mit selbem, so wie mit Hohenstaufen durch einen stundenlangen Erdrücken zusammen.

Hohenrechberg erhebt sich nach einer trigonometrischen — 2167, und der Hohenstaufen nach einer barometrischen Meßung 2111 Fuß über der Meeresfläche.

Der Berg hat zwei Abtheilungen. Auf seiner höchsten Stelle steht die Pfarrkirche mit dem Pfarr- und Meßner-Haus, nebst einem kleinen Häuschen eines Wäch-

ters. Von da zieht sich der Berg gegen Westen in einer sich abdachenden Fläche hinab, etwa dreihundert Schritte, bis an einen ungeheuer großen Felsen, auf welchem das Schloß erbaut ist.

Der obere Theil des Berges besteht aus einer sehr geräumigen Fläche, worauf sich nicht nur bedachte Gebäude befinden, sondern auch der Begräbniß-Platz der Pfarr-Gemeinde, der Garten des Pfarrers, eine große Wiese, Krautland und ein Acker, welche der Meßner benutzt. Wenn die Witterung wenig günstig ist, so wächst sehr gutes Gemüse in des Pfarrers Garten, und die Wiese bringt ohnehin nahrhaftes Bergfutter hervor; doch muß es im Sommer öfters regnen, weil der Boden, unter dem in einer Tiefe von 1 bis 1½ Schuh Kalkfelsen liegen, schnell austrocknet.

Der Berg, welcher außer der Nordseite, fast ganz angebaut ist, war in älteren Zeiten mit Nadelholz bewachsen, und auf dem Platze der gegenwärtigen Pfarrkirche stand eine Klausners-Hütte mit einer hölzernen Kapelle.

Da sich im 11. und 12. Jahrhundert die Klausner in Schwaben anfingen einzunisten, so mag sich wohl um diese Zeit ebenfalls ein Eremit zu Hohenrechberg angesiedelt haben. Er hatte in seiner Kapelle ein aus Lindenholz schön geschnitztes Marienbild aufgestellt, zu dem die umliegenden Landleute stark wallfahrteten. Die Menschen vermehrten sich an manchen Festtagen so sehr, daß ganze Märkte auf der Oberfläche dieses Berges gehalten wurden, welche noch vor 70 Jahren sehr zahlreich waren.

Die immer zunehmende Andacht bestimmte den Ulrich von Rechberg, den Fideikommiß-Stifter im Jahr 1488 eine Kirche von Stein zu erbauen, worin er ein ewiges Licht stiftete, und ein Kapital auswarf, wovon ein Geistlicher sollte unterhalten werden, um zu gewissen Zeiten den Wallfahrtern hier Messe zu lesen, welches Geschäft die benachbarten Pfarrer oder die Mönche zu Gmünd bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts besorgten.

Da die neue Kapelle ausgebaut war, so wurde das Marienbild von Priestern feierlich aus der hölzernen Kapelle, welche in der Mitte der Bergfläche stand, in diese übergesetzt. Allein, so erzählten die Legenden, das Muttergottesbild blieb nicht in der neuen Kapelle, sondern wurde wiederholter Malen von den Engeln des Nachts in die alte Kapelle zurückgetragen. Die Urkunde über die ewige Lichtstiftung in die neue Kapelle von 1496 berührt diesen Umstand mit keiner Silbe.

Indessen blieb die alte Kapelle mit dem Bilde stehen und in der neuen Kapelle wurden die Gottesverehrungen bis an das Ende des 17. Jahrhunderts gehalten, wo der Graf Franz Albrecht von Hohenrechberg die von seinem Vater Bertrand Bero angefangene neue und größere Kirche vollendete. Diese wurde auf dem Platze der alten hölzernen Kapelle erbaut und die 1488 erbaute zur Wohnung eines beständig hier wohnenden Geistlichen eingerichtet.

Da aber die Kirche mit den zwei am Fuß des Berges liegenden Weilern nach Waldstetten, eine Stunde entfernt, eingepfarrt war, und der christliche, sowie der

Schulunterricht vernachläßigt wurde, so bewerkstelligte der am 19. März 1819 verstorbene Graf Max von Rechberg die Absonderung und Errichtung einer eigenen Pfarrei, welches 1767 den 18. Juni geschah.

Man wird nicht leicht einen Berg finden, von dessen Oberfläche man eine so reizende Aussicht genießt. Die ganze Gegend um den Berg her ist mit Dörfern, Weilern, und vereinödeten Höfen gleichsam besäet, und es schließt sich immer ein lebender Gegenstand an den andern an, bis zum entferntesten Horizont.

Wendet man sich zum nördlichen Halbzirkel des Gesichtskreises, wohin man allerdings die ausgedehnteste Aussicht hat, so liegt links gegen Westen der Hohenstaufen mit dem Dorfe, die Dörfer und Weiler: Wäschenbeuren, Manitis, Lingling, Reitprechts, Metnang, Straßdorf und die dermalige Oberamtsstadt Gmünd. Rechts hingegen gegen Osten die Dörfer Unterwaldstetten, Bekringen, Bargen, Eckingen, Herlighofen und Muthlangen.

Kehret man das Angesicht gen Süden, so erscheint Hohenstaufen zur Rechten, Ottenbach, Kitzen, Krumwälden, Groß- und Kleineißlingen, Göppingen, Salach, die Schlösser Stauffeneck, Ramsperg und Scharfenberg, zwischen welchen zwei letztern Donsdorf im Thale liegt, Reichenbach, Winzingen, Wißgolding und das hintere und vordere Weiler Rechberg dicht am Fuße des Rechbergs, auf der er gleichsam aufsitzt; und dieß sind nur die nächsten Orte, wovon die weitesten kaum zwei Stunden entfernt liegen.

Ich habe jetzt die tausend Höfe noch nicht genannt,

die auf allen Anhöhen, in allen Thälern, in allen Wäldern, an allen Ecken und Enden hervorblicken; ich habe noch nicht gesagt, daß die ganze Gegend aus den fruchtbarsten Feldern, Aeckern, Wiesen und Gärten bestehe, daß sie von den niedlichsten Laub-, Nadel-, Holz-Wäldchen, Bächen und Flüßchen durchkreuzt werde, und daß dieses mannigfache lebende und webende Bild auf dem Hohenrechberg, wie eine zierlich ausgebreitete Landkarte sich vor dem Auge entfalte.

Man dehne ferner die malerische Landschaft weiter, man fahre mit dem Auge ringsumher von den nächsten Orten bis an den letzten Punkt des Gesichtskreises, man lasse sich die hundert Gegenstände der Orte, die sich wie die Glieder einer Kette aneinanderreihen, und an die sich immer eine kleine Erinnerung der Vorzeit bindet, erklären, so bekömmt man nach und nach eine schwache Idee von dem unermeßlichen Bilde, das sich auf dem Rechberg dem Wanderer darstellt.

Die entferntesten Gegenstände sind gegen Osten das Schloß Ellwang und der sogenannte schöne Berg, dann Rosenberg. Gegen Norden der nun abgebrannte Eintern bei Hall. Gegen Westen Hohenheim, die Solitude hinter Stuttgart, und damit ich das Seelengeräth und die Ruhestätte der Hohenstaufen nicht vergesse, das nur 2 Stunden entlegene ehemalige Benediktiner-Kloster Lorch. Gegen Süd-Osten und Süden nähern sich die Albuch-Gebirge bis auf eine und zwei Stunden, mithin ist hier die Aussicht beschränkt; aber eben dieses thut dem ermüdeten

Auge wohl, indem es an den schönen Conturen der nahehin ziehenden Gebirge ausruhet und sich ergötzet.

Wer kann, versetze sich zugleich im Geiste in das 11. und 12. Jahrhundert, wo, eine Stunde entfernt, die schwäbische Kaiserburg im höchsten Schimmer strahlte und der ganzen Gegend eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Pracht verlieh; wo die Rechberge Ulrich und sein Sohn Hildebrand als Marschälle des Herzogthums Schwaben, folglich als **Primi Ministeriales**, **Principes militiae equestris** und **Judices Castrenses** auf ihrer altväterlichen Burg wohnten, und ich glaube kaum, daß ein Ort in Deutschland zu finden, der für den Deutschen so anziehend sei, als Rechberg.

Wir steigen nun von der obern Plattform des Berges hinunter auf den Felsen, worauf das Stammschloß der Familie steht, welche dem Berge eine solche Berühmtheit verschafft hat. Eigentlich ist es ein vom Hauptberg abgesonderter Hügel, in dessen Mitte sich der Fels erhebt, auf dem die alte Burg ruhet.

Man kommt in den ersten Vorhof des Schlosses auf einer großen steinernen Brücke, welche über das, den Berg vom Hügel trennende Thälchen führt und ehedem bei dem letzten Jahre mit einer Aufziehbrücke versehen war. Diesen Vorhof schloßen verschiedene Oekonomiegebäude ein, worunter sich auch die Wohnung eines Wächters befindet. Nun gehet man über eine hölzerne Brücke, die über einen ungewöhnlich tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen von dem ersten Vorhof trennt, und rings um ihn herläuft.

Diese Brücke hatte ebenfalls eine Aufziehbrücke am Ende, ja man konnte sie ehemals ganz abtragen. Sie führt unter das zweite Thor, worunter das Burgverließ sich befand, und wahrscheinlich einen hohen Thurm vordem über sich hatte.

Von da gehet man zwischen dem Schloßgebäude und der inneren Umfangsmauer auf das dritte Thor zu. Bei dem Eintritt in dasselbe sieht man sich in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden Gebäude bilden, eingeschlossen, aus dem man endlich durch ein viertes Thor in den innern Vorhof kömmt, zu dem mehrere Staffeln hinaufführen. In diesem Vorhof befindet sich nichts, als eine sehr tiefe, in den Felsen gehauene Cisterne, die sich von den Regenwassern füllet, welches ihr von den Dächern in Rinnen zugeführt wird. Man weiß nie, daß es an Wasser mangelte, auch bei der größten Trockene.

Das Wohngebäude oder eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, wovon die Oeffnung mit andern angehängten Gebäuden geschlossen wird. Die ganze Bauart zeugt von einem hohen Alterthum. Der erste Stock ist von den stärksten Sandstein-Quadern, welche man am Berge findet, aufgeführt. Die andern zwei Stöcke sollen von auseinander getibelten Balken (in der Zimmermanns-Sprache) bestehen. Es ist nicht von einer Bauart. Man bemerkt viele Stellen, wo später angebaut und ausgebessert wurde. Man kann auch die innere Einrichtung nicht mehr beurtheilen, indem hier meistens Alles neu ist.

Obschon seit 1585 Niemand von der Familie mehr

hier wohnte, so ist es doch ziemlich in baulichem Wesen unterhalten; aber eben deßhalb wurden keine Kosten für eine bequemere und zierlichere Ausstattung verwendet.

In dem untern Stock befindet sich die alte Schloß-küche, der Pferdestall, ein Paar Domestiken-Zimmer und ein großer Holzstall, worin ehemals eine Stoßmühle stand.

In den zweiten und dritten Stock stieg man durch eine steinerne Schneckenstiege, die in einem hohen Thurm angelegt war. Zwischen 1652 und 1660 wurde der Thurm abgetragen und die Staffeln in das Schloß Iller-aichen geführt, wo sie wieder eine Schneckenstiege bilden. Hohenrechberg und Illeraichen gehörten damals dem Grafen Johann von Rechberg. Jetzt führet eine gemeine bedeckte Stiege in beide Stockwerke.

In dem zweiten Stock befindet sich die Wohnung der ehemaligen Beamten mit den Kanzleizimmern und die Küche. Auch war hier die alte Burg-Kapelle, die nun verlassen ist, aber noch die Kennzeichen eines hohen Alterthums zeigt. Im dritten Stockwerk ist ein großer, alter Saal und einige Zimmer für die Herrschaft, wenn sie hie und da den Berg besucht.

Seit dem Jahr 1585, wo der Letzte der Hohenrech-bergischen Hauptlinie starb, wohnten bloß die Beamten der Herrschaft hier, und jetzt ist es die Wohnung des herrschaftlichen Jägers.

Ganz anders verhält es sich mit den Befestigungs-werken, welche das Schloß umgeben. Die Mauern und Thürme sind theils verfallen, theils werden sie durch die Witterung immer mehr verzehrt. Die Thürme stunden

rings an der äußersten Mauer her, welche den tiefen Graben umgab, und waren wahrscheinlich meistens bewohnt. Einer von ihnen zeichnete sich durch seinen kolossalen Umfang und seine Höhe besonders aus, und dieser wurde durch einen Gang mit dem Schloß verbunden. Weil er aber den Einsturz drohete, so mußte er vollends abgetragen werden. Die Burg hatte auch Vorwerke, welche aber kaum noch einige Spuren hinterlassen haben. Der Berg außer der Ringmauer ist hie und da durch Gewölbe und unterirdische Gänge ausgehöhlt. Die Landleute behaupten, daß von der Burg aus ein solcher Gang bis nach Hohenstaufen geführt habe. Wahrscheinlich ist dieß blos von einem durch den Wald gehauenen Gang zu verstehen, womit der Erdrücken, welcher zwei Burgen miteinander verbindet, ganz bewachsen war.

Man genießt im Schloß die nämliche schöne Aussicht, wie auf dem oberen Theil des Berges; nur wird ein Theil derselben von diesem verdeckt.

Den Ursprung der Burg anzugeben, ist sehr schwer. Er verliert sich in das höchste Alterthum hinein.

Man hat Spuren, daß vier Brüder mit dem rothen Löwen (auf dem Schild), wodurch die Rechberg vor der Annahme der jetzigen Benennung kennbar waren, in einer Schlacht bei Hausen im Thale mit andern von einem fränkischen General Rumelius unter Pipin von Heerstall († 774) gefangen und hierher geführt wurden. Hier nahmen sie das Christenthum an und bauten sich eine Wohnung. Die Erzählung der Chronik bekommt dadurch eine Wahrscheinlichkeit, weil gerade unter Pipin von

Heerstall die heidnischen Schwaben sich häufig empörten, und seine Herrschaft nicht anerkennen wollten, Pipin die irländischen Missionarien sehr begünstigte, und durch das Schwert unterstützte; um diese Zeit ein General oder Herzog Rumelius die Truppen in Schwaben kommandirte; die Rechberge sich noch vom rothen Löwen schreiben und in der Nachbarschaft des Berges sich noch ein Thal befindet, welches das Christenthal heißt, was auf die Ansiedlung der Christen hindeuten könnte.

Nach dieser Erzählung fiel also die Erbauung der Burg Rechberg zwischen 650 und 700 nach Christi Geburt.

Indessen haben wir erst seit der Zeit, in der die adeligen Familien anfingen, sich von Gütern zu schreiben, nämlich vom 12. Jahrhundert, gewisse Nachricht von dem Dasein der Burg Hohenrechberg.

Ulrich von Rechberg kömmt als Marschall der Herzoge von Schwaben zu Hohenstaufen in den Urkunden des 12. Jahrhunderts häufig vor, und zwar in Urkunden, die in der Gegend ausgefertigt wurden. Ihm folgte sein Sohn, Marschall Hildebrand von R., der erst nach 1225 starb.*) Dieser hatte zwei Söhne, Conrad und Ulrich. Dem ersten wurde die Stammburg Rechberg und dem andern Rechberghausen beiderseits mit den dazu

---

*) Die gleichzeitigen Bischöfe Ulrich von Rechberg zu Speier, und Seyfried v. R. zu Augsburg waren nicht Väter der Marschälle Ulrichs und Hildebrands, sondern urkundlich Ulrichs Söhne und Hildebrands Brüder.

gehörigen weitschichtigen Besitzungen. Ulrichs Nachkommen zu Rechberghausen starben im Anfang des 15. Jahrhunderts gänzlich aus; Conrads Kinder und Enkel zu Rechberg aber dehnten sich auf vier Hauptlinien aus, wovon die Jüngste zu Weissenstein noch allein blühet. Seit Ulrich, dem Marschall, ging die Burg von Hand zu Hand der Familie bis auf den gegenwärtigen Besitzer (1820) Graf Alois von Rechberg und rothen Löwen herunter. Sie muß also auch im 12. Jahrhundert, ja schon lange vorher existirt haben, weil sich sonst die Familie davon nicht hätte nennen können, und sie eben damals als eine der ersten Familien unserer Gegend glänzte.

Die Burg hieß Rechberg. Erst 1323 in einer Graf Helfensteinischen Vertrags-Urkunde mit dem Kloster Adelberg, schrieb sich Albert von Hohen-Rechberg und diese Benennung blieb ihr von dieser Zeit an in allen Urkunden.

Der Name selbst leitet sich von Reh her, welches das schwäbische Landvolk Rech ausspricht. Diese Thiere sollen sich ehemals auf und an dem Berge häufig aufgehalten haben, weßwegen er den Namen Rechberg erhielt. Die Burg und so auch die Familie nannte sich also in unsern Urkunden Reh-, Rech-, Reuch- oder Reichberg, je nachdem der Schreiber selbst eine Mundart sprach.

Die Familie führt wegen Rechberg auf dem Helm einen Rehbock mit rothem Geſtämm, und im Schilde die alten zwei aufrechtstehenden, einander die Rücken kehrenden rothen Löwen.

Die Burg war nie ein' Raubschloß; aber doch hatte sie ein Paar harte Stöße, die bekannt sind, auszuhalten.

Vor der Erfindung des Pulvers scheint es, daß sie jedem Anfall trotzte; allein in der Folge konnte sie nicht widerstehen. Wegen der Nachbarschaft der ehemaligen Reichsstadt Gmünd, obschon sie selbst und ihre angesehensten adeligen Bürger, Vasallen der Familie waren, hatte sie immer einen zweideutigen Stand neben ihr.

Im Jahr 1449 den 29. September zogen die Rothweiler vor die Burg. Nur 19 Mann vertheidigten sie. Sie wurde im Sturm genommen und 18 von selbigen ermordet. Im letzten Jahr des 30jährigen Krieges (1648) wurde sie von der französischen Besatzung zu Schorndorf auf eine listige Weise eingenommen und fürchterlich zugerichtet.

Ich will jetzt nur noch von ein Paar Geistergeschichten Meldung thun, nämlich von dem Rechbergischen Klopferle und dem Stauffergeist.

Der erste ließ sich bei dem Tode eines Jeden aus der Familie durch Klopfen hören, und zwar fing er zu klopfen an, sobald keine Rettung mehr für den Kranken übrig war, und fuhr fort, bis er verschied. Er soll sich aber nicht blos in der Stammburg, sondern in allen, sogar ehemaligen Rechbergischen Häusern hören lassen, der Ursprung dieses Klopferle wird so angegeben: Ulrich von Rechberg, der Fideikommis-Stifter, hatte einen großen Hund, welcher so abgerichtet war, daß er in seiner Abwesenheit durch ihn Briefe in einer am Hals hangenden ledernen Tasche seiner Frau auf die Burg sandte. So war dieser Hund ehemals auf einem alten Getäfelwerk zu Weissenstein im sogenannten Reithaus abgebil-

det. Im Jahre 1496 war Ulrich verreist, und sandte längere Zeit keine Briefe. Seine Frau, Anna von Benningen, war darüber ängstlich. Sie betete alle Tage in der Burgkapelle. Eines Tages klopfte Jemand an der Kapellthüre; sie wurde darüber ungehalten, weil sie einen Domestiken vermuthete, der wohl wissen konnte, daß man sie im Gebet nicht stören sollte. Weil nun das Klopfen fortdauerte, so sprang sie vom Betstuhle hastig auf und sagte: Ich wollte, daß du immer fortklopftest, und öffnete die Thüre, um den Thäter zu zanken. Allein der Hund stand vor ihr ohne Brief und schmeichelte ihr mit trauriger Miene. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. Von dieser Zeit an soll es nun immer in der Burg klopfen, so oft ein Rechberg stirbt.

So wird diese Begebenheit in 200jährigen Familienschriften gelesen und so erzählen sie die Beamten, welche auf dem Schlosse wohnten.

Der Stauffer-Geist ist ein Licht, welches bei Sturm und Regen oft in entgegengesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach geläuteter Betglocke Abends sieht man ihn am Hohenstaufen liegen, (ich bediene mich der Sprache der Landleute) und da sei es, als wenn man in einen angezündeten Backofen hineinsähe. Auf einmal erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg zusammen bindet, bald langsam, bald schnell hüpfend und springend über die Tannen, geht links an der Burg vorbei, bis in die Häge, einige Häuser gerade unter der Pfarrkirche auf dem Berg. Von

da kehrt er auf dem nämlichen Weg zurück, und bleibt bis zur Betglocke am Morgen am Hohenstaufen liegen, wo er sofort verschwindet.

Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, besonders aber zur Herbstzeit. Daß es der gemeine Mann für ein übernatürliches Wesen halte, zeigt schon der Name an, mit dem er es benennet.

Uebrigens ist der Stauffengeist nach ihrer Erzählung von guter Art und beleidiget Niemand.

Der Laufen-Müller.

Erzählung aus den Zeiten des Bauern-Kriegs.

Von

Karl Pfaff.

Wild tobte der Sturm durch's untere Lauterthal, ein hohles Brausen verkündigte sein Nahen, dann fuhr er mit schrillem Pfeifen durch die engen Thalschluchten und jagte dichte Regenschauer vor sich her, die gewaltig an die Felsenwände und Felsenzacken schlugen, in welche die vereinte Macht von Sturm, Regen und Schnee, der sie schon seit Jahrtausenden Trotz boten, tiefe Furchen eingegraben hatte. Menschen und Thiere hatten ein schützendes Obdach gesucht, nur ein einsamer Wanderer schritt, unbekümmert um Sturm und Regen, festen Ganges durch das Thal, auf das sich schon abendliches Dunkel zu lagern begann.

Es war ein hochgewachsener, kräftiger Mann, in seinen besten Jahren, dessen Haupt lange schwarze Locken umflatterten, während ein dichter Bart von gleicher Farbe

sein Antlitz beschattete; über der starkgebogenen Nase glänzte ein Paar feuriger Augen. Er hatte einen grüntuchenen Mantel um sich geschlagen, den er mit der linken Hand fest zusammen hielt; in der rechten aber trug er einen dicken, mit Eisen beschlagenen, Knotenstock. Sein einziger Begleiter war ein großer zottiger Wolfshund, der bald vor, bald hinter ihm her lief, bisweilen auch lauschend stillstand, wenn er einen ungewöhnlichen Ton zu hören meinte. Aber es war nur der Schrei eines Käuzchens, welches, durch Sturm und Regen von seinen nächtlichen Raubzügen zurückgehalten, in seinem Felsenloch kreischte.

Rüstig schritt der Wanderer vorwärts, indem er bisweilen dumpfe Worte vor sich hinmurmelte, bis er um eine Felsenecke bog und thurmhohe Klippen mit zackigten Häuptern ihm entgegen starrten, über welche auf einer Bergkuppe ein stattliches, wenn auch theilweise verfallenes, Gemäuer hervorragte, von niedrigerem Mauerwerk rings umgeben, die Trümmer der Burg Wartstein, die einst zu den vielen Schlössern des mächtigen Geschlechts der Welfen gehört hatte. Hier blieb er stehen, erhob drohend seinen Stock und rief mit starker Stimme: Da stehst du nun, altes Raubnest, verwittert und zerfallen; kein hochmüthiger Zwingherr hält mehr Hof in deinen öden Mauern, nur Kauz und Uhu nisten hier; verstummt ist der wilde Lärmen der Bankette und Trinkgelage, nur der Sturm pfeift noch durch die niedergestürzten Hallen und keine Gewaffneten ziehen mehr zu Raub und Mord aus deinen Thoren. Geduld! in kurzer Zeit werden

auch andere Schlösser unseres Thals, in welchen jetzt noch die adelichen Bauernschinder und Bauernfresser stolziren und prassen, gleich dir in Trümmern liegen und ihre ausgebrannten Mauern sollen noch der späten Nachwelt von der Rache eines lange unterdrückten Volkes Zeugniß geben!

Er wollte weiter schreiten, als er das laute, wilde Gebell seines Hundes vernahm, der vor einem alten, halbeingefallenen Gewölbe am Fuße des Berges stand. Daraus ertönte ein kläglicher Ruf: Helft mir doch, lieber Herr, der Hund zerreißt mich sonst! Der Wanderer gebot seinem Hunde Schweigen, und aus dem Gewölbe kroch eine Jammergestalt, an allen Gliedern zitternd, klein und schmächtig, mit dünnen, kurzen Säbelbeinen und einem Höcker auf dem Rücken, deren unverhältnißmäßig großen Kopf borstige Haare umstarrten. Als der Wanderer die Gestalt näher betrachtet hatte, rief er: Ich kenne dich, du bist der Geiger-Jörgle von Lauterach! Was treibt denn dich hieher in diesem Unwetter, Mensch? Gewiß hast du wieder irgend einen schlechten Streich vor, oder schon einen verübt! Was schaut dir denn da aus dem Wamms hervor? Laß einmal sehen! Er riß dem Geiger-Jörgle das Wamms auf und heraus fiel ein, mit Schnüren fest umwickeltes, Päckchen, das er aufhob und zu sich steckte. Dann wandte er sich wieder an den Geiger und sprach: Von welchem unserer Zwingherrn bringst du dieses Päckchen und an wen? Jetzt gehst du mit mir und versuch es nur nicht, zu entspringen, sonst sollst

du im Augenblick die scharfen Zähne meines Wolfs in deinem runzlichten Felle zu spüren bekommen.

Schweigend ergab sich der Geiger-Jörgle in sein Schicksal und beide wanderten, ohne ein Wort zu sprechen, das Thal entlang. Dieses erweiterte sich bald zu einem geräumigen Bucht und rechts schimmerten von dem Bergabhang die Lichter eines Dörfchens herüber. Der Wanderer aber schritt nicht auf dieses zu, sondern wandte sich links den Berg hinauf in einen dichten Wald, wo er, trotz der zunehmenden Dunkelheit, ohne zu irren, den steinigten, schlüpfrigen Pfad verfolgte, den auch sein Begleiter wohl zu kennen schien und nur aus Furcht vor dem Hund, der ihm nicht von der Seite wich, darauf weiter schritt. Bald ging es wieder bergab auf einer gebahnten Straße und aus der Ferne klang es wie das Rauschen eines Wassers und das Klappern von Mühlrädern. Nach einiger Zeit erhob sich aus dem nächtlichen Dunkel die schwarze Masse eines ansehnlichen Hauses, dessen Thüren und Fensterläden fest verschlossen waren und das am Rande einer Schlucht stand, durch welche die Lauter tobend und schäumend über Felsen herabbrauste.

Vor diesem Hause hielt der Wanderer und ließ einen Laut, dem Krächzen eines Raben ähnlich, ertönen. Ein Fensterladen wurde vorsichtig geöffnet und mehrere Gestalten zeigten sich, denen der Wanderer gebot, ihm die Thüren zu öffnen; schon rasselten die Ringel und der Wanderer trat näher hinzu, seinen Begleiter ganz vergessend. Plötzlich hörte er ein Plätschern, wie vom Falle

eines Körpers ins Wasser, und das laute Bellen seines Hundes, welcher unruhig am steilen Rande der Schlucht hin und her lief. Mit einem Satze stand der Wanderer auf einem etwas niedrigeren Felsenvorsprung, wohin auch der Hund ihm folgte und von hier aus, auf seinen Ruf, sich in die tobenden Wellen stürzte. Vergebens aber suchte er das Felsenriff zu erklimmen, über welches das Wasser pfeilschnell herabschoß. Indessen waren einige Männer mit Fackeln aus dem Hause getreten und nun wurde die Schlucht genau beleuchtet und durchforscht, ohne daß sich irgend eine Spur des Geigerjörgles, welcher den kühnen Sprung ins Wasser gewagt hatte, zeigte. Hiezu war es auch zu spät, denn der Geiger besaß eine Behendigkeit, welche man seinem unförmlichen, anscheinend schwerfälligen Körper nicht zugetraut hätte. In der Todesangst, weil er von dem Wanderer das Schlimmste befürchten mußte, hatte er den Sprung in die Tiefe gewagt und oberhalb der Stromschnelle aus allen Kräften durch den Wasserschwall schwimmend bald ein etwas ruhigeres Wasser und die Felsenspalte am jenseitigen Ufer erreicht, durch welche das Bergwasser in die Lauter floß und von hier aus den Uferrand erklettert, wo er in einem dichten Erlengebüsche sich verbarg. So täuschte er seine Verfolger, welche nicht anders meinten, als er habe sich in den Buchenwald geflüchtet, der sich vom Thale den Berg hinauf bis zur Burg Reichenstein hinzog, wohin sie daher sich auch sogleich, vom Hunde begleitet, wandten, aber unverrichteter Dinge nach einiger Zeit wieder zurückkehrten.

Diese Zeit hatte der Geiger wohl benutzt; während fortwährend der Sturm tobte und der Regen immer stärker herabströmte, wandte er sich nach der entgegengesetzten Seite des Thals und glimmte den waldbedeckten Bergabhang hinauf. Seine Kräfte reichten kaum noch hin, um einen, mitten im Wald auf der Höhe hervorragenden, Felsen zu erreichen, dessen Vorsprung ihm einigen Schutz gegen Sturm und Regen darbot. Hier sank er erschöpft auf dem weichen Moose nieder und verfiel bald in einen tiefen Schlaf.

In dem schon beschriebenen Hause, welches jetzt wieder mit geschlossenen Thüren und Fensterläden dunkel in die Sturmnacht emporragte, fand indeß eine lebhafte Verhandlung Statt. Dieses Haus war die Laufenmühle, noch jetzt, obwohl in veränderter Gestalt, im untern Lauterthal zu schauen, ihr Besitzer der, uns schon bekannte Wanderer, Ignaz Reiser genannt, welcher daher allgemein unter dem Namen des Laufenmüllers bekannt war. Reiser war ein Mann von vielem natürlichen Verstand, der einen Theil seiner Jugend im Kloster Zwiefalten zugebracht und sich hier die Gunst des Paters Ambrosius erworben hatte. Diesem Umstand verdankte er die, damals seltene, Fertigkeit im Lesen und Schreiben. Später trat der kräftige Jüngling in Kriegsdienste und zwar gerade zu der Zeit, als der kriegserfahrene Kaiser Maximilian I. mit Hilfe eines Georg v. Frondsberg, Marx Sittich v. Ems und anderer tüchtiger Kriegsleute, aus der oberdeutschen Jugend eine neue Art Fußvolk, die Landsknechte, bildete, welche sich bald in seinen und an-

derer Fürsten Kriegen rühmlich auszeichneten. Denn ihre wohlgeordneten, festgeschlossenen Schaaren trotzten selbst den stürmischen Angriffen der in Eisen gehüllten Reiterei und der mächtige Stoß ihres Gewalthaufens durchbrach gar häufig die Schlachtordnung ihrer Gegner. Reiser hatte unter Georg v. Frondsberg auch in Italien einige Feldzüge gemacht und sich stets durch Tapferkeit und Wohlverhalten ausgezeichnet. Er hätte sich ohne Zweifel höher emporgeschwungen, wenn er nicht durch den Tod seines Vaters, dessen einziger Sohn und Erbe er war, zur Rückkehr in seine Heimath genöthigt worden, wo er sich durch Verstand, Kenntnisse, Muth und Körperkraft bei den Umwohnenden bald in großes Ansehen zu setzen wußte.

Sein väterliches Erbgut, die Laufenmühle, lag in einer wildromantischen Gegend des unteren Lauterthals, einsam zwischen Felsen und Wäldern und in mehreren Fällen rauschte an ihr vorbei die Lauter durch eine tiefe Felsenschlucht. Auf steinernem Unterstock, dessen dicke Mauern mit Schießscharten versehen waren, ruhte ein zweistockiges Haus, gut aus starken eichenen Balken gezimmert und statt mit Stroh, wie es sonst in dieser Gegend damals allgemein üblich war, mit Ziegeln gedeckt. Die Zwischenräume zwischen den Balken waren bunt bemalt und über der Hausthüre erblickte man einen, in Stein ausgehauenen, Wappenschild mit einem Kreuz und einem Abtsstab. Denn das Gebäude, erst zwanzig Jahre vorher auf den Grundmauern eines früheren uralten Baues aufgeführt, war ein Eigenthum des Klosters Zwiefalten,

welches seit einigen hundert Jahren schon die Familie des Laufenmüllers in Erbpacht hatte. Einige dazu gehörige Güterstücke waren den Herrn v. Stein, von denen ein Zweig auf der nahen Burg Reichenstein saß, zinspflichtig. Das Hauptgemach darin bildete eine, trotz ihres großen Ofens aus Backsteinen, welcher bis nahe an die Decke reichte, noch sehr geräumige Stube, deren sämmtliche Geräthschaften aus einem großen Tische von Eichenholz, etlich Bänken und Stühlen und einem Schrank von ziemlichem Umfang bestanden, auf dessen oberem Rande blankgescheuerte zinnerne Deckelkrüge prangten. Diese Stube war von unten bis oben mit einem eichenen Getäfel bekleidet, in der Mitte der Decke aus dem nämlichen Holz zeigte sich, von Holzschnitzereien eingefaßt, derselbe Wappenschild wie über der Hausthüre. Die Fenster waren schmal und von den beiden Thüren führte die eine in ein Nebengemach.

Damals saßen um den obenerwähnten Tisch eilf Männer, oben an unter ihnen der Laufenmüller, welchem die übrigen alle große Achtung bezeugten. Man konnte leicht erkennen, daß er das Haupt der Gesellschaft war, die sich in der Laufenmühle zu einer wichtigen Berathung versammelt hatte. Denn es galt hier die Frage, ob auch die Bewohner des Lauterthals und seiner Umgegend an der großen Bewegung Theil nehmen sollten, welche damals das Landvolk in den meisten Gauen des deutschen Landes ergriffen hatte und die unter dem Namen des Bauernkrieges Jedermann bekannt ist.

Diese, das ganze deutsche Reich in seinen Grundfesten

erschütternde Bewegung war nicht die Wirkung einer schnellen Aufwallung, sondern die nothwendige Folge des tiefen Elends, in welchem damals das Landvolk schmachtete, und aus welchem herauszukommen, es bei den Gesinnungen und Grundsätzen der meisten damaligen Machthaber, keine andere Aussicht hatte, als wenn es zur Selbsthilfe schritt. Der bei weitem größte Theil desselben bestand aus Leibeigenen oder „armen Leuten" wie man sie sehr bezeichnend naunte, die in einem beinahe rechtlosen Zustande der Willkühr ihrer Gebieter preisgegeben lebten. Geistliche und weltliche Herren genoßen die Früchte ihres sauren Schweißes, während die Leibeigenen für sich und die Ihrigen kaum den nothdürftigsten Lebensunterhalt hatten. Die Habsucht und die fortwährend steigenden Bedürfnisse ihrer Herren verschlangen Alles, was der Fleiß des Landmanns dem Boden mühsam abgewann. Was der Edelmann nicht nahm, verlangte der Geistliche für sich, die zu leistenden Frohnen und Dienste wurden immer zahlreicher, die Abgaben, unter hunderterlei Namen gefordert, immer drückender und hiezu kam noch eine Behandlungsweise, welche dem armen Mann oft wünschen ließ, lieber das Streitroß, oder der Jagdhund seines Herrn zu sein als dessen Leibeigener. Selbst das Wild durfte ungestraft des Bauern Felder verheeren, während er mit den Seinigen hungerte, und doch mußte er noch Wildsteuer zahlen, weil der Edelmann nicht des Landmanns wegen, sondern zum eigenen Vergnügen, Jagden auf das schädliche Wild anstellte.

Solches zu leisten und zu ertragen, überstieg zuletzt

die menschliche Geduld und schon seit vielen Jahren gährte es unter dem Landvolk; es bildeten sich geheime Verbindungen und eine solche wählte sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum Wahrzeichen den von den Knöcheln an aufwärts mit Schnüren gebundenen Schuh, die gewöhnliche Fußbekleidung der Bauern, daher Bundschuh genannt und dieser Bundschuh wurde seitdem die Losung bei den, immer häufiger da und dort ausbrechenden, Aufständen und das Sprüchlein:

Loset, was ist das für ein Wesen,
Wir können vor Pfaffen und Junkern nicht genesen!

ging unter dem Landvolke von Mund zu Mund.

Auf diese Bewegung blieb auch jene große geistige Bewegung nicht ohne Einfluß, welche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die besten und edelsten Männer Deutschlands ergriff und die Morgenröthe eines neuen Tages herbeiführte. Eine Menge kleiner Schriften in gebundener und ungebundener Rede, in einer, dem Volke wohlverständlichen, Sprache, stark und derb im Ausdruck und reich an kräftigem Witz, erschien, und fand auch zum Volke seinen Weg, führte ihm eine Menge neuer Ideen und Begriffe zu und verbreitete das neue Licht des Geistes auch unter die unwissende Menge. Die Herren aber, taub gegen die Stimmen der Warnung, welche sie laut und deutlich genug vernahmen, fuhren fort im alten Uebermuth und halfen so selbst den Ausbruch des Ungewitters beschleunigen, das sie zu zernichten drohte.

Der Laufenmüller selbst fühlte freilich diesen Druck,

der auf seinen Standesgenossen lastete, nicht viel, er war ein wohlhabender Mann, kein Leibeigener, sondern nur dem Abt v. Zwiefalten und dem Herrn v. Stein auf Reichenstein zinspflichtig, mit welch letzterem er freilich in den neuesten Zeiten, da früher nicht gebräuchliche Abgaben von ihm gefordert wurden, in Streit gerathen war. Aber nicht dieser Streit, sondern vornämlich und hauptsächlich sein, für die Leiden seiner Mitbrüder tief empfängliches, Gemüth, sein starkes Rechtsgefühl und die dadurch entstandene feste Ueberzeugung, daß ein Zustand des Landvolkes, wie der damalige, allen göttlichen und menschlichen Rechten widerspreche, trieben ihn, mit solchem Eifer die Partei der Unterdrückten zu ergreifen und sich den Verbindungen zur Befreiung derselben von dem unerträglichen Joche innig anzuschließen. Er hatte während seiner Feldzüge den Zustand und die Einrichtungen fremder Länder und Völker kennen gelernt, er hatte die freien Schweizerbauern gesehen und die Städte-Bürger, welche, frei vom Joche der Leibeigenschaft, unter selbstgewählten Obrigkeiten, sich zu Wohlstand und frohem Lebensgenuß emporgearbeitet hatten. Warum, dachte er, soll der Landmann allein von den Freuden und Genüssen des Lebens nicht auch sein bescheiden Theil hinnehmen dürfen, sondern lebenslang freudenlos ein schweres Joch tragen¿

So wurde er ein erklärter Feind der Herren, und ein treuer, eifriger Freund des Volkes und in diesem Sinn sprach er auch zu den um ihn Versammelten. Ja! liebe Brüder und Freunde, schloß er seine Rede, unsere

Sache ist eine gerechte und jeder Biedermann hat die Pflicht, sie nach Kräften zu fördern. Lange genug haben wir uns plagen lassen, es ist wahrhaftig einmal Zeit, daß wir unser unerträgliches Joch abwerfen! In Oberschwaben und auf dem Schwarzwald sind sie schon zusammengetreten, um dem tyrannischen Regiment der Herren ein Ende zu machen. Ich selbst, wie ihr wißt, bin herumgezogen, und habe mit den Hauptleuten gesprochen, welche festentschlossen sind, nicht eher auseinander zu gehen, als bis ihnen all' ihre Forderungen bewilligt sind; sie hätten, sprachen sie, eine gute Sache, von nun an müssen Recht und Gerechtigkeit besser als bisher gehandhabt und auch der Bauer müsse frei werden. Geht es uns etwa besser als den Oberschwaben, den Schwarzwäldern und den Unterländern? Schmachten wir nicht in der gleichen Knechtschaft. Und wir allein sollten still sitzen, während sich rings um uns unsere Brüder und Genossen erheben? Solche Schmach wollen wir nicht auf uns laden! Mein Entschluß ist schon gefaßt und euch, ihr Männer, frage ich nun, wollt ihr mit mir gehen oder zurückbleiben?

Mit dir wollen wir's halten, Laufenmüller, war die einstimmige Antwort, und du sollst unser Hauptmann sein, du bist der tüchtigste dazu. Wohlan denn, entgegnete Reiser, ich bin bereit, aber rasch muß gehandelt werden, ehe die Herren ihre Macht beisammen haben, wie ein Sturmwind müssen wir über sie kommen und ihre Macht zertrümmern. Daher schlage ich vor, daß wir in der allernächsten Zeit eine Tagsatzung halten, zu

dieser bringt Jeder aus seiner Gemeinde und aus der Nachbarschaft so viele ehrbare, wehrhafte Männer mit, als er nur irgend zusammenbringen kann, und was dann hier ausgemacht wird, das wollen wir Alle fest ausführen. Alle stimmten mit diesem Vorschlag überein und Jeder versprach sich eifrigst zu bemühen, um recht viele Anhänger für diese gute und gerechte Sache zu gewinnen. Der Laufenmüller aber legte nun das Päckchen auf den Tisch, das er dem Geigerjörgle abgenommen hatte, befreite es von den Schnüren und es kamen mehrere Schreiben zum Vorschein, welche Schwigger v. Gundelfingen, der weiter oben im Thal auf Hohen-Gundelfingen saß, an den Abt in Zwiefalten und verschiedene benachbarte Edelleute gerichtet hatte; er las sie nacheinander vor; ihr übereinstimmender Inhalt war kurz folgender: Von allen Seiten kommen schlimme Nachrichten, daß das Landvolk unter den Waffen stehe, Klöster und Schlösser plündere und zerstöre. Schon habe der schwäbische Bund beschlossen, die Empörung mit allem Ernst und mit gewaffneter Hand zu unterdrücken, bis aber seine Rüstungen vollendet seien, werde es noch einige Zeit dauern und daher rathe er seinen Herrn und lieben Freunden, sich selbst auch schleunigst zu rüsten, ihre Burgen und festen Plätze mit allem Nöthigen zu versehen. Daneben aber, schloß er, weil die Bauern ja nur ein dummer Pöbel sind, den man durch List und verstellte Gutmüthigkeit leicht betrügen kann, so wollen wir nicht unterlassen, mit diesen thörichten Leuten inzwischen noch zu unterhandeln, und ihnen alles Gute zu versprechen, damit sie ruhig

sitzen bleiben und den übrigen Empörern nicht zulaufen, sind dann wir und der Bund gerüstet, so können wir ihnen schon auch den rechten Ernst zeigen.

Ein kluger Rath fürwahr, den der Gundelfinger seinen Genossen gibt, sprach der Laufenmüller, aber dießmal sollen sie den dummen Pöbel nicht betrügen können, wir wissen jetzt, was wir zu thun haben, und keiner wird mehr so thöricht sein, den gleisnerischen Worten dieser Herren, seien sie Pfaffen oder Junker, zu trauen. Dadurch wurde des Gundelfingers Absicht vereitelt und die Versammelten gelobten sich, die Sache so vorsichtig und geheim als möglich zu betreiben.

So dauerten die Verhandlungen bis tief in die Nacht hinein, nun aber wurde auf Reisers Geheis ein tüchtiger Imbis aufgetragen, der den Männern gar wohl mundete. Denn die benachbarten Wälder hatten dazu kräftigen Wildbraten, die vorüberfließende Lauter schmackhafte Fische geliefert und auch an einem frischen Trunk Bier fehlte es nicht. Schon begann es zu dämmern, als die Versammelten, denen der Laufenmüller noch einige ernste Ermahnungen mit auf den Weg gab, sich trennten und ihrer Heimath zuwanderten und als die Sonne aufging, herrschte in der Laufenmühle wieder die vorige Stille und Ruhe.

Gerade um diese Zeit war es auch, als der Geigerjörgle aus seinem tiefen Schlaf erwachte, er nahm Brod und Schafkäse aus der Tasche und als er sich wieder etwas gestärkt fühlte, setzte er unverweilt seinen Marsch fort, immer im Walde sich haltend, bis er an eine tiefe

Schlucht kam, in die er hinabstieg. Auf die Sturm- und Regennacht war ein heller, heiterer Morgen gefolgt und als in die erweiterte Schlucht die Strahlen der Sonne drangen, fühlte der Geiger seinen durchnäßten, fröstelnden Körper bald von ihnen wohlthätig erwärmt. Munterer schritt er einer Burg zu, deren altersgraue Zinnen ihm im Morgenlicht entgegen schimmerten; bald hatte er sie erreicht und trat nun durch ein enges, düsteres Thor in den Burghof. Hier lag ein hohes Gebäude vor ihm, dessen ganze Bauart, starke Mauern aus gewaltigen Quadern, enge, nur sparsam angebrachte Fensteröffnungen und der niedere Eingang, von hohem Alter zeugte. Es war das Schloß Mochenthal, schon im eilften Jahrhundert der Sitz eines längstausgestorbenen Grafengeschlechts, seit dem Jahre 1192 Eigenthum des Klosters Zwiefalten und von einem Propste dieses Klosters bewohnt. Damals bekleidete die Propstwürde Pater Wolf, aus dem in der Umgegend reich begüterten Geschlechte der Herren v. Stein, ein kluger Mann von großer Erfahrung. Die besten Jahre seines Lebens hatte er im Staats- und Kriegsdienste zugebracht, bei herannahendem Alter eine Zuflucht in den stillen Klostermauern gesucht und vor kurzer Zeit erst seinen jetzigen Wohnsitz bezogen.

Sobald er die Ankunft des Geigerjörgle erfuhr, ließ er denselben zu sich kommen und hatte mit ihm eine lange, geheime Unterredung. Hierauf erhielt der Hausvogt den Befehl, den Geiger mit einem guten Morgenimbiß zu versehen, dem dieser auch tüchtig zusprach. Der Hausvogt leistete ihm dabei Gesellschaft, denn er hätte gar zu gerne

erfahren, was sein Herr so Wichtiges mit einem Menschen zu verhandeln habe, den in der ganzen Umgegend zwar Jedermann kannte, Niemand aber besonders achtete. Doch seine Neugier fand wenig Befriedigung, der Geiger blieb ungeachtet des guten Weines, der ihm vorgesetzt wurde, wortkarg und das Einzige, was der Hausvogt von ihm erfuhr, war, daß der Abt von Zwiefalten ihn mit einer Botschaft nach Hohengundelfingen geschickt habe. Nachdem er neue Botschaften vom Propst empfangen hatte, verließ er die Burg wieder.

Die nächsten paar Tage verfloßen anscheinend ruhig und während der Aufruhr ringsum in den schwäbischen Gauen tobte, herrschte noch tiefer Frieden in dieser Gegend. Aber es war eine trügerische Ruhe. Die Männer, welche Reiser in der Laufenmühle versammelt hatte, waren nicht müßig geblieben und ihre Reden hatten überall geneigtes Gehör gefunden, aber eingedenk der Ermahnungen des Laufenmüllers wirkten sie nur im Stillen und vermieden jede öffentliche Kundgebung, so daß nur dunkle Gerüchte von der Gährung, welche auch in diesem Theile Schwabens unter dem Landvolk herrschte, zu den Herren drangen.

Lange freilich konnte es so nicht bleiben, da von allen Seiten her Nachrichten von den Fortschritten des Landvolkes kamen und der Laufenmüller zögerte daher auch nicht länger, den Aufruf zu der früher schon beschlossenen Tagsatzung ergehen zu lassen, zu welcher er mit vieler Umsicht den tauglichsten Platz ausgewählt hatte.

Südlich vom Kloster Zwiefalten, zwischen der Aach

und dem Altbach erhebt sich eine, vom Donauthal her gut sichtbare, bewaldete Anhöhe, der Teutschbuch genannt, welche das Friedinger- und Kesselthal von der übrigen Alb trennen. Schon die Stifter dieses Klosters, die Grafen Kuno und Luitold von Achalm, hatten demselben einen ansehnlichen Waldbezirk auf dieser Höhe geschenkt, welchen die Mönche mit Wall und Graben einfaßten, mitten aber im Walde war ein geräumiger freier Platz, auf welchem alljährlich ein starkbesuchter Jahrmarkt gehalten wurde, weßwegen auch dieser Platz in der ganzen Umgegend sehr wohl bekannt war. Hieher sah man am 16. April des Jahres 1525 von allen Seiten, aus dem Donau- und Lauterthal und von der Hochebene der Alb beim ersten Grauen des Tages das Landvolk in zahlreichen Schaaren ziehen. Es waren mehrere Tausende, welche sich gruppenweise auf dem freien Platze lagerten, um ihr bescheidenes Frühmahl zu genießen. Der Laufenmüller wandelte von einer Gruppe zur andern, grüßte seine Bekannten, erforschte sorgfältig die Stimmung der Anwesenden und sprach denen zu, welche ihm noch nicht entschieden genug schienen.

Endlich verkündete lauter Trommelschall, daß nun die Tagsatzung eröffnet werde und die Menge schaarte sich um eine aus Steinen aufgeführte, mit Rasen und Moos bedeckte Erhöhung, auf welcher der Laufenmüller und seine Genossen standen. Nachdem die hin- und herwogende Menschenmasse zur Ruhe und ihr summendes Getöse zum Schweigen gebracht war, begann unter allgemeiner lautloser Erwartung Reiser zu sprechen: Lieben

Freunde und Brüder! Ihr alle wisset, welch schweres, unerträgliches Joch die Herren uns wider Recht und Gerechtigkeit aufgelegt haben, wie sie uns mit immer neuen Lasten beschweren und unser wohlerworbenes, von unsern Vorfahren auf uns vererbtes Recht und Herkommen uns vollends ganz zu entreißen suchen. Unerhörte Gewalt und Hochmuth haben wir bisher von ihnen erdulden müssen und unsere billigsten Forderungen haben sie mit frechem Hohn verworfen. Denn sie pochen stets auf ihre Herrlichkeit und Gewalt, welche sie sogar aus der heiligen Schrift herleiten wollen. Aber nie hat Gott ihnen eine solche Gewalt gegeben, daß die Armen ihnen im Frohndienst ihre Güter bauen müssen und zwar bei gutem Wetter, beim Regenwetter aber die Früchte ihres sauren Schweißes auf ihren Feldern verderben lassen sollen. Gott mag in seiner Gerechtigkeit dieses gräuliche und babylonische Gefängniß, darin die armen Leute schmachten, nicht länger mehr dulden. Denn wo ist je ein solcher Jammer erhört worden! Sie quälen ihre Hintersassen bis aufs Mark und pressen ihnen ihr bischen Armuth vollends aus, um ihre reisigen Knechte und Diener, ihre Spieler und Gaukler damit zu zahlen, um sich voll zu fressen und zu saufen, um sich in Sammt und Seide kleiden zu können, während die armen Leute weder Brod, noch Salz und Schmalz daheim haben, sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Da ist des Schindens und Schabens kein Ende, bald sollen wir Wildbann und Wildsteuer zahlen, bald Fastnacht- und Herbst-Hühner, Quatember- und Märtens-Gänse liefern,

Handlohn und Hauptrecht entrichten! Verflucht sei ihr Schandlohn und Raubrecht! Sind das nicht Tyrannen und Wütheriche, welche ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthun, das doch in den gemeinen Beutel kommen und dem Lande zum Nutzen dienen sollte? Wenn aber Jemand gegen ihr herrisches Wesen sich aufläßt, da verfährt man flugs mit ihm, wie mit einem verrätherischen Buben, mit Pflöcken, Köpfen und Viertheilen. Da ist minder Erbarmen, denn mit einem wüthenden Hund! Wo stehet geschrieben, daß Gott den Herren wirklich solche Gewalt gegeben habe? Nirgends! Der allmächtige Herr des Himmels und der Erde hat uns frei geschaffen, wie sie und sein eingeborner Sohn, unser Herr und Heiland, Jesus Christus, hat uns mit seinem theuern Blut erlöst, wie sie. Sollen wir uns also ihren selbst gemachten, tyrannischen Gesetzen noch ferner unterwerfen, da wir doch das göttliche Gesetz haben, worin Nichts steht von ihrem Recht, uns zu schinden und zu plagen? Darum hinweg mit diesen Bauernschindern und Bauernfressern, hinweg mit ihren Zwingburgen und Raubnestern.

Hinweg, hinweg! ertönte ein donnernder Nachhall dieser Worte aus Tausenden von Kehlen, hinweg mit ihnen, wir wollen frei sein wie sie! und zwischen hinein erklang auch der verhängnißvolle Ruf: Bundschuh! Bundschuh!

So soll es sein, fuhr der Laufenmüller fort, wir brauchen die vielen Herrn nnd Herrlein nicht, der Kaiser ist unser rechter Herr, ihm wollen wir geben, was des

Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, wir wollen aber künftig keine Junker und Pfaffen mehr mit unserem sauren Schweiße mästen.

Noch gewaltiger wurde der Lärmen, da erscholl plötzlich eine Stimme: Schaut dort auf der hohen Eiche sitzt der Geigerjörgle, der hat uns belauscht, schießt den Schelmen herunter! Sogleich wandten sich Aller Augen nach der Eiche, schnell waren mehrere Armbrüste gespannt und zischend flogen ihre Bolzen durch die mächtigen, dichtbelaubten Zweige. Mit unglaublicher Behendigkeit aber war der Geiger, sobald er jene Stimme vernahm, vom Baum herab und verschwand augenblicklich im Walde, wo man ihn vergebens aufsuchte.

Als der Aufruhr unter der Menge sich allmälig wieder gelegt hatte, schlug der Laufenmüller vor, jede der anwesenden Gemeinden solle aus ihrer Mitte einen ehrbaren, verständigen Mann wählen und diese Männer sollten jetzt gleich zusammentreten und sich berathen, was nun weiter zu thun sei. Sein Vorschlag fand allgemeinen Beifall, die Wahl wurde sogleich angenommen und hierauf zerstreute die Menge sich wieder auf dem freien Platz, wo Reisers Rede genugsamen Stoff zur Unterhaltung gab.

Dieser selbst begann mit den gewählten Abgeordneten der Gemeinden sogleich die Berathung, welche dadurch erleichtert und beschleunigt wurde, daß der Laufenmüller die unter dem Titel: die zwölf Artikel der Bauernschaft, bekannnt gewordene, in Oberschwaben verfaßte, Schrift den Versammelten mittheilte, welche sie bei ihrer Berathung

zu Grund legten. Daher kam es, daß das Ergebniß ihrer Berathung weit gemäßigter ausfiel, als man bei der starken Aufregung hätte erwarten sollen. Denn diese Schrift war mit vieler Mäßigung abgefaßt und enthielt durchaus keine übertriebenen Forderungen. Beschlossen wurde, daß man von den Herren, geistlichen wie weltlichen, gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft und ihrer Lasten, Beschränkung der Steuern und Frohndienste, Freigebung der Jagd, Waldbenutzung und Fischerei und gründliche Verbesserung der Rechtspflege verlangen wolle, wenn sie sich aber weigerten, auch nur einen dieser Punkte nicht zu bewilligen, so sollte man zu den Waffen greifen und ohne weitere Schonung mit den Herren verfahren. Dieser Beschluß aber fand unter den versammelten Bauern wenig Beifall; denn während die Abgeordneten sich beriethen, hatten die ohnehin schon aufgeregten Gemüther sich noch mehr erhitzt, da fast jeder eine Gewaltthat, die ihm von den Herren und ihren Dienern widerfahren war, zu erzählen wußte und daher wurde auch jede weitere Unterhandlung mit den Herren verworfen. Denn diese, hieß es, versprechen zwar in der Noth Vieles, halten es aber nicht, wenn die Noth vorbei ist. Sie haben uns lange genug geschunden und geplagt, riefen alle, jetzt wollen wir's ihnen heimgeben, der Bauer soll Edelmann werden und der Edelmann Bauer! Der Lärmen wurde immer größer, lauter und häufiger ertönte der Ruf Bundschuh! Die Wenigen, welche dem ungestümen Toben Einhalt thun wollten, wurden Verräther gescholten und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bald wagte keiner mehr sich dem Begehren der Menge zu widersetzen.

Schweigend und ruhig hatte der Laufenmüller dem Toben der Menge zugeschaut, er freute sich innerlich, daß es so gekommen war, wie er gewünscht und gehofft hatte, als er dem Beschluß der Abgeordneten scheinbar beistimmte. In seinen Planen lag längst die Vernichtung, nicht nur die Demüthigung der Herren, aber er wollte, daß die Versammlung seinen Plan als den ihrigen ausspreche, weil er dann um so eher denselben ausführen zu können hoffte. Er hatte seine Absicht erreicht und es bedurfte nur eines Winks von ihm, daß er sprechen wolle, so legte sich auch der Sturm und es entstand Stille. Da sprach er: Lieben Freunde und Brüder! Ihr habt den Vorschlag eurer Abgeordneten verworfen; ihr traut den Versprechungen der Herren nicht und ihr habt Recht; sagen sie uns auch jetzt Alles feierlich zu, was wir begehren, sobald sie wieder die Macht erlangen, so mißhandeln sie uns noch ärger als zuvor und legen zu den alten uns neue Lasten auf. Euer Wille ist also, nicht mehr zu unterhandeln, sondern sogleich den Kampf zu beginnen! Das ist unser Wille, ertönte es fast einstimmig aus der Versammlung und mit erhöhter Stimme fuhr Reiser fort: So rüstet euch denn zum Entscheidungskampfe. Zum Kampfe mit den Herren auf Tod und Leben! Auf Tod und Leben! brüllte die erhitzte Menge, daß es weithin durch den Wald hallte. Man schritt nun sogleich zur Wahl der Hauptleute und es war ganz natürlich, daß der Laufenmüller zum obersten Hauptmann gewählt

wurde. Ferner wurde noch ausgemacht, Jeder sollte sich rüsten und waffnen, so gut er es nur immer vermöge, möglichst viele neue Mitglieder für den Bund werben, sich fleißig auf Kundschaft legen, und was er erfahren, den Hauptleuten anzeigen, auch auf die erste Mahnung zum Auszug bereit sein.

Dieß war der Ausgang der Tagsatzung auf den Teutschbuch, an dem nämlichen Tage aber fand auch eine Zusammenkunft der Herren auf der Burg Hohengundelfingen Statt. Schwigger v. Gundelfingen hatte sie veranstaltet. Bei ihr erschienen der Abt Sebastian von Zwiefalten und der Propst v. Mochenthal, Stephan, Schwiggers Vetter, auf der benachbarten Burg Nieder-Gundelfingen gesessen, Georg und Hans die Truchsessen v. Ringingen, deren Burg Bichishausen eine halbe Stunde weiter aufwärts im Thale lag, Sebastian und Dieterich Spät auf der Schültzburg, am Eingang zum untern Lauterthal, Jakob v. Stein zu Reichenstein und Wilhelm v. Baldeck, im Schlosse zu Magolsheim, hoch oben auf der Alp, ansäßig. Die Hauptveranlassung zu dieser Zusammenkunft war ein Schreiben der Bundesräthe, welches Schwigger kürzlich erhalten hatte und dessen Inhalt eben nicht tröstlich war. Allerdings, hieß es darin, werde der Bund seinen Mitgliedern auf's Kräftigste beistehen, aber er werde von allen Seiten mit Bitten um Hülfe bestürmt und müsse dahin zuerst Hilfe senden, wo die Noth am Größten und die Empörung schon in hellen Flammen ausgebrochen sei. Auch sei es gegenwärtig schwierig, eine hinreichende bewaffnete Macht aufzubringen. Denn aus

den meisten Reichsstädten werde gemeldet, die Stimmung des gemeinen Mannes sei eine gar schlimme, er spreche offen davon, daß man der „Ehrbarkeit" zu Leib gehen müsse, sie brauchten daher ihre Bewaffneten nothwendig selbst, um bei sich zu Hause die Ruhe zu erhalten. Noch schlimmer stehe es mit den Landsknechten, denn als diese erfahren, daß es gegen die Bauern gehen solle, hätten sie erklärt: Die Bauern sind unsere Freunde und haben eine gerechte Sache, darum können wir auch nicht gegen sie fechten. Man müsse deßwegen fremde Söldner anwerben was viel Zeit und Geld koste. Darum müsse zunächst eben jeder, wenn er angegriffen werde, sich selbst vertheidigen, so gut er könne.

Während der Verlesung dieses Schreibens wurden die Mienen der Anwesenden immer bedenklicher und als Schwigger damit zu Ende war, herrschte düsteres Schweigen im Gemache. Der Baldecker zuerst schrie, aufspringend: Potz Velten! Die Räthe haben gut schreiben, wir sollen uns selbst vertheidigen, sie sitzen sicher zu Ulm, wir aber sind dem ersten Anlauf ausgesetzt, und meine Burg in Magolsheim ist nicht so beschaffen, daß ich sie lange vertheidigen kann. Da geh' ich lieber zu meinem Bruder nach Baldeck, an diesem Felsennest kann mancher Bauer sich den Kopf einstoßen, ehe es erobert wird. Mein baufälliges Nest in Magolsheim mögen sie dann verbrennen, wenn sie wollen, bringen wir sie wieder unter uns, so müssen sie mir's desto besser wieder aufbauen. Hierauf, nach kurzem Abschiedsgruße, verließ er das Gemach und

bald hörte man ihn mit seinem Knappen aus dem Burgthor reiten.

Sein schneller Abgang erregte unter den Edelleuten eine noch größere Bestürzung, Schwigger aber sprach: das ist ein schlimmer Anfang, wenn noch andere des Baldeckers Beispiel nachahmen, dann freilich können wir den Empörern keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Bedenkt das, edle Herren und Freunde, nur wenn wir fest vereint bleiben, ist zu hoffen, daß wir uns halten können, bis die verspätete Hilfe des Bundes erscheint.

Das wollen wir auch, entgegnete der Truchseß Georg, fest wollen wir zusammenhalten; ihr aber, Herr Schwigger, der ihr der Aelteste und Erfahrenste von uns seid, gebt uns guten Rath, wie wir dem nahenden Sturm am besten widerstehen können!

Befolgt den Rath des Bundes, antwortete dieser, und rüstet euch, so gut ihr immer vermögt. Versucht es aber dabei auch, mit den Bauern zu unterhandeln, wer weiß, ob wir dadurch nicht den Ausbruch der Empörung wenigstens verzögern können.

Aber vom Sitze aufspringend rief Jakob v. Stein: Was sprecht ihr da? Ich soll unterhandeln mit dem Laufenmüller, dem übermüthigen Gesellen, der mir mein gutes Recht so hartnäckig streitig macht, das thu' ich nun und nimmermehr, eher lasse ich mich unter den Trümmern meiner Burg Reichenstein begraben!

Nur nicht gleich so hitzig, war des Gundelfingers Antwort, auf die paar Schillinge Zins, die euch der Laufenmüller abstreiten will, kommt's hier nicht an, wenn

ihr nicht jetzt wenigstens euch etwas nachgiebig zeigt, so verliert ihr noch viel mehr, vielleicht Alles. Unterhandelt muß werden und es fragt sich nur, wollen wir gemeinsam unterhandeln oder jeder für sich? Ich stimme für das Erstere.

Mein Vetter hat Recht, rief Stephan v. Gundelfingen, gemeinschaftlich müssen wir unterhandeln und da wir doch den Bauern verhaßter sind als die geistlichen Herren, diese auch mehr Mittel haben, als wir, um den Pöbel zahm zu machen, so schlage ich vor, daß wir den hochwürdigen Herrn Abt hier bitten, die Unterhandlung zu übernehmen. Die anwesenden Edelleute alle stimmten diesem Vorschlag bei, nur der Abt selbst hatte Bedenklichkeiten, da er wußte, daß seine Hintersaßen auf ihn auch nicht zum besten zu sprechen seien, und daher schlug er vor, die Unterhandlung dem Propst Wolf zu übertragen, denn wenn Einer dieselbe mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg führen könne, so sei er der Mann dazu.

Der Probst erklärte, er sei bereit, den Auftrag zu übernehmen und Schwigger erinnerte ihn nun, daß er sich nicht zuerst mit dem Laufenmüller einlasse, weil dieser zu jeder List gewandt sei und sich nicht so leicht bethören lasse. Es gebe ja noch andere Männer, welche Einfluß auf das Volk haben und bei diesen werde eher etwas auszurichten sein, wenn man nur nicht zu karg mit Versprechungen sei. Wenn es auch nur gelinge, Zwietracht unter den Empörern zu stiften, so sei schon viel gewonnen.

Noch wurde Manches hin und her gesprochen, bis ein Diener kam und die Herren zum Mittagsmahl rief.

Sie waren damit beinahe schon zu Ende, als gemeldet wurde, der Geigerjörgle sei unten und begehre dringend, vorgelassen zu werden. Er wurde hereingerufen und berichtete, was er von der Tagsatzung auf dem Teutschbuch wußte. Das sind böse Nachrichten, sprach, als er wieder fort war, Schwigger, die Sache wird immer ernstlicher und schon in den nächsten Tagen können wir schlimme Ereignisse erleben. Die Unterhandlungen müssen daher möglichst beschleunigt werden. Für den Fall aber, daß Einer von uns feindlich angegriffen wird, wollen wir alle, wie wir jetzt hier versammelt sind, uns das Versprechen geben, einander getreulich und mit aller Macht beizustehen. An mir soll's nicht fehlen, entgegnete Sebastian Spät, und unsere Freunde hier denken gewiß eben so wie ich. Bei Ritterwort und Ehre, riefen die übrigen Edelleute und Schwigger sprach: Nun denn, so laßt uns hoffen, daß wir mit Gottes Hilfe den ersten Sturm glücklich bestehen werden. Amen! so geschehe es, fügte der Abt von Zwiefalten bei und die Gesellschaft trennte sich.

Der Propst Wolf begann gleich am nächsten Tage mit einigen Unterhauptleuten der Bauern friedlich zu verhandeln und hoffte den besten Erfolg, weil er sie so geneigt fand, auf seine Vorschläge einzugehen. Aber die Bauern waren dießmal listiger als die Herren; die Unter-Hauptleute theilten alles dem Laufenmüller mit und befolgten genau die Vorschriften, welche dieser ihnen gab. Um die Herren noch sicherer zu machen, wurden auf Reisers Gebot alle Zusammenkünfte und Zusammenrottungen vermieden, jeder ging seinen gewöhnlichen Geschäften

nach und es schien in der Gegend tiefe Ruhe zu herrschen. Insgeheim aber waren die Verbündeten um so thätiger, hier schliff der eine sein rostiges Schwert, welches lange unbeachtet in einem Winkel gelegen hatte, dort befestigte ein Anderer seine scharfe Sense an einen Stab von Eschenholz. Die ganze Nacht über brannte das Feuer in den Schmiedessen und tönte hier der Schlag der gewichtigen Hämmer, um Speereisen und Bolzen für die Armbrüste zu verfertigen. Aber auch der Geigerjörgle schlich bei Nacht umher und spähte, was er dann erfuhr, berichtete er dem Propst in Mochenthal, wo er den Tag über gewöhnlich verweilte, um vor den Verfolgungen der Bauern gesichert zu sein. Was ihn trieb, war Haß; längst seiner Mißgestalt wegen die Zielscheibe des Spottes seiner Standesgenossen, öfters auch von ihnen persönlich mißhandelt, glaubte er jetzt seine Rache an diesen befriedigen zu können.

Durch ihn erfuhren die Herren Manches von dem geheimen Treiben der Bauern und beschleunigten um so mehr ihre Rüstungen; zu spät aber mußten es jetzt die meisten bereuen, daß sie ihre Burgen mehr oder weniger hatten in Verfall gerathen lassen. Denn schon längere Zeit hielten sich die Edelleute lieber an den Fürstenhöfen und in den Reichsstädten auf, weil sie da mehr Lebensgenuß und Unterhaltung fanden, als im einsamen Ringe ihrer Burgen, deren Schutz sie jetzt auch weniger nöthig hatten, als früher, weil seit der Errichtung des ewigen Landfriedens und der Gründung des schwäbischen Bundes die Fehden weit seltener geworden waren, wie

in früheren Zeiten. Sie hatten daher jetzt genug zu thun, um die Vorwerke auszubessern, die Steinküsten aufzustellen und neben ihnen mächtige Steinmassen aufzuhäufen. Daneben mußten Rüstungen und Helme gesäubert, Schwerter und Lanzenspitzen geschliffen und die Armbrüste mit neuen Strängen versehen werden.

So kam der 26. April heran, auf welchen der Lausenmüller die Unterhauptleute zu einer Berathung zusammen berufen hatte, welche er dießmal, wegen der zu großen Nähe der Burg Reichenstein, nicht in seiner Mühle hielt. Unterhalb dieser in nur geringer Entfernung öffnet sich am linken Ufer der Lauter eine ziemliche geräumige Thalbucht, durch eine Wendung derselben gelangt man bald vor eine Pforte, deren hochemporragende Felsenpfeiler sich oben einander so sehr nähern, daß man dazwischen kaum noch das Himmelsblau erblickt. Dieß ist der Eingang zum Wolfsthal, eine der merkwürdigsten Schluchten des Lauterthals, welche sich bis hinauf auf die Hochebene zieht. Zu beiden Seiten starren Felsen empor, erst höher oben werden die Bergwände allmälig niederer und sparsam dringt das Licht des Tages durch das grüne Laubgitter der sie bedeckenden Bäume. In diese Schlucht sah man mit dem ersten Morgengrauen mehrere bewaffnete Männer herabsteigen, andere kamen durch die Felsenpforte und sobald alle versammelt waren, begann die Berathung. Daß der Kampf jetzt beginnen müsse, darüber war man bald einig, aber länger dauerte es, bis man sich darüber vereinigen konnte, welche von den zahlreichen Burgen des Thals zuerst angegriffen werden sollte. Endlich drang

die Ansicht des Laufenmüllers durch, daß man mit der Burg Reichenstein beginnen müßte, weil sie dem Eingang des Thals am nächsten liege, wahrscheinlich auch, was er freilich nicht aussprach, weil er gegen deren Besitzer den größten Haß hegte. Gelinge diese Eroberung schnell, so würde dadurch der Muth der Leute bedeutend erhöht werden und man könne dann um so eher einen Angriff auf Hohengundelfingen wagen, damals die stärkste Burg im Thale, deren Einnahme deßwegen auch den Fall der übrigen Burgen herbeiführen würde. Alle eroberten Festen aber sollte das Loos der Zerstörung treffen, weil sonst, wie Reiser sich ausdrückte, die verjagten Raubvögel bei der nächsten guten Gelegenheit wieder in ihre Nester zurückkehren würden. Nachdem die sämmtlichen Hauptleute versprochen hatten, mit ihren Leuten am nächsten Morgen zur rechten Zeit wohlgerüstet sich auf den bestimmten Sammelplätzen einzufinden, ging die Versammlung auseinander.

Sie hielten Wort, am Morgen des 27. Aprils zogen von allen Seiten her bewaffnete Schaaren gegen den Reichenstein heran. Diese Burg erhob sich, eine kleine Strecke oberhalb der Laufenmühle, auf steilem Felsen am rechten Abhang des Thals. Zuvorderst am Abgrund stand ein hoher viereckiger Thurm, an welchen sich das Hauptgebäude anschloß. Die Burg bildete ein Viereck mit starken Mauern und einem, in den Felsen gehauenen, Graben davor, ein, gegen die Bergebene hingelegener, Vorhof war ebenfalls mit Mauer und Graben versehen. Der Angriff der Bauern geschah so schnell, daß es kaum noch

einem Knappen Jakobs v. Stein gelang, sich durch zu schleichen, um den Verbündeten seines Herrn die Kunde davon zu bringen. Er kam zuerst auf die Schülzburg, von wo aus Dieterich Spät sogleich nach Hohengundelfingen ritt, während sein Bruder Sebastian die Knechte sich waffnen hieß und bald mit ihnen das Thal hinunter zog.

Auf dem Wege, welcher von Anhausen und der Schülzburg ins Thal hinab führt, gelangt man bald zum ansehnlichsten der von der Lauter gebildeten, kleinen Wasserfälle, welchen die Umwohnenden den hohen Giesel nennen. Schäumend stürzt das Wasser über die Felsen in ein weites, tiefes Becken und nahe dabei sprudelt aus dem Gestein der Blaubronnen, ein krystallheller Quell, hervor. Hier hatte sich am frühen Morgen schon eine aus Männern und Weibern bestehende Gesellschaft gelagert. Es waren Bettler und Landstreicher, wie sie damals zahlreich in den teutschen Gauen herumzogen; sie bildeten eine, wenn auch nicht gesetzlich anerkannte, doch geduldete Zunft, welche ihre selbstgewählten Obern und Hauptleute hatte; eine bunte Schaar, deren Anblick zugleich Abscheu und Mitleiden erregte. Denn fast Jeder trug ein Gebrechen zur Schau, wer kein natürliches hatte wußte sich ein künstliches zu machen, und besonders täuschend verstanden sie es, die fallende Sucht nachzuahmen. Auf solche Weise erlangten sie ansehnliche Almosen, übten aber daneben auch, wo sich dazu Gelegenheit bot, das Diebshandwerk aus. So zogen sie ohne Sorgen um Obdach und Nahrung, frei und ungebunden aus einer Gegend in die andere. Als Obdach diente ihnen in der

besseren Jahreszeit jeder, gegen Wind und Wetter geschützte, Platz im Lauterthale, besonders die zahlreichen Höhlen, Felsen, Löcher und Spalten, in denen sie sich oft auch während des Winters aufhielten, da die großen Wälder ihnen Holz genug zur Feuerung lieferten. Diese Wälder trugen wie die Gewässer auch zu ihrer Nahrung bei und eben jetzt waren einige Weiber im Begriff, ein Paar Dachse an einem Feuer zu braten, das sie über einem überhangenden Felsen angezündet hatten. Einige jüngere Leute beschäftigten sich mit Fischen in der Lauter und einen frischen kühlen Trunk lieferte der Blaubronnen. Die älteren Männer hatten sich indeß auf den weichen Rasen gelagert, unter ihnen war „das alte Künzlein," ein Greis mit schneeweißem Bart, in einen vielgeflickten, oben mit Leder besetzten, Mantel gehüllt, seine Krücke und ein Stecken lagen neben ihm, ein zweiter, der kleine Märten, hatte ein häßliches, durch einen Ausschlag arg entstelltes Gesicht, trug eine lange Juppe von Zwilch und einen ledernen Zwerchsack, ein dritter, der dicke Lorenz, zeigte ein offenes Geschwür am linken Arm, er hatte einen schwarzen Hut auf und trug Halbstiefeln, an der Seite hing ihm ein Weidmesser. Am besten gekleidet war der Hauptmann, der tolle Heiner genannt, sein Haupt bedeckte ein rothes Barett, gehüllt war er in einen grauen Tuchrock, im Gürtel hatte er einige Messer und einen Dolch, und am breiten Wehrgehänge einen Degen. Diese Männer waren in einem eifrigen Gespräch begriffen, dessen Gegenstand die Empörung des Landvolks bildete, an der sie sich zwar kluger Weise nicht betheilig-

ten, aber dennoch, wenn's zum Plündern ging, sich ebenfalls ihren Antheil an der Beute zu holen gedachten. Deßwegen waren sie das Thal herab gewandert, um, nach gehaltenem Frühimbiß, sich dem Reichenstein zu nähern, von dessen Bestürmung durch die Bauern sie Kunde erhalten hatten.

Als Sebastian Spät vorüber ritt, erhoben sie sich ehrerbietig um ihn zu begrüßen. Dieser rief ihnen zu: Ihr Strolchen wittert gewiß Beute, daß ihr das Thal hinunterzieht, Bauernleichen werdet ihr in kurzer Zeit genug haben können, von der Beute unserer Schlösser aber wird euch schwerlich etwas zu Theil werden! Auf diese Rede rief das älteste der Weiber: Junkerlein, Junkerlein, hütet euch vor Uebermuth, denn er ist zu Nichts gut, kehrt zurück auf eure Burg, der Ritt das Thal hinunter könnte euch schlecht bekommen. Halt's Maul, alte Hexe! schrie der Ritter, schlug sie mit dem Lanzenschaft über den Rücken und ritt rasch weiter. Er ritt in sein Verderben. Der Laufenmüller nämlich, welcher richtig voraussah, daß die Adelichen einander beistehen würden, hatte einige alte Landsknechte, die mit damals unter dem Landvolk noch sehr seltenen Büchsen versehen und wohl geübt in deren Gebrauch waren, im Gemäuer der Burg Wartstein versteckt, um auf Ritter und Reisige zu lauern. Als diese den tönenden Hufschlag der Rosse vernahmen, machten sie sich bereit, die Büchsen knallten und auf den Tod getroffen, stürzten Sebastian Spät und zwei seiner Begleiter von ihren Pferden. Die übrigen Reisigen geriethen in Schrecken und nachdem sie die Leichen aufge-

laden hatten, kehrten sie eilends auf die Schültzburg zurück. Fast zu gleicher Zeit mit ihnen erschien dort Dietrich Spät mit den beiden Gundelfingern, welche die Kunde von Sebastians Tod in nicht geringe Bestürzung versetzte, von ihren Vorsätzen jedoch, ihren Verbündeten zu Hilfe zu eilen, nicht abbrachte. Doch beschlossen sie zur Vorsicht die Bergstraße einzuschlagen, welche über Jedelhausen nach der Hochebene führte, weil sie hier weniger einen Hinterhalt zu fürchten hatten. Dieser Beschluß führte den Untergang der Burg Reichenstein herbei, denn auf diesem Umwege kam die Hilfe zu spät.

Der erste Angriff der Bauern war hitzig, nachdem sie den Graben des Vorhofs mit Reisigbündeln ausgefüllt hatten, legten sie die Sturmleitern an. Ein erbitterter Kampf begann, viele der Angreifenden stürzten todt oder verwundet von den Leitern, aber immer neue Schaaren drängten nach und endlich mußten sich die Vertheidiger des Vorhofs in die Hauptburg zurückziehen, deren Thor sie sogleich verrammelten. Dieser erste Erfolg machte die Bauern noch kecker, die Sturmleitern wurden auch an die Burgmauern angelegt und der Sturm auf diese begann, aber mit schlechtem Erfolg. Denn die Vertheidiger der Burg goßen kochendes Wasser und siedendes Oel auf die Stürmenden und überschütteten die Entfernteren mit einem Steinregen, welcher, da sie dichtgedrängt aufeinander standen, große Verheerungen unter ihnen anrichtete. Sie wichen erschrocken zurück und jetzt erst gelang es dem Laufenmüller in den verwirrten Haufen einige Ordnung zu bringen. Die Armbrustschützen wurden

außerhalb des Vorhofs in zwei starken Schaaren aufgestellt, um mit ununterbrochenem Schießen die Vertheidiger der Mauer zu ängstigen, während andere mit Aexten und Beilen bereit standen, die aufgezogenen Zugbrücken und das Burgthor zu zerhauen, und der Gewalthaufen mit Spießen und Schwertern bewaffnet, sich rüstete um sobald das Thor überwältigt würde, ins Innere der Feste einzudringen.

Ehe dieß jedoch geschah, hatte Reisers List und Kühnheit die Entscheidung auf ganz andere Weise herbeigeführt.

Da, wo die Burgmauer sich an den oben erwähnten Thurm anschloß, war der Graben, weil man ihn mühsam ins harte Felsgestein hatte hauen müssen, von nur geringer Breite und Tiefe und bis an seinen Rand reichte der dichte Buchenwald. Hart an der Mauer aber breitete eine hohe Esche ihre Zweige aus, eine fensterartige Maueröffnung dadurch verdeckend. Diese, ihm schon bekannte, Stelle erkohr sich Reiser zu einem kühnen Wagstück, wozu er die tüchtigsten Kämpfer mitnahm. Weil man hier keinen Angriff erwartete, auch die kleine Zahl der Vertheidiger nicht erlaubte, sie an vielen Plätzen zu vertheilen, stand oben auf der Mauer nur ein einziger Mann als Wache, und dieser hatte seine Aufmerksamkeit mehr dem Kampf an der Vorderseite der Burg als der Mauer und dem Graben zugewendet. Dem Laufenmüller gelang es daher unbemerkt, die Esche zu erklettern und durch die Maueröffnung zu schlüpfen. So kam er in einen Gang, von dem eine steinerne Treppe auf die Mauer führte. Leise schlich er sich hinter die, auf das

Kampfgetümmel horchende Wache, ergriff den Mann mit kräftigen Armen und stürzte ihn in den Graben hinab, wo er halbtodt und besinnungslos liegen blieb. Nun kamen auch seine, im Wald versteckten, Genossen herbei und stiegen an einer, von Reiser herabgelassenen Strickleiter empor. Eine Wache blieb bei den Mauerlücken zurück, die übrigen stiegen in den Burghof hinab, wo sie die Wächter des Thores angriffen, welches immer noch den gewaltigen Beilschlägen der Bauern trotzte. Das Geschrei der Eingedrungenen und der Hilferuf der Wächter machte die Vertheidiger der Mauer zuerst auf diesen unerwarteten Angriff aufmerksam, ein Theil von ihnen stieg hinab, aber auch unter den Bauern ertönte der laute Ruf, der Laufenmüller ist in der Burg, da verdoppelte sich die Wucht der Hiebe auf das Burgthor, und alle drängten sich hinzu, um die wieder angelegten Leitern zu ersteigen. Jakob v. Stein hatte mit seinen wenigen Genossen genug zu thun, um die Stürmenden abzuwehren, indeß aber gelang es dem Laufenmüller und seinen Genossen, die Wächter des Thors zu überwältigen, das nun, von außen und innen bearbeitet, krachend zusammenfiel.

Da entfiel den noch wenigen Knechten auf der Mauer der Muth, sie warfen die Waffen weg und flehten um Gnade, wären aber dennoch der Mordlust der Bauern zum Opfer gefallen, hätte nicht der Laufenmüller selbst sie geschützt und in den Vorhof begleitet, wo er sie entließ. Während dieß geschah, stürzte Jakob v. Stein, welcher sich den Bauern nicht ergeben wollte, mitten unter

diese. Mancher erlag noch seinen gewichtigen Hieben, bis ein Kolbenschlag von hinten ihn zu Boden streckte, und er so unter den Hieben und Stichen der Bauern sein Leben aushauchte.

Die Bauern erhoben ein wildes Siegesgeschrei und stürzten zur Plünderung, mit ihr entstand die größte Verwirrung; erst als es Nichts mehr zu plündern gab, gelang es den Hauptleuten, einige Ordnung herzustellen, und jetzt begann das Werk der Zerstörung. Die Zinnen der Mauern wurden herabgestürzt und hie und da Oeffnungen in dieselben gebrochen, das Thor und was sonst an Holz an den Festungswerken sich fand, verbrannt und auch das, größtentheils aus Eichenholz erbaute, Herrenhaus loderte in Flammen auf; nur der Thurm widerstand der Zerstörungswuth und ragt noch jetzt, eine Zierde der Gegend, hoch empor.

Die aus dem Herrenhaus emporschlagende, weithin sichtbare, Flamme verkündigte den zur Hilfe herbei eilenden Rittern zuerst das Schicksal des Reichensteins, bald kamen auch einige der entlassenen Knechte und berichteten das Nähere über die Belagerung und Einnahme der Burg. Dietrich Spät und Stephan v. Gundelfingen meinten nun zwar, man solle weiter vorrücken und einen Ueberfall der Bauern versuchen, aber Schwigger war dagegen, weil ihre Schaar zum Kampf mit den Bauern zu klein seie und ihre erste Sorge jetzt die sein müsse, die eigenen Burgen gegen den, sicher bevorstehenden, Angriff der Bauern zu wehren und so zogen sie daher wieder heim.

Dieser erste glückliche Erfolg erhöhte den Muth und

die Siegeshoffnung der Bauern sehr, sie achteten den bedeutenden Verlust, den sie dabei erlitten hatten, um so weniger, weil neue Ankömmlinge ihn nicht nur schnell ersetzten, sondern, wie sich bei einer Musterung am nächsten Tage ergab, ihre Zahl beträchtlich vermehrte. Sie waren auch gerade in der rechten Stimmung, um des Laufenmüllers Vorschlag, jetzt vor Hohen-Gundelfingen zu ziehen, Gehör zu geben und bald bewegte sich die ganze Schaar auf dem Zug dahin. Sie stiegen durch das Wolfsthal auf die Höhe der Alb, wo noch mehrere Zuzüge sich ihnen anschloßen. Voran wurde das Banner mit dem Bundschuh getragen, Trommeln und Pfeifen folgten ihm; dann kam der Laufenmüller, umgeben von seiner Leibwache, den Tüchtigsten seiner Leute, welche er mit den auf dem Reichenstein erbeuteten Waffen ausgerüstet hatte und umgürtet mit dem Schwert Jakobs v. Stein, dessen Helm und Schild als Siegeszeichen in der Laufenmühle aufgehängt worden waren. Dann schritten die verschiedenen Heerhaufen, jeder unter seinem Hauptmann, einher, in mannigfacher Rüstung, mit Spießen und Hellebarden, mit Morgensternen und Schlachtschwertern, mit Sensen und langen Messern; viele trugen auch Armbrüste, aber wenige nur Feuergewehre. So gelangten sie auf eine waldige Anhöhe bei Dürrenstetten, wo sie sich lagerten, weil bei schon vorgerückter Tageszeit ein Angriff auf Hohen-Gundelfingen nicht mehr rathsam erschien.

Diese Burg, die größte und festeste des Lauterthals, lag, gegenüber der kleineren Burg Nieder-Gundelfingen,

auf einem Berg-Vorsprung, dessen Gipfel auf zwei Seiten gegen das Thal hin ein Kreuz von steilen Felsen und Felsenzacken umgab, welche die Erbauer der Burg geschickt zu benutzen gewußt hatten, um den Mauern mehr Stärke zu geben. Auch an ihr hatte man einen mit Mauern und Graben befestigten Vorhof angebracht. Wenn es aber dem Feind auch gelang, diesen zu erobern, so konnte er sich darin doch nicht halten, weil er den Wurfgeschossen aller Art von der Burg herab blosgestellt und diese selbst von da aus beinahe unangreifbar war. Besser zugänglich war die gegen die Bergebene hin gelegene Seite der Burg, aber hier hatte die Kunst ersetzt, was die Natur nicht gewährte. Zwei starke Mauern mit breiten und tiefen Gräben waren hier aufgeführt, und lehnten sich auf beiden Seiten ebenfalls an Felsen an. Ein hoher Thurm aus gewaltigen Quadern ragte hoch über die andern Festungswerke empor und gewährte eine weite Aussicht auf die Umgegend. Im Innern der Feste erblickte man einige stattliche Gebäude mit hohen Giebeln, auf denen buntbemalte Wetterfahnen prangten. Schwigger v. Gundelfingen, ein erfahrener Kriegsmann, der sich auch in fremden Kriegsdiensten versucht und mit den Johannitern auf Rhodus gegen die Türken gekämpft hatte, war nach seiner Heimkehr eifrig bemüht, die Burg seiner Ahnen in einem guten, wehrhaften Stande zu erhalten, und mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln hinreichend zu versorgen. Sein Zeughaus war als das am besten versehene in der ganzen Umgegend bekannt, und enthielt sogar mehrere, ihres hohen Preises wegen auf den Bur-

gen der Adeligen damals noch seltene, Stücke Feuergeschütz und die Besatzung der Burg bestand aus lauter tüchtigen, in den Waffen wohlgeübten, zuverläßigen Leuten.

Aber die Bauern zweifelten nicht, auch diese Burg erobern zu können und ihre Hauptleute hatten alle Mühe, sie zurückzuhalten, daß sie nicht sogleich zum Sturme schritten. Denn in ihr Lager kam die Botschaft von der Eroberung der Burgen Hohenstaufen und Teck durch ihre Genossen und nachdem die alte Kaiserburg gefallen war, wie sollte dann das Schloß eines Edelmannes erfolgreichen Widerstand leisten können! Mit einem Trinkgelage und ausgelassener Lustigkeit feierten sie bis tief in die Nacht die Siege ihrer Brüder und rückten dann früh Morgens mit wildem Geschrei gegen die Burg. Zu ihrem großen Erstaunen herrschte hier die größte Stille, wodurch ihre Siegeshoffnung noch höher stieg, so daß sie, trotz des Laufenmüllers Ermahnungen, in der größten Unordnung vorwärts eilten. Schwigger ließ sie ganz nahe kommen dann erst gebot er, die mit Steinen geladenen Scharfmetzen und Falkonen abzufeuern, welche unter den Stürmenden eine schreckliche Verheerung anrichteten. Dennoch drangen sie, aufgeregt von ihrem nächtlichen Trinkgelage, bis an den ersten Burggraben vor, dessen Breite und Tiefe ihnen Halt gebot. Plötzlich erfolgte ein donnerähnlicher Schlag, Blitze schienen aus dem geöffneten Boden hervorzubrechen, eine Staub- und Rauchwolke erhob sich, die Vordersten der Schaar wurden empor geschleudert und mit Entsetzen sahen ihre Genossen die zerrissenen Leichname auf sich herabfallen. Diese unerwar-

tete Erscheinung machte auf die Bauern einen so furchtbaren Eindruck, daß sie sich alle zur Flucht wandten. Es war dieß kein Wunder, da sie selbst unter Schwiggers Leuten Schrecken erregte, wenige ausgenommen, welche den Ritter auf seinem Zuge ins Morgenland begleitet und hier die Wirkung der sogenannten Minen kennen gelernt hatten, von welchen die Türken schon damals erfolgreichen Gebrauch zu machen verstanden.

Das Burgthor öffnete sich und heraus zog Schwigger mit seiner Mannschaft, um die Fliehenden zu verfolgen; die Verfolgung aber dauerte nicht lange. Denn der Laufenmüller, als er die tobende, großentheils berauschte Menge blindlings gegen die Burg anrennen sah, hatte den unglücklichen Ausgang des Sturmes vorausgesehen und seine Leibwache mit den Büchsenschützen zurückbehalten, welche nun am Waldessaume festgeschlossen zum Empfang der Feinde bereit standen. Mit dieser Schaar wollte der vorsichtige Ritter sich in keinen Kampf einlassen und zog daher mit seiner Mannschaft nach der Burg zurück.

Hierauf zog auch Reiser mit seiner kleinen Schaar ab, an welche sich unterwegs viele der Flüchtlinge wieder anschlossen. Aber ihr Muth war gebrochen und der frühere Kriegstaumel verrauscht, nicht so das Gelüste nach Beute, welches sie, wie ihre Brüder, die nach der Zerstörung Hohenstaufens Lorch und andere Klöster geplündert hatten, in den benachbarten Klöstern leichter gewinnen zu können hofften. Das Stift Marchthal und die Benediktiner Abtei Zwiefalten, beide durch ihren Reich-

thum allgemein bekannt, lagen zu nahe, als daß sich nicht die Blicke der Bauern zuerst auf sie gerichtet hätten und der Vorschlag, demnächst einen Angriff auf sie zu versuchen, fand allgemeinen Beifall.

Nur der Laufenmüller war dagegen; zuerst, sagte er, muß man die weltlichen Herren besiegt haben, dann könne man ohne Mühe sich auch der Klöster bemächtigen. Aber die Besiegung der Herren sei nur möglich, wenn die verschiedenen Schaaren des Landvolks sich vereinigten. Er schlage daher vor, daß man nach Oberschwaben ziehe, wo eine solche Vereinigung eben jetzt im Werke sei, um dann mit vereinter Macht wider den schwäbischen Bund zu ziehen, da dessen Besiegung auch die Ueberwältigung der andern Herren zur Folge haben würde. Aber er fand kein Gehör, vielmehr mußte er bittere Vorwürfe hören, und selbst die Beschuldigung, daß er auf Verrath sinne, und mit den Herrn im Einverständniß stehe. Das schmerzte ihn tief im Innersten seiner Seele, nicht nur weil auch er jetzt die Unbeständigkeit der Volksgunst erfuhr und seine besten Vorschläge von der Unvernunft des großen Haufen verworfen sah, sondern vornämlich auch, weil seine früheren Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg des Kampfs dadurch vernichtet wurden. Thut, was ihr wollt, rief er, ich werde den Kampf, den ich begonnen habe, fortsetzen, wenn auch der Tod dabei sicherer ist als der Sieg!

Hiermit verließ er die Versammlung und so viel bewirkte doch sein früheres Ansehen, daß Niemand ihn aufhielt und Niemand ihm noch weitere Worte der Schmähung oder des Vorwurfs nachrief. Auch zog er nicht

ohne Begleitung fort, die Getreuen seiner Leibwache folgten ihm, während der große Haufen seinen Marsch gegen Marchthal richtete. Mit diesen wenigen kam Reiser in der Laufenmühle an, um noch die letzte Nacht auf dem Erbgut seiner Väter zuzubringen. Am nächsten Morgen sprach er seinen Begleitern zu, sich wieder in ihre Heimath zu begeben, aber diese erklärten einmüthig, wohin er auch immer gehe, würden sie mit ihm ziehen und, wenn es sein müsse, lieber mit ihm sterben, als sich wieder unter das alte Joch der Knechtschaft beugen. So zogen sie denn mit einander weiter, mit ungebeugtem Muth und noch immer einen Hoffnungsschimmer im Herzen, denn noch wußten sie Nichts von dem unglücklichen Ausgang des Kampfes in Oberschwaben, wohin sie zu gehen gedachten, noch war es ihnen nicht bekannt, daß in der Nachbarschaft schon Schaaren der bündischen Reiter angelangt seien. Eine derselben hatte sich bei Mochenthal gelagert, wo der Geigerjörgle, welcher sich richtig auf Kundschaft gelegt hatte, sie vom Herannahen des Laufenmüllers und der Seinigen benachrichtigte. Diese hatten eben die enge Schlucht des Buchthals, das sich vom Kirchheimer Thal aus südwärts gegen die Donau hinzieht, betreten, als die Reiter sie überfielen. Reiser und seine Getreuen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung; ein Kolbenschlag streckte den Laufenmüller betäubt nieder, über ihn und um ihn her sanken seine Begleiter und auch sein treuer Hund, der mit scharfen Zähnen grimmig um sich biß, wurde durch einen Lanzenstich darniedergestreckt. Als die Reiter ihre Blutarbeit voll-

bracht hatten, ritten sie davon, um die benachbarten Dörfer auszuplündern.

Es dauerte lange, bis Reiser wieder aus seiner Betäubung erwachte, seine Kleider waren durchnetzt vom Blute seiner Gefährten und mühsam mußte er sich unter deren Leichnamen hervorarbeiten. Anfangs kam ihm Alles wie ein Traum vor, endlich aber gewann er seine volle Besinnung wieder und überlegte, was jetzt zu thun sei. Das Leben war ihm entleidet, aber eine Sehnsucht nach der Heimath überfiel ihn und noch einmal nur wünschte er das Haus seiner Väter zu sehen. Dorthin machte er sich nun auch auf den Weg; um jede Begegnung zu vermeiden, schlug er selten betretene Fußpfade ein und gelangte endlich, nicht ohne Anstrengung, auf die Höhe über dem Lauterthal. Hier leuchteten ihm, als er aus dem Walde trat, die Flammen der, von den Reitern angezündeten Laufenmühle entgegen und er vernahm eine ihm bekannt scheinende, kreischende Stimme. Schnell, aber so still als möglich, stieg er von der Höhe herab ins Thal, auf welches sich schon tiefe Dämmerung gelagert hatte. Eine Gestalt, in deren mißgeformten Umrissen er den Geigerjörgle erkannte, tanzte in unsinniger Freude um die brennende Mühle und rief unter Hohngelächter: Juhe! jetzt ist der Geiger gerächt, drunten liegt der Laufenmüller todt und hier steht sein Haus in Flammen! Wie ein Tiger aber in gewaltigen Sätzen stürzte Reiser auf ihn los, faßte ihn mit seinen starken Fäusten und warf ihn mitten in die auflodernden Flammen, aus denen nun ein Jammergeheul ertönte, das aber

schnell durch die krachend zusammenstürzende Mühle erstickt wurde. Mit starren Blicken betrachtete der Laufenmüller sein zerstörtes Haus, bis er den Hufschlag nahender Pferde vernahm und sich kampfbereit mitten in die Straße stellte. Einige Reiter kamen daher; halt! rief er ihnen zu, ohne Schwertschlag kommt Niemand durch mein Gebiet! Der Kampf war kurz; von den Lanzen der Reiter durchbohrt, sank der Laufenmüller todt zu Boden, und der nächste Morgen fand an der Stelle, wo einst die Laufenmühle stand, Nichts als rauchende Trümmer und eine kalte, blutige Leiche.

So endete der Laufenmüller, glücklicher noch als manche Andere, welche, gleich ihm, das Volk zum Kampfe gegen seine Unterdrücker geführt hatten und daher auf dem Blutgerüste sterben mußten. Er durfte den Jammer nicht mehr sehen, welcher über seine früheren Genossen hereinbrach. Denn diese, nachdem sie einige Tage in den geplünderten Vorräthen Marchthals und Zwiefaltens geschwelgt hatten, suchten, als der Bundesfeldherr Georg Truchseß von Waldburg mit seinen Schaaren herannahte, auf dem Teutschbuch einen Zufluchtsort. Als sie aber von hier aus sahen, wie das bündische Kriegs-Volk ringsum die Dörfer niederbrannte, verließen sie in der Verzweiflung ihren Zufluchtsort, wurden gleich wilden Thieren von den überall umherschwärmenden Reitern gejagt und getödtet, oder kamen in den Wäldern und Schluchten aus Hunger um und als die bündischen Truppen weiter zogen, ließen sie hinter sich eine menschenleere, mit Trümmern bedeckte Einöde.

Die fürstliche Hochzeit 1511.

Von
Karl Pfaff.

An einem schönen Sommerabende des Jahres 1510 trabten zwei Reiter rasch der Höhe bei Köngen zu. Beide waren von noch jugendlichem Aussehen; der eine trug ein sammtenes Barett mit gelben und rothen Federn geschmückt, sein rother Leibrock war reich mit Gold gestickt und seine mächtigen Reiterstiefel reichten bis über die Kniee hinauf. Sein volles, rothes Gesicht beschatteten dichte, lockigte Haare von blonder ins Röthliche spielender Farbe; er hatte feurige graue Augen, eine Nase im rechten Ebenmaß, eine etwas hervorstehende Unterlippe, einen schwachen Kinnbart und war von hoher kräftiger Gestalt und starken Gliedern. Kleiner und schlanker als er war der zweite Reiter in grünem Kleide, dessen länglichtrundes, zartes Gesicht hellbraune Locken umwallten und dessen heitere Züge den Ausdruck sorglosen, jugendlichen Leichtsinns trugen, während ein geheimer Gram

das stolze Antlitz seines Gefährten zu verdüstern schien. Die beiden Reiter aber waren Herzog Ulrich von Wirtenberg und sein Günstling, Junker Hans von Hutten. Ihnen folgten einige Diener, von denen zwei durch ihre Trompeten sich als Musiker kund gaben, ein dritter aber in schwarzem Gewande, dem man es ansah, daß ihm der scharfe Ritt nicht besonders behagte, war einer der ausgezeichneten Sänger des Herzogs, Johann Wieland.

Als sie auf der Höhe anlangten, hielt der Herzog sein Pferd an und ein Strahl der Freude erheiterte seine düstern Züge. Es war aber auch wirklich ein herrlicher Anblick. Da lag, von den Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet, die Alb, die Felsenburg von Neuffen, und die stattlichen Zinnen des Schlosses Teck leuchteten am hellsten, während schon in matterem Lichte die Achalm mit ihrem hohen Thurme schimmerte.

Mit Felsen und mit Höhlen
Trieb Abendlicht sein Spiel.

Ein weißlichter Nebel, aus dem Thale aufsteigend, deutete den Lauf des Neckars an und aus ihm erhoben da und dort Kirchthürme ihr röthlich glänzendes Haupt.

Die leichten Wolken aber, die am Horizont hinzogen, schienen vom Wiederschein der Alb zu leuchten.

Welch' ein glücklicher Fürst ihr seid, Herr Herzog, rief Hutten, dieß schöne Land, so weit der Blick reicht, nennt ihr euer; bis dorthin, wo die Sonne eben hinter den dunkeln Tannenwäldern verschwindet, begrüßt man

euch als Herrscher; und welch' ein Volk hier wohnt, so bieder und kräftig, so treu und tapfer. Was könnt ihr euch noch mehr wünschen? — Ja, es ist ein schönes Land und ein wackeres Volk, dessen Herrscher ich mich nenne, entgegnete Ulrich, und ich bin stolz darauf, Herzog von Wirtenberg zu sein. Aber das Glück wohnt nicht immer in den Schlössern der Herrscher und der Fürstenmantel schützt sie nicht vor hartem Gram. Wie viele von denen, die da unten in niedern Hütten wohnen, sind glücklicher als ich; denn sie müssen ihre Herzensneigung nicht höhern Zwecken, wie unser Kanzler sie zu nennen pflegt, zum Opfer bringen.

Aber man rühmt ja allgemein eure Braut, das bairische Fräulein, sprach Hutten weiter; sie soll eben so schön und liebenswürdig, als tugendsam sein. — Sprich mir nicht davon, fiel ihm etwas heftig der Herzog in die Rede, und wär sie auch mit allen Reizen geschmückt, so ist sie eben nicht die Gattin meiner Wahl. Ich war ein Knabe noch und sie ein Kind, als der schlaue Kanzler seinen Handel mit dem Kaiser abschloß, dessen er sich noch jetzt als seines Meisterstücks rühmt, und für den ich und mein Land ihm, wie er meint, den größten Dank schuldig sind. Uns Beide, welche doch die Sache am meisten angeht, hat man nicht um unsere Zustimmung gefragt. Ueberdies hab' ich ja beim Leichenbegängnisse Herzogs Albrecht von Baiern meine Braut kennen gelernt, und so wenig Gefallen an ihr gefunden, als sie an mir. O! Elisabeth, wie liebenswürdig erscheinst du in deiner schönen Weiblichkeit gegen

dieses stolze, eigensinnige, unweibliche Geschöpf, dessen scharfe Zunge nur verwunden kann.

Ulrich versank wieder in seine frühere trübe Stimmung und Hutten wagte es nicht, noch ein weiteres Wort zur Vertheidigung seiner künftigen Gebieterin zu sprechen. So ritten sie still dahin und immer rascher trieb der Herzog sein Pferd an, als könnte er dadurch seinem eigenen Kummer entfliehen.

Endlich erhob sich, schon in düstere Schatten gehüllt, das Schloß von Nürtingen vor ihnen, wo damals die Wittwe des Herzogs Eberhard des Jüngeren wohnte, bei der sich ihre Nichte, Elisabeth, die Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, ein Fräulein voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, aufhielt. Ihr hatte Ulrich seine Jugendneigung zugewendet; aber eine Vermählung mit ihr lag nicht im Plane der damaligen Gewalthaber in Wirtenberg, da sie weder dem Fürstenhause, noch ihnen — und das war der Hauptgrund, warum sie dieselbe verwarfen — Vortheil versprach. Vergebens jedoch wandten sie alle Mittel an, um den Herzog von seiner Leidenschaft für Elisabeth zu heilen; selbst die schöne Tochter des Erbmarschalls, welche ihre Netze nach ihm auswerfen mußte, richtete Nichts bei ihm aus und so nahm denn der Kanzler die Zuflucht zu einem seiner Staatsstreiche; er verlobte das Fräulein zu Nürtingen mit dem Markgrafen Ernst von Baden, mit welchem sie sich auch noch im nämlichen Jahre vermählte (29. Sept. 1510).

Die Reiter waren abgestiegen, in einiger Entfernung

hielten die Diener mit den Pferden; die Trompeter und der Sänger mußten sich unter den Fenstern Elisabeths aufstellen, während Ulrich, an einen steinernen Pfeiler gelehnt, sehnsüchtig nach dem stillen, von einer einzigen Lampe matt erleuchteten Gemache emporblickte. Schon oft war er so dagestanden, aber wie seine Stimmung, war damals auch der Klang der Trompeten fröhlicher als jetzt, wo sie mit gedämpftem Tone die Melodie eines Liedes bliesen, das der Herzog selbst gedichtet hatte und das nun Wieland mit seiner schönen klaren Stimme sang.

Ulrich war ein eifriger Jäger und darum kleidete er auch seine Gefühle in ein Jagdlied ein, aber Liebe und Liebeleid klingen durch vom ersten bis zum letzten Ton. Also sang Johann Wieland:

Es schallt mein Horn im Jammerthal,
Mein Freud ist mir verschwunden,
Ich hab gejagt, muß abelan,
Das Wild lauft vor den Hunden;
Ein edel Thier in diesem Feld
Hatt' ich mir auserkoren,
Das scheut vor mir, wie ich wohl spür',
Mein Jagen ist verloren.

Fahr hin, Gewild, in Waldes Lust!
Ich will dir nimmer schrecken
Mit Jagen dein schneeweiße Brust,
Ein Anderer muß dich wecken,
Mit Jägersg'schrei und Hundebiß,
Daß du nicht magst entrinnen.
Halt' dich in Hut, mein Thierlein gut,
Mit Leid' scheid' ich von hinnen.

Kein Hochgewild ich sehen kann,
Das muß ich oft entgelten;
Doch halt ich stät auf Jägersbahn,
Wiewohl mir Glück kommt selten.
Mag mir nicht gebühr'n ein Hochwild schön,
So laß ich mich begnügen
An Hasenfleisch, nicht mehr ich heisch',
Das mag mich nicht betrügen.

Eine weiße Frauengestalt hatte sich während des Gesangs am Fenster gezeigt und Ulrich meinte in ihr Elisabeth zu erkennen; aber er rief ihr nicht wie sonst einen fröhlichen Nachtgruß hinauf; stumm schritt er, als die Musik zu Ende war, seinem Pferde zu; da trat ihm der wohlbekannte Haushofmeister der verwittweten Herzogin in den Weg und sprach: Meine Gebieterin läßt Euer Durchlaucht ihren Gruß vermelden und bittet, zu bedenken, daß das Fräulein droben die Braut eines ehrenhaften Fürsten ist, welcher also zu Hofe zu reiten für Euer Durchlaucht sich nicht mehr geziemen will. —

Bin ich nicht Herr in meinem Lande, entgegnete zornig der Herzog, und steh' ich hier nicht auf eigenem Grund und Boden, wer will mirs wehren, meine Trompeter hier ein Stücklein blasen zu lassen. Doch meld' es deiner Gebieterin, die auch mit hat kuppeln helfen, daß ich das letztemal hierstehe und ihr gewiß nie zu Hofe reiten werde. Dann wandte er sich und rief seinen Begleitern zu: Nun rasch zu Rosse und vorwärts, so schnell die Thiere laufen können; und im Fluge gings davon.

Während auf solche Weise Ulrich seiner Geliebten den Scheidegruß brachte, saßen zu Stuttgart im Marschallenhaus vor dem Tunzhofer Thore drei Männer in ernstem Gespräche bei einander. Der eine war der Erbmarschall Konrad Thumb, dem der Herzog erst vor fünf Jahren dieses Haus geschenkt hatte und der auf diesen den größten Einfluß ausübte, dessen aber auch gar wohl bewußt war und sich daher gegen Jedermann stolz und herrisch zeigte, nur allein dem Herzog als feiner Hofmann schmeichelte. Er hielt sich für den eigentlichen Regenten Wirtenbergs und doch wußte auch ihn sein Nebensitzer zu lenken. Dieß war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe und wohlbeleibt; von Kopf bis zu Füßen schwarz gekleidet trug er an sich nur einen einzigen Schmuck, eine goldene Kette mit einem Medaillon, welches das Bildniß des Kaisers Maximilian zeigte, von welchem er dieses Ehrengeschenk erhalten hatte. Sein schwarzes Haupthaar begann sich schon grau zu färben und unter seinen buschigen Augenbraunen schaute ein dunkles Augenpaar hervor, dessen lauernder Blick bald diesen, bald jenen seiner Nebensitzer traf; seine Nase war stark gebogen und die schmalen Lippen des weitgespaltenen Mundes waren fest zusammen gekniffen. In ihm erblicken die Leser den Kanzler, Dr. Gregor Lamparter, den schlangenklugen, heuchlerischen, eigennützigen, aber auch beredten und vielerfahrenen Staatsmann, welcher damals nicht nur in den Angelegenheiten Wirtenbergs, sondern auch Teutschlands eine so wichtige Rolle spielte. Der Dritte

im Bunde war der Landschreiber Heinrich Lorcher, ein geborner Stuttgarter, ein schmächtiges Männlein, das vor den zwei Gewaltigen, Thumb und Lamparter, sich gar demüthig anstellte, aber sich ihnen durch seine Erfahrung in Finanzkünsten unentbehrlich gemacht hatte.

Die drei „saßen nun beisammen und hielten eifrig Rath", wie sie die Vermählung Ulrichs mit Sabine, der Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern, bald zu Stande bringen möchten. Denn schon 1498 hatte Lamparter diese Verbindung in Vorschlag gebracht, um dadurch Sabine's Oheim, den Kaiser Maximilian, für seine Plane zu gewinnen und den Herzog Eberhard den jüngern, der freilich sein Unglück auch zum großen Theil selbst verschuldet hatte, um den Thron zu bringen. So bald Sabine 16 Jahre alt wäre, sollte die Vermählung vor sich gehen; jetzt aber war sie schon um 3 Jahre älter, ihr Vater gestorben (1509) und ihre Brüder, wie ihr Oheim, drangen immer stärker auf die Vollziehung des Vertrags von 1498. Der junge Herzog jedoch zeigte sich fortwährend widerspenstig und der Kanzler hatte daher, als er erfuhr, Ulrich sei nach Nürtingen geritten, seine Genossen eiligst zusammen berufen.

Ihr besitzt ja doch das Vertrauen unsres Herrn, Herr Erbmarschall, sprach der Kanzler, konntet ihr ihn denn nicht von diesem unbesonnenen Schritt abhalten? — Er hat mir davon gar nichts gesagt, antwortete Thumb; der junge Fant, der Hutten, ist gegenwärtig sein Vertrauter und der hindert ihn natürlich an solchen Streichen nicht. — Wir müssen den Hutten auf unsre Seite

Seite zu ziehen suchen, sagte der Kanzler; der Herzog darf keinen Vertrauten haben, der es nicht mit uns hielte. Wißt ihr kein Mittel hiezu? Der Erbmarschall lächelte: Meine Tochter scheint dem Hutten besonders zu gefallen: seit aber das Mädchen einmal meinte, der Herzog selbst habe ein Auge auf sie geworfen, ist sie gar stolz geworden; doch ich will sie schon auf andere Gedanken bringen und sie soll uns den jungen Mann gewinnen helfen. Für jetzt aber müssen wir vornämlich darnach trachten, daß die Hochzeit mit dem bairischen Fräulein bald zu Stande kommt. Da müßt ihr das Beste thun, Herr Kanzler; denn wenn es eurer Beredtsamkeit nicht gelingt, des Herzogs Eigensinn zu brechen, so weiß ich nicht, was wir anfangen. — Ich habe mir die Sache schon überlegt, erwiederte Lamparter, und ich denke, wir können den Herzog am Leichtesten dadurch gewinnen, daß wir ihm vorstellen, diese Vermählung sei das beste Mittel für ihn, sich in der Gunst des Kaisers recht fest zu setzen, daß er aber diese Gunst sehr nöthig habe, davon will ich ihn schon überzeugen. Das Beispiel seines Oheims, Eberhards des jüngern, ist ihm noch in frischem Angedenken und wir haben dafür gesorgt, daß auch er mit seiner Landschaft zerfallen ist; wenn diese den Kaiser, wie im Jahre 1498, für sich gewinnen könnte, stünde es schlimm um ihn; auch der schwäbische Bund ist ihm gram, weil er sich demselben beizutreten weigert und gegen diesen hat er des Kaisers Schutz besonders nöthig. — Ihr wißt doch stets zu rathen und zu helfen, Herr Kanzler, sprach der Erbmarschall; ja, ja das ist der rechte

Weg, um des Herzogs Einwilligung zu erlangen, und wir wollen euch hiebei eifrig an die Hand gehen. Je bälder die Hochzeit gehalten wird, desto besser ist es. — Nun nahm auch der Landschreiber, welcher bisher geschwiegen hatte, das Wort und machte seine Genossen auf die Kosten aufmerksam, welche die Hochzeitfeier verursachen würde. Gewiß, sagte er, wird der Herzog dabei die größte Pracht zeigen wollen, und doch ist euch, Herr Erbmarschall und Herr Kanzler, wohl bekannt, daß seit zwei Jahren schon das Land von Mißwachs schlimm heimgesucht wird; unsere Frucht- und Weinvorräthe haben gewaltig abgenommen und die Unterthanen sind kaum mehr im Stande, ihre Gülten und Zehnten zu entrichten. — Das darf uns nicht abhalten, unsern Plan auszuführen, entgegnete der Kanzler; eure Pflicht ist es, für die nöthigen Mittel zu sorgen, daß die Hochzeit so stattlich als möglich gehalten werden kann; wenn's nicht anders geht, müssen wir eben Geld aufnehmen; ihr seid ja mit den reichen Bürgern Stuttgarts verwandt und befreundet; schafft, daß diese ihre Geldtruchen öffnen. — Der Landschreiber versprach, sein Möglichstes zu thun, und die drei Männer endeten ihre Berathung.

Es wurde aber dem Kanzler nicht so leicht als er meinte, des Herzogs Widerwillen gegen die Vermählung zu besiegen. Mit Hilfe der schönen Hedwig v. Thumb gelang es zwar den Verbündeten, den Junker Hans v. Hutten auch in ihr Interesse zu ziehen; seine Vorstellungen wollten so wenig fruchten als die ihrigen. Um die Zeit, wo Elisabeth sich mit dem Markgrafen von

Baden vermählte, war Ulrich mürrischer und trübsinniger als je; die Einladung zu dieser Hochzeit erzürnte ihn aufs Heftigste, wiewohl es ganz in der Ordnung war, daß man ihn als Verwandten und Nachbar nicht überging. Nun wollte er wieder gar Nichts mehr von seiner eigenen Hochzeit wissen und seinem Schwager, dem Herzog Wilhelm von Baiern, gab er auf die deßwegen gemachte Anfrage eine höchst unbefriedigende Antwort.

Seine einzige Freude war damals die Jagd und den größeren Theil des Spätjahrs brachte er damit zu, die wildreichen Forsten seines Landes zu durchstreifen. Einst jagte er im Schönbuch zwischen Bebenhausen, Entringen und Hagelloch; da stieß ihm ein Hirsch von ausgezeichneter Schönheit auf, dem er hitzig nachsetzte. Sein Gefolge hatte ihn bald aus dem Gesichte verloren und kehrte, als es Abend wurde, nach Bebenhausen zurück, in der Meinung, er werde schon hier angelangt sein. Allein Ulrich hatte sich verirrt und ritt lange in der Irre umher. Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht und ritt auf dasselbe zu. So kam er an ein Haus zu Hagelloch in der Nähe der Kirche und auf seinen Ruf schaute ein Bauer zum Fenster heraus. Wollt ihr mir nicht den Weg nach Bebenhausen zeigen, sprach der Herzog, ich habe mich auf der Jagd verirrt und werde euch gut belohnen. Der Bauer aber antwortete: Ihr Gesellen meint, wenn ihr kommt, so müsse man euch gleich aufwischen; meine Suppe steht auf dem Tisch, wartet, bis ich fertig bin, so will ich mit euch gehen. Der Herzog fügte sich in Geduld; nach einer guten Weile erschien der Bauer

mit seinem Stecken unter der Hausthüre; als er aber den Weidmann recht ansah, ging er wieder zurück. Ulrich rief ihm zu, er solle doch kommen, er wolle ihn gewiß gut lohnen. Der Bauer aber sprach: Ei Herr! es ist euch Gesellen nicht allweg zu trauen; ich will nur statt des Steckens meinen Spieß holen. So ausgerüstet geleitete der Bauer nun den Herzog und sie sprachen mancherlei mit einander, bis sie auf die Wiese kamen, ein weites Wiesenfeld, die Mäder genannt. Nun waren die Diener und Hofleute des Herzogs, da sie diesen zu Bebenhausen nicht fanden, ebenfalls ausgezogen, um ihn zu suchen und kamen gerade den Berg herauf. Als der Bauer so viel Fackeln hin und her sich bewegen sah, das Blasen der Jagdhörner und das Geschrei hörte, meinte er, es seien Gespenster und wollte eilends nach Hause zurück. Der Herzog aber rief in gebieterischem Tone: Bleib', oder ich schieße dir eine Kugel durch den Kopf; halte dich nur an mein Pferd, es soll dir nichts Schlimmes widerfahren. Dann stieß er in sein Horn und von allen Seiten eilten seine Leute herbei, voll Freude, ihren Herrn glücklich wieder gefunden zu haben. Der Bauer erfuhr nun, wen er begleitet habe und gerieth von Neuem in Angst, der Herzog möchte ihn seiner unfeinen Reden wegen strafen. Dieser aber befahl einem Reiter, ihn zu sich aufs Pferd zu nehmen, und in Bebenhausen seinen Edelleuten, ihm tüchtig zuzusprechen und ihn recht fröhlich zu machen, worauf er ihn am nächsten Morgen nebst einem Geschenk entließ.

Später hielt Ulrich sich auch einige Tage im Schloß

zu Urach auf; dort jagte er einmal auf dem Roßfeld einen Eber von ungewöhnlicher Größe; plötzlich wendete sich dieser und stürzte gegen Pferd und Reiter; aber Ulrich zog schnell sein Schwert und tödtete ihn mit einem Hieb. Im Triumph brachten die Jäger das gewaltige Thier ins Schloß; hier wurde im Rittersaal dessen Abbild in Holz geschnitzt, mit den natürlichen Zähnen aufgestellt und der Boden so beweglich gemacht, daß der Eber bei der Oeffnung der Thüre den Eintretenden entgegenlief. (Der Eber war sieben Fuß drei Zoll lang, fünf Fuß zwei Zoll hoch, drei Fuß zwei Zoll dick und hatte einen Kopf von dreiundzwanzig Zoll Länge, wie die Tafel im Rittersaal zu Urach meldet).

Diese und andere reiche Jagdbeute, auch die Seele und Leib stärkende und erquickende Waidlust selbst hatte des Herzogs Unmuth ziemlich vertrieben und er kehrte in besserer Stimmung, als er ausgezogen war, nach Stuttgart zurück. Die Vorstellungen des schlauen Kanzlers schienen mehr Eindruck auf ihn zu machen, besonders da er ihn aufs Bestimmteste versicherte, daß der Kaiser geäußert habe, wenn Ulrich sich bald mit seiner Nichte vermähle, wolle er ihm vor allen Fürsten des Reiches ein gnädiger, günstiger Herr sein. Lamparter brachte ihn endlich so weit, daß er dem Kaiser die Bestimmung der Zeit der Vermählung anheimzustellen versprach.

An einem trüben Wintermorgen zu Anfang des Jahres 1511 saß nun einmal Herzog Ulrich beim Morgenimbiß allein im Schlosse zu Stuttgart. Draußen tobte ein heftiger Nordwind und warf die dicht herabfallenden

Schneeflocken gegen die hohen Bogenfenster des Gemachs, daß die Fensterscheiben klirrten. Vor dem Herzog lag sein Lieblingshund, ein Thier von seltener Schönheit, Stärke und Schnelligkeit, der treueste Wächter seines Herrn, vor dessen Bett er alle Nacht ruhte. Unverwandt blickte er mit seinen klugen Augen den Herzog an; plötzlich aber erhob er sich, wandte den Kopf nach der Thüre und begann zu brummen. Ulrich, der bisher in Gedanken versunken da gesessen war, erhob das Haupt ebenfalls und seine Blicke folgten denen des Hundes. Da öffnete sich die Thüre und der Kanzler trat herein. Es lag etwas Stolzes und Höhnisches in seinen Blicken, welches selbst die Manier tiefer Unterwürfigkeit, mit der er sich unter Bücklingen dem Herzog näherte, nicht ganz zu verwischen vermochte. Eure Durchlaucht, hub er an, nicht ohne einen ängstlichen Seitenblick auf den Hund zu werfen, der die Zähne blöckend neben seines Herrn Stuhle stand, sich aber, als dieser ihm einen leichten Schlag auf den Kopf gab, wieder legte — Eure Durchlaucht haben sich entschlossen, die Bestimmung der Zeit ihrer Vermählung Kaiserlicher Majestät zu überlassen; nun ist von kaiserlicher Majestät ein Schreiben angelangt, worin Hochdieselbe den Wunsch ausdrücken, das Beilager Eurer Durchlaucht möchte noch vor den nächsten Fasten vollzogen werden; da haben nun der Erbmarschall und ich bedacht, daß, weil im Februar die Schwester der Braut sich mit dem Pfalzgrafen vermählt, Euer Durchlaucht Hochzeit am Schicklichsten gleich nachher, zu Anfang des Märzes, gefeiert werden könnte. Wir erwarten nun in

aller Unterthänigkeit, was Eure Durchlaucht hierauf beschließen werden.

Schon im März, sprach Ulrich leise vor sich hin, im März also soll ich in das Joch; nun es sei, da es sich doch nicht ändern läßt. Dann fuhr er laut fort: Ich genehmige euern Vorschlag; aber sorgt nun auch dafür, daß das Hochzeitfest so zugerüstet wird, daß es meiner und meines Ranges unter den deutschen Fürsten würdig ausfällt; spart Nichts und laßt Einladungen dazu in alle Theile des Reichs ergehen. — Es soll Alles aufs Beste besorgt werden, erwiederte der Kanzler, nur möcht' ich es wagen, wegen der Kosten. — Was Kosten, fiel ihm der Herzog zornig ins Wort, wollt ihr nun auf einmal geizig werden, Herr Kanzler? Habt ihr mir doch bisher Nichts von Sparen vorgeschwatzt, sondern mir ohne Widerstreben angeschafft, was ich verlangte. Das muß künftig auch so bleiben; denn merkt's euch wohl: darum allein hab' ich bis jetzt euch mit euren beiden Genossen im Lande nach Belieben schalten und walten lassen, obgleich manche Klage über euer Regiment geführt wird. Hütet euch, mir Veranlassung zu geben, daß ich einmal selbst nachsehe, wie ihr wirthschaftet, denn alsdann möchte es euch schlimm gehen. — Meine Pflicht als Kanzler, sprach Lamparter im unterwürfigsten Tone, gebot mir, Eure Durchlaucht auch hierauf aufmerksam zu machen, doch die Pflicht gegen euch, meinen hochgebietenden Herzog und Herrn, geht allem Andern vor.

Der Kanzler entfernte sich und bald nachher erhob sich auch der Herzog und ging in die Turniz hinab.

Hier waren Edelleute und Hofdiener mit dem edeln Waffenspiel beschäftigt. Die Einen fochten mit einander, Andere warfen Lanzen nach einer an der Wand aufgerichteten hölzernen Scheibe. Der Herzog, der in ritterlichen Fertigkeiten so geübt war, als irgend ein Fürst seiner Zeit, ergötzte sich einige Zeit am Zuschauen, lobte den Einen und wies den Andern zurecht. Lange aber ließ ihn seine Unruhe auch hier nicht verweilen, er forderte den Junker Hutten auf, einen Ritt mit ihm zu machen und bald erdröhnte die hölzerne Schloßbrücke unter den Hufen ihrer Rosse.

Der Herzog scheint heute nicht besonders gut gelaunt zu sein, sprach einer der Anwesenden. — D'rum ist der Kanzler, die falsche Katze, bei ihm gewesen, entgegnete ein Anderer, der muß wieder einen seiner Streiche ausgeführt haben, er sah so schadenfroh aus. — Ja! und das Geldmännlein, den Lorcher, hab' ich heute auch schon herumschleichen sehen, sprach ein Dritter, der macht ein recht pfiffiges Gesicht, er muß wieder eine neue Steuer erfunden haben. — Schwatzt mir von den schlechten Burschen nicht, hub ein Vierter an, da lob' ich mir den Herrn Erbmarschall, der tritt immer gerade und aufrecht einher, und wenn er auch gegen das Bürgervolk grob ist, mit uns geht er doch recht gnädig um. — Ich halt' auch nicht viel auf ihn, sprach Uz Hubenschmid, einer der herzoglichen Trabanten, ein wilder, trotziger Mensch, dem aber seine Körperkraft großes Ansehen unter seinen Kameraden verschaffte; der Herzog allein ist ein rechter Mann und wenn ich an seiner Stelle wäre, ich jagte

die drei alle zum Teufel und fing einmal selbst an zu regieren. — Er wollte noch weiter sprechen: aber ein Wink der Umstehenden hemmte ihn in seiner Rede und gleich den Uebrigen stand er plötzlich voll Demuth da. Denn der Erbmarschall war hereingetreten und fragte nach dem Herzog. Da er erfuhr, dieser sei ausgeritten, befahl er den Dienern, die Tische zum Mittagsmahl zu rüsten und forderte die noch anwesenden Edelleute auf, ihm zu folgen, da er ihnen Wichtiges mitzutheilen habe.

Seine Mittheilung betraf die Hochzeit des Herzogs, welche er und der Kanzler auf den zweiten März festgesetzt hatten und zu welcher man nun aufs Eifrigste die umfassendsten Zurüstungen zu machen begann.

Das Schloß wurde von oben bis unten untersucht und was schadhaft war, ausgebessert. Mehrere Zimmer malte man und versah sie mit Sinnbildern. Eines von diesen stellte einen großen jungen Mann vor, mit bloßem Haupt und weißem Gewande, an dessen Saum die Worte standen: Leben und Tod. Auf seiner Stirne las man: Winter, Sommer; an der Seite war das Gewand bis zum Herzen offen, hier erblickte man die Worte: Nahe, Ferne. Ein anderes zeigte einen Früchte tragenden Baum, über ihm eine Hand aus den Wolken mit einem Blitz, der den Baum spaltete, dabei die Umschrift: nur der Tod raubt unsre Gaben. Ferner war zu sehen ein Schwan im Wasser, über ihm drei fliegende Fledermäuse mit den Worten: Ungetrübter Glanz. Weil die Hofküche nicht zureichte, erbaute man im Lustgarten, nahe beim Schloß noch drei weitere Küchen, die eine für die fürstlichen

Gäste, die zweite zur Bereitung der Braten, die dritte für das gemeine Volk und die Speisung in der Stadt. Beim Eingang ins Schloß wurde ein Brunnen errichtet, aus welchem durch vier Röhren rother und durch vier andere weißer Wein floß. Da durfte Jedermann trinken, doch sollte keiner etwas nach Hause nehmen, außer was er im Kopfe davon trüge. Reinhard Spät hatte die Ritterspiele zu besorgen und mußte die Rennbahn im Lustgarten ebnen, mit Sand bestreuen und mit rothangestrichenen Schranken einfassen lassen. Der Vogt von Stuttgart, Johann Gaisberg, der Kastner von Heidenheim, Stephan Lichtenauer und der Fourier vom Schlosse Teck, Wendel König, zwei Rathsherren und zwei von der Gemeinde durchzogen mit einem Schreiber die ganze Stadt, besahen Wohnungen und Ställe und sorgten dafür, daß in allen Häusern für den Fall einer Feuersbrunst das nöthige Wasser in Zubern und Butten gesammelt und daß die mittelst eiserner Träger an den Gebäuden befestigten Feuerpfannen, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten zur Erleuchtung der Stadt dienten, gehörig mit Harz und Pechringen versehen wurden. Die Klosterhöfe und die besten Wohnungen wurden, da im Schlosse selbst der Raum beiweitem nicht zureichte, für die fürstlichen Gäste hergerichtet, für die Geistlichkeit aber im Spitalgebäude Zimmer gerüstet. Für sie hatten **Dr.** Reuchlin und **Dr.** Vollers zu sorgen; zur Aufwartung bei den Fürsten wurden Edelleute und herzogliche Räthe bestellt. Andere Adeliche erhielten die Bestimmung,

bei Hof aufzuwarten und die Speisen auf die fürstlichen Tafeln zu tragen.

Die Zahl der höheren und niederen Hofdiener war nicht gering; denn Ulrich hielt einen ansehnlichen Hofstaat; besonders hatte er viele Jäger, Falkner, Pferde- und Stallknechte, auch als eifriger Freund und Kenner der Tonkunst eine nicht nur durch die Zahl, sondern auch durch die Kunstfertigkeit ihrer Mitglieder ausgezeichnete Hofmusik — dennoch glaubte man für dieses Fest damit nicht ausreichen zu können. Daher wurde die gewöhnliche Hofdienerschaft durch einen Zusatz, den man im ganzen Lande auswählte, noch beträchtlich verstärkt. Man berief 130 geschickte Leute zu Aemtern bei Hof, 120 flinke, junge Leute zum Aufwarten und 800 wehrhafte Männer, die von Person geschickt, gerad, mit guten Gliedmaßen, ansichtig und schicklich wären, um die Wachen im Schloß, vor der Kirche, im Thiergarten, vor den fürstlichen Herbergen, am Rath- und Herrenhaus, und unter den Thoren zu versehen. Jeder sollte auf seine Kosten einen „gesäuberten Krebs und halbe Stücke, ein rothes zweilappetes Barett, einen weißen Federbusch und eine Hellebarde" mitbringen und die Aemter mußten sie mit rothem Tuch zu Hosen und Wamms versehen; die Hosen und die Aermel der Wämmser aber sollten ziemlich weit, mit gelbem Tuch unterfüttert und zerschnitten sein. Sie erhielten zwei Oberhauptleute, Philipp v. Rechberg und Ernst v. Fürst, vierzehn Hauptleute und waren reichlich mit Pfeifern und Trommlern versehen. Große Vorräthe an Frucht, Wein und andern Lebens-

mitteln wurden herbeigeschafft, fremde Fische und Gewürze verschiedener Art bei den Kaufleuten, Konfekt und getrocknete Früchte bei dem Apotheker Beesel in Tübingen bestellt.

Die Einladungen zum Feste ergingen ins ganze Reich und aus allen Theilen desselben kamen vornehme Gäste. Die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, die Herzoge von Baiern, Braunschweig und Mecklenburg, die Markgrafen von Baden und Brandenburg, mehrere Fürstinnen und fürstliche Fräulein, viele Grafen, Freiherren und Adeliche, die Botschafter des Kaisers und mehrere Fürsten, die Abgeordneten von 23 Reichsstädten, von der Landes-Universität, den Stiften und der Geistlichkeit, die Prälaten und aus 63 Städten und Aemtern Württembergs und Mömpelgards je Einer vom Gericht und von der Gemeinde. Es waren mit der Dienerschaft mehrere tausend Fremde, welche zwischen 6 und 7000 Pferde mitbrachten.

Am Sonntag den 2. März war in Stuttgart Alles schon am frühesten Morgen auf den Beinen; die Achthundert zogen vor das Tunzhofer Thor, um Spaliere zu bilden, voraus Zimmerleute und Kanoniere, dann zwei Fahnenträger, die Trommler und die Pfeifer. Nach ächter Landsknechtsweise stimmten sie ein Marschlied an:

Also ihr Landsknecht,
Seid fein munter,
Stehet aufrecht,
Jeder b'sonder;
Wie man stellet,
Daß er bleibe

Und sich gesellet;
Keiner vertreibe
Auf der Gassen;
Jeder fassen
Soll seine Spieße,
Dann ihr müssen
Hie aufwarten
In Stuttgarten,
Bis die Herren
Jetzt begehren
Auszureiten
Mit Hofleuten,
Zu empfangen
Mit Verlangen
Unser Braute,
Schon vertraute,
Ueberlaute,
Also fürstlich
Herzog Ulrich
Unsere Herren
In den Ehren.
Frische Binke, Banke,
Daß keiner wanke,
Weichet nicht,
Wartet Alle.

Als der Gesang verstummte, begannen die Trommler, vom schrillen Ton der Pfeifen begleitet, den „wirtenbergischen und den Landsknechtsstreich" zu schlagen, je 5 gleiche Schläge, auf welche eine Pause folgte, wobei die Marschierenden drei Schritte vorwärts machten und dabei sangen:

Bruder sieh' dich um
Wie die Braut hinkomm',

Daß sich keiner som',
Drum so seid frisch auf,
Wirtenbergisch' Hauf'
Schlaget tapfer drauf.
Bruder sieh' dich um,
Daß sich keiner som',
Denn die Herrn von Teck,
Sind Herzoge gar keck,
Die zu Wirtenberg,
Herrisch' Herrn vermerk',
Und in gleicher Art,
Die von Mömpelgard;
D'rum so seid frisch auf,
Schlagt die Trommeln d'rauf:
Pomp, Pom, Pom, Pom, Pomp,
Schirmt das Vaterland
Wohl mit gewehrter Hand,
Seid wacker und munter,
Wach' ein jeder besonder
Pomp, Pom, Pom, Pom, Pomp.

Weiter unten am Hirschbad sammelten sich die Reiter, welche die Braut einholen sollten, und ordneten sich zum Zuge. Ihn eröffneten die Adeligen, die Hofdiener, die wirtenbergischen und fremden Reisigen, fast 1000 Mann stark. Dann kam der Erbmarschall mit Trompetern und Paukern, hierauf der Herzog selbst auf einem mit hohem Federbusch geschmückten Rosse von edler Gestalt, dessen Hals, Brust und Schweif mannigfach verziert waren. Er trug ein rothes Gewand, rothe gestickte Beinkleider; seine Halbstiefel waren von Silberstoff, seine Sporne vom feinsten Gold; auf seinem breit-

gekrämpten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Hut nickte ein doppelter Federbusch, auch hatte er einen kostbar besetzten Degen mit vergoldeter Scheide und Säbeltasche. Ihn begleiteten die Grafen von Zollern und von Werdenberg und 13 junge Edelleute in weißen Gewändern von Damast. Jetzt folgten die fürstlichen Gäste und die fremden Herrschaften mit ihrer Begleitung. Auf dem Berg zwischen Feuerbach und Zuffenhausen begegneten sie dem Zug der Braut. Sabine saß in einem, von 6 Rappen gezogenen, mit dem pfalzbairischen Wappen, zwei vergoldeten Löwen, gezierten Wagen. Sie war ebenfalls roth gekleidet und von hoher, schlanker Gestalt. mit zierlich geformten Händen und Füßen. Haar und Augen waren von brauner Farbe, das Gesicht länglicht rund, Nase und Mund von mittlerer Größe; in ihrem Blick und Gange aber, wie in dem Ton ihrer Stimme lag etwas Unweibliches, das mit den feinen Zügen sehr kontrastirte. Als unterm Klange lärmender Musik Ulrich vom Pferde stieg, verließ auch sie den Wagen und Beide umarmten einander unter lautem allgemeinem Freudengeschrei. Nachdem der Pfalzgraf Ludwig und der Markgraf Friedrich von Brandenburg Bewillkommnungsreden gewechselt hatten, setzte sich der vereinte Zug wieder in Bewegung, unterwegs aber wurde zweimal Halt gemacht und einzelne Adelige ritten hervor, um ein Paar Lanzen zu zersplittern. Vor dem Thore stiegen 6 Ritter vom Gefolge der Braut ab und gingen neben ihrem Wagen her.

Vom Tunzhofer Thore bewegte sich der Zug längs

der Stadtmauer hin nach dem obern Thore, durch welches er dann die Stadt selbst betrat.

Stuttgart hatte, seit seiner Belagerung durch Rudolph von Habsburg, bedeutende Veränderungen erlitten; es war seitdem, wie die fürstlichen Räthe 1496 sich äußerten, die vornehmste Stadt im Herzogthum geworden, die reichste an Leuten, Gut und Vernunft, und die bequemste zur Beherbergung der Gäste selbst vom höchsten Range. Seiner anmuthigen Lage wegen nannten die Schwaben es das Paradies der Erde und auch Fremde lobten das milde Klima, die gesunde Luft und die fruchtbare und trefflich angebaute Gegend. Der Rebenkranz, welcher die Stadt schon 1286 umgab, hatte sich indeß bedeutend erweitert und mancher sonnige Bergabhang, den damals noch Waldbäume einnahmen, prangte jetzt mit dem frischen Grün des Weinstocks; ein Theil der Wiesen des untern Thals hatte sich in schöne Gärten verwandelt und statt eines sah man nun auf der Nordseite der Stadt drei Seen. Diese selbst aber hatte den Kreis ihrer Mauern, weil es für neue Gebäude allmälig an Platz zu mangeln begann, längst überschritten. Nördlich und südlich vor der Altstadt erhoben sich zwei Vorstädte, welche zusammen sie an Umfang weit übertrafen, aber der schützenden Mauern noch größtentheils entbehrten. Ein hölzerner Zaun und Graben ersetzten deren Stelle und am erhabensten Punkte der Stadt erhob sich eine Verschanzung, das Bollwerk genannt. Ein Vorzug der beiden Vorstädte, von denen die südliche die St. Leonhards-Vorstadt, die nördliche, wo sich der zu

Ritterspielen bestimmte Platz befand, der Turnieracker hieß, waren ihre breiten, geraden Straßen; ansehnliche Gebäude aber hatten sie, außer ihren Kirchen, noch keine; die reichern und vornehmern Bürger zogen den Aufenthalt in der engern aber besser geschützten Altstadt vor. Die Verschönerung und Vergrößerung Stuttgarts ließen sich vornämlich Ulrich der Vielgeliebte und sein Neffe Eberhard im Bart angelegen sein. Ersterer baute die Kanzlei beim Schloße und das Herrenhaus auf dem Markt; auch führte er die Stiftskirche neu und zwar ganz von Steinen auf.

Seit dem Jahre 1321, wo Stuttgart die beständige Residenz der wirtenbergischen Fürsten wurde, erlitt auch das Schloß manche Veränderungen. Im fünfzehnten Jahrhundert bildete es ein Viereck, in dessen Hof sich ein dreistockiges Brunnenhaus mit einem Rohrbronnen und ein Garten mit einem Sommerhause befanden. Unter seinen Gemächern zeichneten sich durch Größe der Rittersaal im obern und die Turniz im untern Stockwerk aus; in letzterem speiste gewöhnlich das Hofgesinde, auch wurden hier Waffenübungen und Fußturniere gehalten. Oestlich vom Schloß lag der fürstliche Lustgarten. Er war mit einer Mauer umgeben und enthielt neben mannigfaltigen Anlagen, hohen Bäumen und schattigen Gebüschen, eine 150 Schritte lange und 60 Schritte breite Rennbahn.

Durch die obere und die Hirschgasse bewegte sich der Zug langsam auf den Markt, wo die Bürgerschaft versammelt war und wo die Ritter wieder „ein Spiel

im Renn- und Stechzeug" gaben, und hielt dann vor der Stiftskirche still, wo Alle, welche nicht zur Aufwartung bestimmt waren, ihn verließen und sich in ihre Herbergen begaben.

Vor dem Haupteingange der Stiftskirche standen in langer Reihe Prälaten und Geistliche und Hugo von Landenberg, Bischof von Konstanz, hielt eine Anrede an das Brautpaar, fragte zuerst den Herzog, hierauf Sabine, ob sie mit einander sich zu vermählen Willens seien, worauf er vom Herzog den Brautring begehrte und ihn der Braut an den Finger steckte, mit den Worten: Wie dieser Ring rund und von reinem Golde ist, so soll bündig und rein die Liebe sein, — die Hände beider in einander legte und den Segen über sie sprach. Beide traten hierauf in die Kirche und beteten knieend am Altar. Nach geendigtem Gottesdienst aber begaben sie sich, unter dem Vortritt des Erbmarschalls, mit ihrem Gefolge ins Schloß. Da stand in einem festlich ausgeschmückten Gemache ein großes, auf mit Elfenbein gezierten Füßen ruhendes Prachtbett, welches das neue Ehepaar in Gegenwart von Zeugen und unter deren Glückwünschen bestieg, alsdann aber sich zur Mahlzeit im Rittersaale begab.

Hier war eine große, reichgeschmückte Tafel aufgestellt und noch prächtiger beinahe als sie nahm sich der Kredenztisch aus; denn hier standen goldene und silberne Gefäße in Menge und von der mannigfachsten Form und Gestalt, ein seit Jahrhunderten gesammelter Familienschatz von hohem Werthe; besonders zahlreich waren die Trink-

gefäße, „Becher, Köpfe, Scheuern, Scheuerlein, Kannen, Reifkannen, Flaschen und Schenkfässer," die meisten mit den Wappen der Gäber, viele auch mit Figuren verziert, von Großvater und Urgroßvater her ererbt. Darunter ein „bolleter" Becher, auf drei heidnischen Fräulein stehend, mit einem Kranz von Trauben- und Rebenlaub in der Mitte und am Fuß; ein „bunsinirter" Becher, mit drei gelben Löwen im schwarzen Feld am Fuße und einem Männlein auf dem Deckel, ein „gelaubter" Becher, auf drei Narren stehend, davon jeder eine Fahne mit dem Reichsadler und dem wirtenbergischen Wappen hielt, mit einer Kirche, „daran drei Christophel" und einem Pelikan auf dem Deckel, ein „bolleter" großer Becher, mit allen zum Fürstenthum Wirtenberg gehörigen Wappen, auf dessen Deckel ein „gewappneter" Mann mit einem Scepter saß; ein vergoldetes Schnurrlein mit sieben Affen an seinem Fuße und ein Salzfaß, welches ein Männlein auf dem Rücken trug; dieses Männlein aber stand an einem Baume mit Natterzungen in einem Garten, dessen Fußgestell drei Männer bildeten.

Wer den Herzog Ulrich bei diesem Mahle sah, der mußte glauben, er sei ganz glücklich, denn er zeigte die beste Laune, oft kredenzte er den Becher und ließ ihn herumgehen, und als der Nachtisch aufgetragen wurde, befahl er der Hofmusik, die sich während der Mahlzeit hatte hören lassen, die Melodie eines beliebten Liedes zu spielen und er selbst leitete mit seiner hellklingenden starken Stimme den Gesang der Gäste. Ob es ihm aber so recht von Herzen ging, wer weiß es? Vielleicht war

die Anwesenheit Elisabeths von Baden der Grund seiner Lustigkeit; denn der listige Kanzler hatte sich alle Mühe gegeben, ihn zu überreden, sie habe ihn dem Markgrafen Ernst aus Herzensneigung vorgezogen und so wollte nun auch er sich das Ansehen geben, als gehe ihr Verlust ihm gar nicht nahe.

Desto natürlicher und ungekünstelter war die Lust derer, die drunten beim achtröhrigen Brunnen sich gütlich thaten und die frische Lust des Lebens in vollen Zügen mit dem kühlen Trunke aus dem Wunderborn hinunterschlürften und dabei die Diener, welche mit Brod, Käse, Braten und Fischen herumliefen, in beständiger Thätigkeit erhielten. Dazu schlugen die Trommler den „wirtenbergischen Streich" und die umstehende Menge schrie und jauchzte aus voller Kehle.

Am meisten mußte die Aufmerksamkeit des Beobachters eine Gruppe von sechs lustigen Gesellen auf sich ziehen, die sich dem Brunnen zunächst gelagert hatten und einander aus einem großen steinernen Kruge wacker zutranken, wobei sie es an derben Volkswitzen nicht fehlen ließen. Ihrer ärmlichen, theilweise zerrissenen Kleidung sah man es an, daß so ein fröhlicher Tag bei ihnen selten vorkam. Es waren der Legelin Jörg von Stuttgart, Hans Schmeck von Waldenbuch und drei aus der benachbarten Glashütte, Peter Koch, Kaspar Schmid und Peter Wolf. Der Herzog soll leben, rief der Legelin Jörg, der führt 'n bessre Trunk als der Hans Jörg drüba am Tunzhofer Thor und a Koch ist er, des muß i sage, do ist unser Peter von der Glashütte a Lump

dagege, bei dem ist au der Schmalhans Küchemoister und mit dem Brota, den er schon in seiner Küche g'macht hot, könnt' mer koa Maus z'todt füttera. — Host au no koin Zah am a Brotesboi ausbissa, Jörg, entgegnete Peter; aber gucket mer no a mol da Wolf a, wie der kaut, er macht seim Name wärle koi Schand. Ei, daß uich, fiel Schmeck ein, könnet er's Foppe net lau, singet liaber ebbes G'scheuts. — Host recht, Hans, rief Kaspar Schmid und begann aus voller Kehle ein Lied, in welches die Andern sogleich im Chor einstimmten:

Also ihr Reiter
Und Bärenhäuter,
Naße Knaben,
Welche haben
Nur halb Hosen,
Gern lang tosen,
Und ihr Blinden,
Laßt euch finden,
Auch ihr Lahmen
All' mit Namen,
Alle Bettler,
Schuldennöttler,
Die nit haben,
Zu erlaben,
Lung' und Leber,
Alle Weber,
Scheerenschleifer
Und ihr Pfeifer,
Nichts deit' minder
Bürstenbinder,
Kommet alle
Mit ein'm Schalle

Zu dem Brunnen;
Denn der Wirth
Zahlt die Irt (Zeche).
Denn man soll jetzt nit lang feiern,
Sondern trinken gute Leuern,
Und sich fleißen
Auf den weißen,
Auf den rothen,
In den Nothen,
Käs und Broden
Gut zusammen,
Trinket All' in Gottes Namen.
Frische Binke, Banke
Daß keiner zanke,
S'ist ein gut Getranke,
Feiert nit,
Ich euch bitt'
Nichts verschütt'.
Trinket Alle!

Während des Gesangs hatten sich zwei Männer der fröhlichen Gruppe genähert, ohne von ihr bemerkt zu werden. Ihre Tracht ließ sie als Bauern erkennen; in dem rothen Gesicht und den groben Zügen des Einen that sich wilder Trotz kund, aus den kleinen blitzenden Augen des Andern aber leuchtete, trotz der fast einfältigen Miene, die er angenommen hatte, Verschlagenheit hervor. Es waren der Schlachtlin-Claus von Großheppach und der Gais-Peter von Beutelsbach. — Nu, Jörg, rief der Letztere, heut' schaffst ja fleißig uf'm Handwerk, denk' wohl, witt dein Moisterstück mache? — Der Angeredete sprang auf, drückte des Gaispeters dar-

gebotene Rechte und rief: Ei, grüß' dich Gott, kommet er au noch Stuagert, geltet, der Brotawind von hie hot ui ins Remsthal nei g'weht, do went er recht g'schnuffelt hau; nu setzet üch; i will ders brocht hau, Peter. Der Beutelspacher ließ sich nicht lange bitten, er setzte den Krug an und trank in vollen Zügen, so daß es seinem Begleiter leicht wurde, denselben vollends zu leeren. Wie schmeckt üch der Wei? fragte Peter Wolf die Neuangekommenen. Gut ist er, antwortete der Gaispeter, so einer wächst uf meiner Fehlhalde zu Beutelspach net und du Claus kriegst wohl au koin sottichen von deim Bettelrain zu Heppach! — So, treibet er de G'spaß mit em arme Konrad in eurem Remsthal immer no? fragte Legelen Jörg. — Narr, wie sollet mer es denn sonst es Lebes Bitterkeit vertreibe, antwortete der Gaispeter, wenn's no G'spaß bleibt und net a mol Ernst d'raus wird. — Sel kan schau komma, sprach Schlachtlin-Claus unwillig, wenn se's z'Stuagert so treibet, während mer drußa uf'm Land fast es trucke Brod net hot. — B'schrei mer des Ding net, sagte sein Gefährte, guck, heut' krieget mer jo wärle Brota und z'saufe hant mer, so viel mer no wellet. Aber wohr ist's, g'falla will mers net, daß se do so prasset und drauße bei uns geit's kaum ebbes z'beiße und z'brocke. Aber schwäzet von ebbes anderm, do laufet so gelrothe Kerle rum, wenn's einer von dene hairt, könnt's uns übel gau. Wie Kasper fang dei Liedle no a mol an. — Der Gesang fing von Neuem an und da auch der Krug fleißig die Runde machte, so hatten Alle, selbst Schlachtlin-Claus, ihren Unmuth bald vergessen

und fuhren in ihrer lärmenden Fröhlichkeit fort, bis mit Anbruch der Nacht die Schloßwache den Anwesenden heimzugehen gebot.

Indeß hatten auch die in der Stadt zerstreuten Gäste sich in der Turniz versammelt, wo der festliche Tag mit einem Tanz geschlossen werden sollte. Ulrich und Sabine eröffneten ihn, vor und nach ihnen bewegten sich in gleichem Takte zwei Adeliche mit brennenden Wachsfakeln; dann kamen mit einer gleichen Begleitung der Pfalzgraf Ludwig mit seiner Gemahlin und der Herzog Wilhelm mit seiner Schwester Susanna; nach und nach wurde der Tanz allgemein, immer aber tanzten zwei Edelleute mit Fackeln voraus.

Am nächsten Morgen (3. März) sammelte sich wieder eine zahlreiche Menschenmenge vor dem Schloß; denn man wußte, daß die „Herrschaften" sich in feierlichem Zuge zur Kirche begeben würden. Das Schmettern der Trompeten gab hiezu das Zeichen; zuerst erschien die wirtenbergische und fremde Dienerschaft; dann schritten 24 Adeliche, je zu drei in einem Glied, mit großen brennenden Straßenlichtern einher; hierauf kam Sabine, von ihrem Bruder, Herzog Wilhelm und dem Kurfürsten von Sachsen geführt; ihr folgten die fürstlichen Frauen und Fräulein mit ihren Begleitern. Vor dem Herzog selbst schritt der Erbmarschall einher. Ulrich trug an diesem Tage ein veilchenblaues Kleid, einen seidenen gestickten Mantel und einen schwarzen mit Gold und Edelsteinen gezierten Hut. Die Fürsten und Botschafter kamen nach ihm und drei Schulmeister von Tübingen

mit 20 adelichen Knaben beschlossen den Zug, der nach vollendetem Gottesdienst in gleicher Ordnung sich nach dem Schloß zurückbewegte.

Der Speisesaal war diesmal mit künstlich gewebten und gestickten Tapeten behängt, auf denen man Darstellungen aus der heiligen und Profangeschichte sah. Es war heute das eigentliche Festmahl und Alles ging daher sehr ceremoniös zu. Den Dienern, welche die Speisen und denen, welche den Wein herbeitrugen, traten jedesmal einige Adeliche voran; Andere setzten die Schüsseln auf die Tafel und reichten den Gästen die Pokale, gefüllt mit dem edelsten Rebensaft, den das Land hervorbrachte. Bei dem Herzog selbst versahen Dietrich Spät als Erbtruchseß, Philipp von Nippenberg als Erbschenk den Dienst und jeder Fürst hatte seinen eigenen adeligen Weinträger. Auch die Musik fehlte nicht, und damit nicht nur der Gaumen, sondern auch das Auge ergötzt werde, waren Schauessen aufgesetzt, welche biblische und mythologische Gegenstände darstellten. Nach der Mahlzeit empfingen die Neuvermählten Glückwünsche und Geschenke, deren Ueberbringer mit Blumensträußen begabt wurden und welche W o l f v o n G ü l t l i n g e n als Erbkämmerer in Empfang nahm. Da sah man Trinkgefäße von mancherlei Größe und Gestalt, meist mit den Wappen der Gäber geschmückt; die reichste Spende, über 8000 Gulden im Werth, brachten Prälaten Landschaft, Stifte und Klöster Wirtenbergs dar, 16 Flaschen, 12 Kannen, 12 Teller, eine Badwanne und einen Eimer, Alles von Silber.

Auch die Festlichkeiten dieses Tages schloß ein Tanz, aus dessen heiterer Lust aber eine schlimme Saat hervorkeimte. Graf Felix von Werdenberg, der kaiserliche Gesandte, von kleiner Statur, führte die Herzogin zum Tanze, die fast um Kopfeslänge über ihn hervorragte. Ein Lächeln durchlief, als das ungleiche Paar erschien, die Reihen, doch ließ man es still vorüberziehen, nur der Graf Andreas von Sonnenberg, kaiserlicher Feldhauptmann, ein alter Krieger, der sich das süße Naß der wirtenbergischen Reben wohl hatte schmecken lassen, rief dem Gesandten spöttisch zu: Streck' dich, Werdenberg! Dieser stieß Drohworte aus; aber als Sonnenberg sie hörte, sprach er lächelnd: Was will mir das Studentlein thun; wenn ich ihm meinen kleinen Finger zwischen die Zähne legte, wäre er nicht so keck, zuzubeißen. Werdenberg zügelte seine Wuth; aber er vergaß die Beschimpfung nicht und nahm später blutige Rache. Die Verspottung ihres Begleiters hatte auch Sabine in üble Laune versetzt und dieser Stimmung wurde sie auch nicht Meister, als Ulrich mit ihr den Tanz eröffnete. Da regte sich in dem Herzog der alte, böse Geist wieder, der während der Hochzeitfestlichkeiten, seine Macht über ihn verloren zu haben schien; so entstand der erste Mißklang in dem Verhältnisse des neuen Ehepaars und um diesen wieder in Harmonie aufzulösen, fehlte es der Herzogin an den Eigenschaften ihrer Schwiegermutter, von welcher gerühmt wurde, sie habe sich in ihren Herrn finden und ihn, wie unlustig er auch gewesen, wieder zufrieden stellen können.

Während dieß aber im Schlosse geschah, gab es auch in der Stadt schlimmen Streit. Utz Hubenschmid hatte sich mit einigen Genossen ins Wirthshaus zur Sonne begeben, wo die ehrbaren Bürger sich Abends häufig beim Glase Wein zu versammeln pflegten

Zu kosten treulich mancherhande,
Wie's gute Sitt' im Schwabenlande.

Hubenschmid kam in der Absicht, Händel anzufangen, denn dazu war er stets aufgelegt, besonders aber dann, wenn die Weindünste ihm zu Kopfe stiegen, wie es damals gerade der Fall war. Er und seine Genossen traten mit großem Geräusche ein und setzten sich breit an einen Tisch, an dem schon etliche Bürger saßen, welche aber sogleich Platz machten. Denn es gab damals viel schlimme, übermüthige Gesellen unter dem herzoglichen Hofgesinde, welche den Bürger verachteten und mit Worten und Thaten mißhandelten. Mit Klagen aber richtete man beim Erbmarschall wenig aus, denn auch er sah stolz auf das Volk herab und begünstigte das Hofgesinde.

Niemand wollte daher mit Hubenschmid anbinden, der aus Aerger immer mehr trank und endlich laut rief: Herzog Ulrich soll leben! So ein Fest kann allein er veranstalten; gegen ihn sind andere Fürsten nur Hungerleider. Lachend und schreiend stießen seine Genossen mit an, die Bürger aber setzten ruhig ihr Gespräch fort. Da erhob sich der Trabant, trat unsichern Schritts an ihren Tisch und sprach: Wie, ihr da, könnt ihr die Mäuler nicht auch aufthun, wenn man die Gesundheit unseres

allergnädigsten Herrn, des Herzogs trinkt. Laßt uns in Ruhe, sprach einer von den Bürgern; wir werden schon trinken, wenn es uns beliebt. Hubenschmid aber, der jetzt völlig betrunken war, schrie: Was sagt der Kerl da; wart', ich will dich Respekt vor unserem Herzog lehren. Bei diesen Worten zog er seine Seitenwehre und versetzte dem, der gesprochen hatte, ehe dieser es sich versah, einen Hieb über das Haupt, daß er mit einem Schrei vom Stuhle stürzte. Jetzt erhob sich ein furchtbarer Tumult, Stühle flogen gegen Hubenschmid, der zu Boden taumelte und über den nun die Anwesenden herstürzen wollten. Seine Genossen aber stellten sich den wehrlosen Bürgern mit gezogenen Schwertern entgegen, während einige von ihnen den Trabanten fortschleppten und zogen sich dann ebenfalls zurück. So endete der Auftritt in der Sonne; als nun aber der Bürgermeister Hans Kühner mit etlich Rathsherrn bei dem Erbmarschall erschien und die Bestrafung Hubenschmids verlangte, fuhr dieser ihn an: Kommt ein andermal wieder; jetzt ist es nicht Zeit, solche Dinge vor den Herzog zu bringen; eh' man strafen kann, muß die Sache zuvor genau untersucht werden; denn ich kenne euch Bürger von Stuttgart; ihr führt gerne trotzige unverschämte Reden selbst über die höchste Person; da ist es denn einem treuen Diener unsers Herrn nicht so hoch anzurechnen, wenn er im Zorn darüber sich einmal vergißt.

Hubenschmid entfernte sich zwar gleich darauf, allein nur, weil er die Rache der Bürger fürchtete, und doch

kam er bald wieder; denn Thumb und Lamparter hatten ihm sicheres Geleit beim Kaiser ausgewirkt.

Eben schmetterten die Trompeten, als die Rathsherren, Groll und Unmuth im Herzen, aus dem Schlosse traten; es war die Hofmusik, welche die Gäste zum Morgenimbiß rief. Beim Mittagsmahl erschienen diese alle mit Kränzen und Blumensträußen geschmückt; sonst aber wurde dieser Tag der Ruhe gewidmet; denn am Mittwoch sollte ein „Gesellenstechen" auf der Rennbahn im Lustgarten gehalten werden.

Diese Bahn war übrigens während des ganzen Hochzeitfestes geöffnet und jeden Tag fanden Kampflustige hier Gelegenheit, ihre Stärke und Geschicklichkeit zu erproben. Sie kamen bald in voller Rüstung, bald nur mit Schild und Lanze und fochten einmal zu zwei und zwei, das anderemal in größeren Partieen. Auch Ulrich mischte sich häufig unter sie und zwar, um nicht sogleich erkannt zu werden, in abwechselnder Tracht und Waffenrüstung und verweigerte keinem den Kampf.

Der Herzog hatte befohlen, für den Tag des Kampfes den Lustgarten Jedermann zu öffnen, und am frühen Morgen schon wimmelte dieser von Schaulustigen; erschreckt von dem ungewohnten Getümmel flüchteten sich die Hirsche und Rehe, welche sonst so ruhig in seinen Gebüschen verweilten, nach den entferntesten Schlupfwinkeln und die Reiher, welche auf den hohen Ulmen horsteten, umkreisten kreischend die Zuschauer. Zunächst der Rennbahn waren Tribünen für die Hochzeitgäste, für die geistlichen und höheren Beamten angebracht und hier er-

blickte man auch den reichen, bunten Kranz der Frauen und Jungfrauen, die sich im schönsten Schmucke eingestellt hatten, „um zu schauen und geschaut zu werden." Auch die Ritter prangten im glänzenden Waffenschmuck, auf stattlichen Rossen. Herzog Ulrich empfing den ersten Preis, eine goldene Kette, aus den Händen seiner Gemahlin; neben ihm wurde auch Herzog Philipp von Braunschweig, der Markgraf Kasimir von Brandenburg und mehrere Adeliche eines Dankes für würdig erachtet. Mit einer Mahlzeit und einem Tanze endeten noch an demselben Tage die Feierlichkeiten. Am Donnerstag ruhten die Gäste aus und traten dann in den nächsten Tagen die Heimreise an.

Das war das Hochzeitfest, von welchem ein Zeitgenosse sagt: „der überaus köstliche Geschmack beim Tanz, Rennen und Stechen, Tag und Nacht, das übermäßige Silbergeschirr, die mehr denn stattliche Traktation, auch in allen Häusern der ganzen Stadt, ist männiglich eine Verwunderung gewesen, indem auch mehr übergeblieben, denn etwa anderer Orten, da Bankette gehalten, dergleichen gebraucht werden; also daß viele dafür gehalten, daß man mit diesen unmenschlichen Kosten ein ganzes Land sollte verthun haben."

Die Nachwehen aber folgten nur zu bald; nach drei Jahren machte die Unzufriedenheit des mit Abgaben schwer belasteten Volkes im Aufruhr des armen Konrads sich Luft; auf dem Landtag zu Tübingen mußte der Herzog dieselbe durch Verleihung neuer Rechte beschwichtigen, damals kam auch der Uebermuth des Hofgesindes zur

Sprache und ernstere Maßregeln wurden ergriffen, um demselben zu steuern; Utz Hubenschmid mußte aus dem Lande ziehen; vor schwererer Strafe bewahrte ihn die Gunst des Herzogs.

In der Ehe Ulrichs aber war kein Segen; jener Mißklang tönte fort und zwar immer stärker, so daß Sabine im Jahre 1515 ihren Gemahl heimlich verließ. Dieses unglückliche Verhältniß trug nicht wenig dazu bei, die natürliche Heftigkeit des Herzogs zu erhöhen; er zeigte sich bei seinen Handlungen leidenschaftlicher als je und argwöhnisch selbst gegen seine treuesten Diener, wie gegen seine Günstlinge. Den Junker Hans von Hutten kostete sein wilder Zorn das Leben (1515), den Herzog selbst aber zuletzt (1519) sein Erbfürstenthum; 15 Jahre mußte er als Flüchtling und Verbannter in fremden Landen umherirren.

Aber auch dem Grafen von Sonnenberg trugen seine unzeitigen Witzworte schlimme Frucht. Am vierten Mai 1511 ritt er mit nur drei Begleitern sorglos auf die Jagd, zwischen Mengen und Riedlingen.

Sobald dieß Werdenberg, der immer auf eine Gelegenheit zu Befriedigung seiner Rache lauerte, erfuhr, zog er mit zwölf wohlgerüsteten Reisigen aus, um seinen Feind aufzusuchen. Sonnenberg sah ihn herannahen und wollte entfliehen, stürzte aber mit seinem Pferde in einen Graben und wurde hier, ohne Widerstand leisten zu können, erstochen. Der Mörder kam mit einer Geldbuße davon; aber die Vergeltung blieb nicht aus; sie ereilte ihn nach neunzehn Jahren auf dem Reichstag zu

Augsburg. Hier fand man ihn den zwölften Julius 1530 Morgens bluttriefend und todt in seinem Bette, nachdem er Tags zuvor bei einem Gastmahl, welches der Abt zu Weingarten gab, gesagt hatte: Er wolle bis an die Sporen im Blut der lutherischen Ketzer reiten. Sein Geschlecht starb mit ihm aus.

Das Jugendleben Herzogs Christoph von Wirtenberg.

Von
Karl Pfaff.

Mit welcher Pracht und welchem Aufwand Herzog Ulrich im Jahre 1511 seine Hochzeit feierte, ist in der letzten Erzählung berichtet worden. Seine Gemahlin gebar ihm am 30. Januar 1513 eine Tochter Anna und am 12. Mai 1515 einen Sohn Christoph, nur vier Tage nachdem der Herzog seinen frühern Günstling, Hans v. Hutten, ermordet hatte. Seitdem handelte Ulrich immer leidenschaftlicher und unbesonnener, seine Gemahlin, um seinen Mißhandlungen zu entgehen, entfloh heimlich am 24. November 1515 mit Zurücklassung ihrer beiden Kinder. Diese wurden nun nach Hohenurach gebracht, wo ihr gemüthskranker Großvater, Graf Heinrich, schon seit 1490 gefangen gehalten wurde. Der alte Mann, mit eisgrauem Bart, der ihm bis auf die Hälfte seiner langen Gestalt herabreichte, zeigte beim Anblick seiner Enkel wenig Theilnahme, seine treue Gat-

tin, Eva v. Salm, aber, die ihm freiwillig in die Gefangenschaft gefolgt war und ihn hier pflegte, nahm sich derselben um so liebreicher an. Dieß war ein großes Glück für sie, denn der Vater, der in immer schlimmere Händel verwickelt wurde, wollte und konnte sich nicht viel um sie kümmern. So verlebte Prinz Christoph die ersten Jahre seiner Kindheit auf dem alten Schlosse der Grafen v. Urach, umgeben von steilen Felsenwänden und hohen, waldbewachsenen Bergen aus deren frischem Grün der Vögel Gesang erschallte, während von den tiefen Thalschluchten herauf das Blöcken der Heerden ertönte.

Es mag wohl still und einsam da droben gewesen sein, bis im Januar 1519 der Vogt von Urach, auf Befehl des Herzogs, seine wehrhafte Mannschaft aufbot, um gegen die Stadt Reutlingen zu ziehen. Damals drang der wilde Kriegslärmen auch herauf in die Burg und selbst der greise Heinrich wurde auf das ungewöhnliche Getümmel aufmerksam und ließ, als er dessen Ursache vernahm, die prophetischen Worte hören: O! er wird aus dem Lande ziehen! So kam es auch, zwar eroberte der Herzog schnell die Stadt Reutlingen (den 28. Januar 1519), aber nun erhob sich der schwäbische Bund gegen ihn, fiel mit starker Heeresmacht im Lande ein und noch ehe das Jahr 1519 zu Ende war, hatte Ulrich sein Erbfürstenthum verloren, das er erst nach fünfzehn kummervollen Jahren wieder eroberte. Auch seine Kinder mußten in die Verbannung wandern und Anna starb schon im Jahre 1530, ihr Bruder Christoph aber überstand dieses und anderes Mißgeschick und reifte, der Zög-

ling eines herben Schicksals, zu dem Fürsten heran, welchen die Vorsehung bestimmt hatte, nach sturmvollen Zeiten durch weise, unermüdete Regententhätigkeit Wirtenbergs Glück und Wohlfahrt von Neuem zu begründen und zu vollenden, was Eberhard im Bart so schön begonnen hatte.

Die merkwürdigen Jugendschicksale dieses unvergeßlichen Fürsten zu schildern, ist der Gegenstand der nachfolgenden Erzählung.

Oberhalb der wohlbekannten Musenstadt am Neckar erhob sich schon vor acht Jahrhunderten die Burg Hohentübingen, einst der Sitz der mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen, seit 1342 aber das Eigenthum der wirtenbergischen Fürsten, welche sich häufig hier aufhielten. Sie bildete ein stattliches, einen geräumigen Hof umschließendes Viereck, mit verschiedenen Vorwerken, einem Thurm namentlich, welcher das Burgverließ enthielt und noch jetzt am Ende des Schlosses gegen den Bergrücken hin, auf dessen Vorsprung es liegt, zu schauen ist. Gegen Osten und Westen wurde die Burg überdieß noch durch tiefe, ausgemauerte Gräben, im Norden und Süden aber durch die natürliche Steilheit des Bergabhanges geschützt. In ihrem Innern enthielt sie mehrere unterirdischen Gänge und Gewölbe, in deren einem sich ein über 300 Fuß tiefer Brunnen befand, der sein Wasser aus dem Neckar schöpfte und dessen Eimer-Kette so lang war, daß sie, durch den Schloßhof und über die Schloßbrücke gelegt, noch eine gute Strecke den Berg hinabreichte. Diese alte Pfalzgrafenburg galt für sehr fest, Kaiser Heinrich IV.

hatte sie 1078 vergeblich belagert und Herzog Welf 1162 eine schwere Niederlage von ihr erlitten. Sie gerieth aber nach und nach in Zerfall und wurde nur nothdürftig ausgebessert, bis endlich Herzog Ulrich sich zum vollständigen Umbau derselben nach den Regeln der neuen Kriegsbaukunst entschloß. Er ließ schon 1507 die Zwingermauern gegen den Brühl hin und dem nordöstlichen Thurm, auf dem sich jetzt die Sternwarte befindet, mit seinen vortrefflichen Gewölben, seinen kunstvollen Schneckenstiegen und einem prächtig vertäfelten Saal, dann 1516 einen ähnlichen Thurm mit einem thurmartigen Vorwerk gegen Südosten hin erbauen. So war das Schloß im Jahr 1519 stärker als je zuvor befestigt und erhielt damals, als der Krieg mit dem schwäbischen Bunde ausbrach, eine starke Besatzung. Darunter waren zweiundsechszig Adeliche, Mitglieder alter, längst durch Lehens- und Dienstpflicht dem wirtenbergischen Fürstenhause näher verbundenen Geschlechter, v. Gültlingen, v. Ow, v. Ehingen, v. Stadion, v. Sturmfeder, v. Berlichingen, v. Rechberg, v. Reischach, v. Liebenstein, v. Bernhausen, v. Thalheim, v. Nippenburg, v. Spät, v. Wöllwarth, v. Neuhausen, v. Freiberg, v. Kaltenthal u. s. w.

Auch an Kriegsbedarf und Mundvorräthen aller Art ließ es der Herzog nicht fehlen. Im Keller des Schlosses lag damals zwar noch nicht das, 286 Eimer haltende, Faß, scherzweise das „große Buch von Tübingen" genannt, denn dieses ließ Ulrich erst im Jahre 1548 durch Meister Simon von Bönnigheim verfertigen, kleinere Fässer jedoch waren in Menge da und der reiche Ertrag

der Weinlese im vergangenen Jahre 1518 hatte sie genugsam gefüllt, die ergiebige Ernte desselben Jahres aber auch eine Fülle von Frucht für die Speicher geliefert. Ritter und Knechte ließen sich daher nichts abgehen, und dachten, als der Krieg nun wirklich ausbrach, wenig daran, daß der Feind auch vor ihrer Feste erscheinen könne.

Die Gefahr schien wirklich nicht so bedeutend. Der Herzog hatte zwar, außer seiner Leibwache, keine stehenden Truppen, aber seine Lehensleute lieferten ihm eine stattliche Reiterei und wenn er das Landesgebot aufrief, konnte er nicht nur auf eine zahlreiche, sondern auch in den Waffen theilweise wohlgeübte, Mannschaft zählen. Kurze Zeit zuvor nämlich hatte Kaiser Maximilian I. ein deutsches Fußvolk zu gründen begonnen, das dann unter dem Namen der Landsknechte, wie es, als aus Söhnen desselben Landes bestehend, sich nanntie, in den Kriegen des sechszehnten Jahrhunderts sich einen so ruhmvollen Namen erwarb. Zu diesem Fußvolk hatte bisher Schwabens kriegsfreudige Jugend das stärkste Kontingent geliefert und mancher solche Landsknecht, wenn er sich draußen genug herumgetrieben hatte, kehrte dann, im Waffenhandwerk wohl geübt, in die Heimath zurück. Ueberdieß hatte er 10,000 Schweizer angeworben, lauter in mehreren Kriegszügen schon erprobte Männer und so stand er, mit einer Kriegsschaar von mehr als 20,000 Mann an der Landesgränze bei Blaubeuern, das Heer des schwäbischen Bundes erwartend. Doch eben wegen dieser bedeutenden Kriegsmacht scheute der Bund sich,

den Angriff zu wagen. Dafür unterhandelte er eifrig mit der Eidgenossenschaft und brachte es wirklich auch dahin, daß die schweizerischen Söldner des Herzogs auf wiederholte strenge Befehle nach Hause zogen. Jetzt gab Ulrich die Vertheidigung der Landesgränze auf und beschloß, nur noch seine Hauptstadt zu vertheidigen. Als er aber in Untertürkheim einen Kriegsrath versammelte, um zu berathschlagen, ob man „die Sache auf eine Schlacht stellen solle?" widerriethen ihm dieß seine erfahrensten Kriegshauptleute und das Landesaufgebot löste sich, ohne daß es zu einem ernstlichen Kampfe gekommen wäre, auf.

Das Bundesheer, durch den Abzug der Schweizer ermuthigt, waren dem Herzog auf dem Fuße gefolgt. Sein Oberanführer war Herzog Wilhelm von Baiern, Bruder der Herzogin Sabine, unter ihm befehligten Georg Truchseß von Waldburg, der sechs Jahre später sich den aufrührerischen Baiern so furchtbar machte, und Georg von Frundsberg, der Vater der Landsknechte genannt, schon damals als Feldherr berühmt. Diesem Heere hatte sich aus Rache wegen Huttens Ermordung, ein zahlreicher Adel angeschlossen, unter dem sich auch Franz von Sickingen, die Krone der Ritterschaft, befand. Er fand nirgends bedeutenden Widerstand, selbst die festen Städte und Schlösser ergaben sich meist nach wenig Tagen und als am 7. April auch die Hauptstadt dem Bunde huldigte, folgten die meisten Städte des Landes schnell ihrem Beispiel. Es war mehr ein Spaziergang als ein Feldzug, die Landsknechte besonders waren guter Dinge, da sie im Neckar- und Remsthal überall wohl-

gefüllte Keller fanden, in ihrem Lager, das sie deßwegen das Weinlager nannten, ging es sehr lustig zu.

Dieser schlimme Gang des Krieges blieb der Besatzung in Tübingen nicht unbekannt. Die Ritter aber saßen beim Vespertrunk, als zu ihnen die Kunde kam, daß auch Stuttgart dem Bunde gehuldigt habe. Sie machte einen starken Eindruck auf sie und viele dachten daran, ob es nicht besser sein würde, wenn man sich mit den Führern ihrer Feinde in Unterhandlungen einlasse, als bei einer furchtlosen Vertheidigung sein Blut verspritze. Sie waren zwar, als der Herzog sie dazu aufforderte, Alle ihrer Vasallenpflicht gefolgt, nicht wenige aber nur ungern und allein um ihrer Rittere̲hre keinen Makel anzuhängen. Viele von ihnen hatten Verwandte und Freunde im Bundesheere und verspürten wenig Neigung bei sich, gegen diese zu kämpfen. Schon ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, welche riethen, mit den feindlichen Heerführern zu unterhandeln, doch war die Mehrzahl noch dagegen, und der, in den Waffen ergraute, Georg v. Hewen ermahnte mit kräftigen, nachdrücklichen Worten seine Genossen, an Pflicht und Ehre zu denken und durch feige Uebergabe des Schlosses ihren Ruf nicht für immer mit Schmach und Schande zu belasten.

Da meldete einer der Thurmwächter, daß eine Reiterschaar sich nahe, doch trügen sie die wirtenbergischen Farben und geleiteten einen verschlossenen und einige stark bepackte Wagen. Ludwig v. Stadion, der Befehlshaber des Schlosses, begab sich mit einigen Rittern sogleich ans

Schloßthor und bald sah man den Zug sich langsam die Burgsteig heraufbewegen. An seiner Spitze ritt auf edlem Rosse in voller Rüstung ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt, sein volles, röthliches Gesicht erschien noch jugendlich, aber sein Blick war ernst. Ein zottiger Wolfshund von ausgezeichneter Größe sprang bellend um Pferd und Reiter. Die Ritter am Thor erkannten sogleich den Herzog in ihm und geboten, die Zugbrücke nieder zu lassen. Mit stummem Grüßen ritt Ulrich an ihnen vorbei in den Schloßhof. Hier hatte sich bald der größte Theil der Besatzung versammelt, die Reiter stiegen von den Pferden und der Herzog eilte dem verschlossenen Wagen zu. Die Thüre desselben öffnete sich und herausgehoben wurden zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Das letztere blickte etwas scheu im Kreise der Männer umher, ergriff dann die Hand seiner Begleiterin und schritt mit dieser durch die Schaar der Umstehenden, welche ehrerbietig Platz machten. Der etwas jüngere Knabe aber schaute mit seinen schwarzen, klugen Augen frisch um sich und streckte die Hände nach dem Herzog aus, den er als Vater begrüßte. Ulrich ergriff ihn bei der Hand und schritt mit ihm die breite Treppe hinauf, die zum Rittersaal führte; dorthin folgten ihm auf seinen Wink die Ritter, still und ernst, denn der unerwartete Anblick hatte sie tief ergriffen.

Die Begleiter des Herzogs und die Besatzungsknechte blieben im Hof zurück, um die Pferde gehörig unterzubringen und die, mit Kostbarkeiten, Silber und anderen werthvollen Gegenständen bepackten, Wagen, welche Ulrich

von Stuttgart mitgebracht hatte, unter der Aufsicht des alten Schloßvogts, Hans Entringer,*) abzupacken.

S'ist wahrhaftig jetzt eine schlimme Zeit, sprach der Schloßvogt, ich bin schon nahezu fünfzig Jahre hier und fast keines davon verging, wo nicht unsere erlauchten Herrn das Schloß wenigstens einmal besucht hätten, so trübselig aber ging es niemals her. Was war es früher hier eine Pracht und ein Jubiliren, wenn der Herzog einritt! Schöne Frauen und stattliche Ritter, Sänger und Musikanten und ein Troß von Jägern und Dienern begleitete ihn. Ja! da gings hoch her, der Lärmen

---

*) Dieser Mann war damals schon 76 Jahre alt und wurde nach der Vertreibung des Herzogs abgedankt, scheute sich aber nicht, fortwährend die herzogliche Livree zu tragen und seine Anhänglichkeit an Ulrich zu bekennen. Einmal, als er etwas angetrunken war, rief er Abends auf dem Markt: Hie gut wirtenbergisch Grund und Boden! Darüber wurde er vom Untervogt Konrad Breuning vorgefordert, er entschuldigte sich und versprach, es nicht mehr zu thun, worauf ihn Breuning mit den Worten entließ: Männle, Männle! magst jetzt wohl heimziehen, wenn ich deines Alters nicht schonte, müßtest du neben dem Kopf her gehen. Hör' ich aber noch eine solche Rede von dir, so schon' ich dich nicht länger. Später bei einem Streit auf der Neckarbrücke, wo er auch eifrig Ulrichs Partei nahm, wurde ihm ein Bein entzwei geschlagen. Er erlebte aber noch des Herzogs Wiederkehr und erhielt von diesem einen Jahresgehalt und alljährlich ein Hofkleid; er starb 1546 in einem Alter von 103 Jahren. Von seinen zwei Söhnen, die beide in den geistlichen Stand traten, wurde der eine Prior in Weingarten, seine drei Töchter aber heiratheten drei berühmte Theologen jener Zeit, Dr. Jakob Andreä, Dr. Polykarp Lyser und Dr. Lukas Osiander.

wurde mir bisweilen wirklich gar zu toll. Bei dem alten Herrn, Gott hab' ihn selig, ich war dabei, als er droben in der Eckstube starb *) — bei dem freilich wars anders; der hatte nur ein kleines Gefolge und dieses allein schickte er ins Schloß, wo es fein still und ordentlich bleiben mußte, er selbst stieg beim Dr. Vergenhans ab, dem frommen und gelehrten Kanzler, der bei ihm in hohen Gnaden stand. Doch auch er war kein Feind von Heiterkeit und Scherzreden, und wenn er etliche Doktoren und Magister, wie das so seine Gewohnheit war, zum Abendimbis einlud, so gings dabei auch recht munter her. Aber jetzt! — Der alte Mann stockte und rasch sich umwendend, geleitete er einige Knechte, welche eine schwere Kiste trugen, in ein Schloßgewölbe.

Das Ding da ist verdammt schwer, sprach einer der Träger, sind denn Kugeln drinn? Was meinst du auch, antwortete ihm ein anderer, Kugeln haben wir im Schlosse schon genug, große und kleine und auch an Pulver fehlt es nicht, um den Bündischen damit den Morgen- und Abendsegen zu geben; sie sollen nur bald kommen, wegen eines tüchtigen Empfangs dürfen sie unbesorgt sein!

Ja! wenn alle wären wie du, Peter, und der lange Hans, fiel ihm der Schloßvogt in die Rede, dann wär mir's um das Schloß nicht bange, aber leider! ist's nicht so, vielen der Herren ist's kein rechter Ernst, die möch-

---

*) Eberhard im Bart, der erste Herzog, starb auf dem Tübinger Schloß den 24. Februar 1496.

ten, mein' ich, lieber mit dem Feind unterhandeln, als ihn mit eisernen Kugeln begrüßen.

S'ist freilich nicht Alles, wie es sein sollte, entgegnete Peter. Die beiden Spät können es dem Herzog noch nicht verzeihen, daß er so schlimm mit ihrem Vetter umging, der's doch wohl verdient hat; auch dem Staufenberger und dem v. Thalheim trau ich nicht, und so mögen noch einige da sein, die einen geheimen Groll im Herzen tragen, denn der Herr fährt eben, wie wir alle wissen, oft gar zu hitzig drein.

Leider ist's so! sprach seufzend der Schloßvogt, und das hat ihm schon viel geschadet. Hätt' er nur den Hans v. Hutten nicht erstochen, dann stünd es jetzt nicht so schlimm um ihn; dadurch aber hat er sich den Haß des Adels zugezogen, der es sonst viel lieber mit ihm als mit dem Bunde gehalten hätte. Denn an seinem Hofe waren die Edelleute stets willkommen und fanden sich hier auch fleißig ein, weil es an Festen und Lustbarkeiten aller Art nie fehlte!

Mit den Reutlingern, meinte ein Dritter, hätte der Herr auch säuberlicher verfahren sollen, denn durch seine Schärfe gegen diese, hat er die Reichsstädte alle gegen sich aufgehetzt.

Geh' mir doch mit deinen Reichsstädtern, rief Peter, und sang eine Stelle aus einem, damals wohlbekannten, Volkslied:

Von Ulm der Bader, der stolze Herr,
Und von Weil der Ledergerber,

Der Weber zu Augsburg in seiner Pracht,
Der Nürnberger, der die hübschen Wetzger (Felleisen) macht,
Der Salzsieder von schwäbisch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all',
Von Wangen und Isny die Mutschelnfreßer,
Der Holzhauer von Aalen und von Wimpfen der Heumesser,
Von Lindau am See die Schiffmacher
Und von Giengen die Krapfenbacher,
Von Bopfingen der Rübensäer,
Von schwäbisch Gmünd der Augsteindreher,
Die Faßbinder von Heilbronn und die Kürschner von Biberach,
Die Rottweiler Schweizerknaben und von Eßlingen die groben Nickel,
Die machen miteinander gemeine Sach!

Aber mit ihnen allen wollten wir schon fertig werden, wenn der Adel auf des Herzogs Seite stünde und der Baierfürst ihm nicht, seiner Schwester wegen, so gar feind wäre.

Ein lautes Getümmel im Rittersaale unterbrach hier auf einmal das Gespräch und die Blicke Aller wandten sich dahin. Der Herzog hatte die Erhöhung hier erstiegen, wo der fürstliche Thronsessel stand, und, seinen Sohn zur Seite, sprach er zu den Rittern, die in ehrfurchtsvoller Stille zuhörten, mit starker, aber dennoch seine innere Bewegung verrathender, Stimme: Edle Herrn und Vasallen! Das Theuerste, was ich besitze, vertrau ich euerem Schutze; seit langen Jahren haben euere Vorfahren meinem Hause treu gedient und oftmals Gut und Blut für dasselbe eingesetzt. Ahmet ihnen nach, seid eingedenk eurer beschworenen Pflicht gegen mich und thut wie frommen, redlichen und treuen Rittern gebührt. Gebet

das Schloß nicht auf und liefert meine Kinder nicht aus, meine Wohlfahrt und Hoffnung, mein Herz steht auf den Kindern, dem Schlosse und Euch! Wenn ihr mir nur das Schloß erhaltet, wie ihr schuldig seid und, so Gott will, wohl thun könnet, dann darf ich hoffen, daß sich mein Unglück wenden und ich wieder zu Land und Leuten kommen werde. Es gibt noch viel fromme und redliche Leute, Ritter und Knechte, Edle und Unedle, Bürger und Bauern, Inländer und Ausländische, die mir in meinem Elend beistehen werden, auch die Hülfe mächtiger Fürsten fehlt mir nicht und wenn ihr das Schloß nur wenige Wochen standhaft vertheidigt, so lebe ich der getrosten Hoffnung, mit einer stattlichen Heerschaar zu euerem Beistand herbeizueilen und die Feinde vertreiben zu können. So thut denn euere Pflicht, als wackere Krigsleute, habt Erbarmen mit meinen unschuldigen Kindlein, dann werden ich und sie euch und euern Nachkommen uns gewiß stets gnädig und dankbar erweisen!

Lauter Jubel und Beifall erscholl aus dem Kreise der Ritter, als der Herzog endete, selbst die, welche kurz vorher am stärksten darauf gedrungen hatten, daß man mit den Bündischen unterhandeln solle, ließen sich von der allgemeinen Begeisterung mit fortreißen, und feierlich gelobten Alle, das Schloß und die ihnen anvertrauten kostbaren Pfänder bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Als Ulrich diese Stimmung bemerkte, heiterte sich seine düstere Miene etwas auf; nachdem er selbst seine

Kinder in ein bombenfestes Gewölbe, das man in der Schnelligkeit so bequem und wohnlich als möglich einrichtete, gebracht und zärtlichen Abschied von ihnen genommen hatte, kehrte er in den Rittersaal zurück, wo der Abendimbis eingenommen und noch Manches Nöthige besprochen wurde. Gegen Mitternacht aber verließ er, von zwanzig Reisigen begleitet, das Schloß und ritt über den Bergrücken hin dem Schwarzwald zu.

Im Schlosse war man die nächsten Tage hindurch eifrig beschäftigt, Alles in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, denn die Ritter schienen fest entschlossen, was sie dem Herzog gelobt hatten, treulich zu halten. Doch ein Tag um den andern verging und kein Feind zeigte sich. Schon hatte das ganze Land sich dem schwäbischen Bunde unterworfen und auch die Stadt Tübingen beschlossen, das Gleiche zu thun, so bald das bündische Heer herannahe. Dieses näherte sich wirklich auch, am 13. April lagerte es bei Ehningen und am nämlichen Tage noch fand bei Tübingen der erste Kampf statt. Bei dem Heere nämlich befand sich eine Schaar leichter Reiter, die sich selbst mit einem griechischen Wort Stratioten, zu teutsch Kriegsleute nannten und dem schwäbischen Bunde als Söldner dienten. Sie waren vom Volksstamme der Arnauten, Landsleute jenes tapfern Georg Kastriota, genannt Skanderberg, welcher ein halbes Jahrhundert früher sein Vaterland Albanien so tapfer und glücklich gegen die türkische Uebermacht vertheidigt hatte. Damals war mit dem seinigen auch der Namen

der Arnauten ruhmvoll bekannt geworden und seitdem trat ihre kriegslustige Jugend häufig in fremde Dienste.

Es waren stattliche, kräftige Gestalten, welche ihre schnellen Rosse gewandt zu lenken wußten, bekleidet mit einer offenen, bis an die Hüften gehenden, Oberweste, einer mit Schnüren zugemachten Unterweste und weiten Beinkleidern von Kattun. Auf dem Kopf trugen sie eine kleine rothe Mütze und an der breiten Schärpe, die sich um ihre Hüften schlang, ein Schießgewehr und ein langes, breites Messer. Sie zogen gewöhnlich dem Heere voraus und unternahmen oft weite Streifereien. So waren sie auch das Ammerthal herab gekommen, über den Neckar gesetzt und tummelten jetzt auf dem Wöhrd bei Tübingen ihre raschen Pferde, die Besatzung des Schlosses zum Kampf herausfordernd. Die Ritter ließen nicht lange auf sich warten und ihre krummen Säbel schwingend, stürzten die Strationen mit lautem Geschrei auf sie los. Aber die Eisenmänner mit den langen Schlachtschwertern waren ihnen, trotz all' ihrer Gewandtheit und Kühnheit, überlegen. Doch setzten sie, obgleich mehrere fielen, den Kampf fort, bis ihr Hauptmann, schwer in den Unterleib verwundet, vom Pferd sank, worauf sie die Flucht ergriffen und von den Rittern bis nach Derendingen verfolgt wurden. Den verwundeten Hauptmann brachte man auf einer Tragbahre in die Stadt und pflegte ihn sorgfältig, er starb aber schon am nächsten Tage. Ein der italienischen Sprache kundiger Chorherr, Ernst Banx, unterredete sich mit ihm vor seinem Tode und erfuhr, daß er Georg Samaras heiße

und aus Coron in Albanien gebürtig sei. Er wurde mit allen seinem Range gebührenden Ehren in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt und noch ist hier die Gedächtnißtafel mit lateinischer Inschrift zu sehen, welche ihm sein Bruder Johann und der obengenannte Chorherr setzen ließ.

Der glückliche Ausgang dieses ersten Kampfes verfehlte nicht, bei den Vertheidigern des Schlosses eine günstige Wirkung hervorzubringen, getrost erwarteten sie das Herannahen des Hauptheeres selbst und hofften, ihm denselben erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Eine volle Woche aber verstrich wieder und dieses Heer kam nicht, so daß manche sogar meinten, es habe die Absicht, das Schloß zu belagern, ganz aufgegeben. Diese Zögerung aber hatte einen andern Grund, die feindlichen Heerführer hatten gegründete Hoffnung, das Schloß ohne bedeutenden Kampf gewinnen zu können. Schon war hier der Verrath im Stillen aufs Eifrigste thätig, Hans v. Thalheim stand an der Spitze der Verräther und es war ihm gelungen, selbst den Befehlshaber Ludwig v. Stadion halb und halb zu gewinnen. Er schlich sich mehrmals heimlich ins bündische Lager, welches am 16. April bis nach Entringen vorgerückt war und besprach sich dort mit dem Herzog von Baiern und dessen Unterbefehlshabern. Es schien ihm rathsam, noch einige Tage zu warten, bis der stärkste Kampfeseifer verrauscht und es seiner schlauen Ueberredungsgabe gelungen sei, wenigstens die Mehrzahl der Ritter für seine verrätherischen Plane zu gewinnen. So blieb denn das Heer zur größ-

sten Unzufriedenheit vornämlich der Landsknechte bei Entringen gelagert bis zum 21. April, wo es endlich im Ammerthal weiter herabzog und beim sogenannten Käsenbach ein neues Lager aufschlug.

Die Stadt ergab sich sogleich, die Besatzung des Schlosses aber wies die, an sie gestellte, Aufforderung zur Uebergabe zurück. Mit großer Mühe schleppten nun die Bündischen ihr schweres Geschütz von Entringen herbei und pflanzten es auf dem Hügel, wo jetzt das sogenannte Schlößlein steht, auf. Die Belagerten aber sahen hiebei nicht müßig zu, sie schossen tüchtig heraus, eine ziemliche Anzahl von Kriegsleuten fiel bei Aufführung und Richtung des Geschützes und dem Georg v. Frondsberg, welcher dabei befehlend und ordnend thätig war, nahm eine Kugel das Barett vom Kopf. In der Nacht erst wurden die Belagerer mit der Aufstellung des Geschützes und den Schanzarbeiten ganz fertig und begannen dann am Morgen des Charfreitags ein heftiges Feuer, welches vornämlich auf den, von Ulrich erbauten, Eckthurm gerichtet war, weil es hieß, der Herzog selbst halte sich hier verborgen. Es kamen zwar im Schlosse nur zwei Krieger um, und der eine noch dazu durch Zerspringen seiner eigenen Büchse, während die Belagerer weit mehr Leute verloren, aber die schweren Eisenkugeln beschädigten den Thurm stark und nun begann auch das Bomben-werfen; gleich eine der ersten Bomben fiel in den Schloßhof, platzte hier und erschütterte das Schloß bis in den tiefsten Grund. Die fürstlichen Kinder in ihrem Gewölbe, da sie das ihnen ungewohnte Getöse

hörten, geriethen in große Angst und als die große Bombe platzte, bat Christoph flehentlich, man möchte „den Krieg doch richten.“

Ludwig v. Stadion berief einen Kriegsrath zusammen; es sollte darüber entschieden werden, ob man die Vertheidigung fortsetzen oder Unterhandlungen beginnen wolle! Die Meinungen waren getheilt, nicht wenige der Ritter zeigten sich noch bereit, den Kampf fortzusetzen, weil ja das Schloß bis jetzt nur unbedeutend gelitten habe und an Kriegs- und Mund-Vorräthen kein Mangel sei. Hans v. Thalheim aber schlug vor, man solle wenigstens über die Feiertage einen Waffenstillstand schließen. Hiebei, sprach er mit arger List, verlieren wir Nichts, der Herzog aber gewinnt Zeit, um das Schloß zu entsetzen und seine Kinder können sich von dem gehabten Schrecken erholen. Ueberdieß, edle Herren, will es mich bedünken, daß es sich für fromme, christliche Ritter schlecht schicke, die Ruhe der heiligen Woche durch wüsten Kriegslärmen zu stören. Wie kann der Gottesdienst in der Stadt drunten würdig gefeiert werden, wenn, während der Priester die heilige Messe liest, das Geschütz donnert, und ziemt es sich wohl, daß Christen am Fest der Freude, am Auferstehungstage des Herrn, im blutigen Kampfe einander gegenüberstehen! Dagegen ließ sich Nichts einwenden und es wurde beschlossen, den Belagerern einen Waffenstillstand anzutragen, der bis zum Morgen des Ostermontags dauern sollte. Die Belagerer machten keine Schwierigkeit, ihn anzunehmen, so wurde er noch vor Mittag abgeschlossen und dabei bedungen, daß während

desselben „kein Theil weiter baue oder Etwas dem andern zum Schaden vornehme."

Dieser Waffenstillstand war an und für sich Nichts Bedenkliches, durch die von Hans v. Thalheim angeführten Gründe schien er sogar hinreichend gerechtfertigt. Der aber, welcher ihn vorschlug, hatte dabei seine schlimmen Hintergedanken und seine Maßregeln schon so getroffen, daß er den von ihm und anderen seiner Genossen gefaßten Plan, die Uebergabe des Schlosses herbeizuführen, zu bewerkstelligen hoffen konnte. Es war ja ganz natürlich, daß während der Waffenruhe die Verwandten und Freunde aus beiden Heeren mit einander zusammenkamen; solche Zusammenkünfte aber fanden gewöhnlich bei vollen Humpen statt und da gab dann ein Wort das andere; selbst Solche, welche früher fest entschlossen waren, den ihrem Herrn geschworenen Eid nicht zu brechen, wurden endlich von den andern mit fortgerissen. Herzog Ulrich, welcher sich noch nicht so weit entfernt, und von seinem Hofmeister, Philipp v. Nippenburg, zeitig Nachrichten von diesem Umtreiben erhalten hatte, schickte zuerst einen seiner Edelknaben, Göldlin, dann den getreuen Marx Stumpf v. Schweinsberg mit einem eindringlichen, rührenden Schreiben an die Vertheidiger des Schlosses ab; es war jedoch schon dafür gesorgt, daß weder der eine, noch der andere seinen Bestimmungsort erreichte und so blieb dieser Versuch, die Schwankenden wieder auf den rechten Weg zu bringen, erfolglos.

Die Belagerer hielten auch die Bedingung, nicht weiter zu bauen, schlecht, sie fuhren mit dem Bau einer

neuen Schanze unten am Schloß, in welche das von Stuttgart hergeführte schwere Geschütz gebracht werden sollte, fort, wälzten die Schanzkörbe herbei, stellten sie auf und füllten sie. Eine Stunde nach dem Beginn des Waffenstillstands, Nachmittags um drei Uhr, ritt dann *Georg Frondsberg* mit etlich Hauptleuten an das Schloß und rief hinauf, ob man droben baue? Nein! wurde vom Schloß aus geantwortet, denn das wäre gegen die Bedingungen des Stillstands; ich sehe aber wohl, daß ihr im Felde bauet! Hingegen sprach Frondsberg: Wenn das geschieht, so ist es ohne meinen Befehl geschehen. Wer bist du? — Ich heiße Ludwig v. Stadion. — „Ist es also wie du sagst, so will ich's wenden, so fromm ich ein Hauptmann bin.“ Er stieß auch wirklich zwei gefüllte Körbe um, ließ aber die andern stehen. *Ludwig v. Stadion* that keine weitere Einsprache, sondern folgte vielmehr mit etlich seiner Genossen der Einladung Frondsbergs, mit ihm einen Trunk zu thun vor dem Stadtthore, und sich weiter zu besprechen.

So wurde „beim kühlen Wein“ der Verrath eingeleitet; was die Herren drunten sprachen, erfuhr man freilich nicht, aber der Erfolg machte es offenbar. Die Knechte im Schloß waren zusammengelaufen und sahen erstaunt, wie ihr Befehlshaber so kameradschaftlich mit dem feindlichen Feldobersten zechte. Wie mich bedünken will, sagte der lange Hans zu Peter, werden wir nur wenig Pulver mehr gegen die Bündischen verschießen. Gesegne es ihnen der Teufel, sprach Peter unwirsch, daß sie so bübisch an unserm Herrn und Herzog handeln

wollen! Aber einen Schuß muß ich doch aus meiner „faulen Grete“ noch thun, mag daraus erfolgen, was da will. Er richtete sein Geschütz, brannte los und nahe über den Häuptern der Zechenden fuhr die Kugel hin und schlug hinter ihnen in den Boden. Die drunten fuhren von ihren Sitzen auf, die Knechte aber stoben erschreckt auseinander. Jetzt lauf' was du laufen kannst, rief der lange Hans dem Peter zu, aber halt, nimm mich auch mit, für einen frommen Landsknecht gibt's hier oben ja doch keine Ehre mehr zu erwerben. Dieser Entschluß wurde schnell ausgeführt, durch einen gewölbten Gang gelangten sie in ein Vorwerk des Schlosses gegen den Bergrücken hin, die niedere Mauer war bald überstiegen und während man sie im Schlosse eifrig suchte, kamen sie unversehrt in den nahen Wald, der sie den Verfolgern verbarg und wurden so glücklich gerettet.

Bei der über diesen Vorfall angestellten Untersuchung ergab es sich, daß die beiden Flüchtlinge unter der Besatzung noch manche Gesinnungsgenossen hatten und hier mancherlei bedenkliche Reden geführt wurden und es wurde daher der Befehl erlassen, daß die Kriegsknechte beider Heere bei Leibesstrafe mit einander keine „Sprache halten“ sollten. Die gemeinschaftlichen Trinkgelage aber dauerten fort, am Ostertag erschallte auch wieder Kanonendonner, aber nur „des Herrn Urständ“ zu Ehren. Dabei wurde ruhig unterhandelt, im Schloß wie im Lager wieder öfters Berathungen gehalten und nach und nach gelang es dem Hans v. Thalheim und seinen Anhängern auch ihre übrigen Genossen für sich zu gewinnen.

Nur einer, Georg v. Hewen, blieb unerschütterlich seiner Pflicht getreu; aber vergebens erhob er seine strafende und warnende Stimme, vergebens ermahnte er die Besatzung, „das Schloß nicht aufzugeben, sondern sich zu wehren und zu thun, wie ehrlichen frommen Gesellen gebühre!„ Zuletzt, da man gar nicht mehr auf ihn hörte, besuchte er auch die Rathsversammlungen nicht mehr. So schnell ging es übrigens mit dem Abschluß des Vertrages noch nicht; das Ende des Waffenstillstands nahte heran, ohne daß man einig war und derselbe wurde deßwegen auch bis auf die zweite Nachmittagsstunde verlängert. Den Hauptanstand verursachten die Bestimmungen über das Schicksal der Kinder Ulrichs, denn so sehr war doch das Pflicht- und Ehrgefühl bei den meisten Rittern noch nicht erloschen, daß sie dieselben ganz schutzlos der Willkühr der Sieger zu übergeben sich hätten entschließen können. Daher dauerten die Unterhandlungen bis fünf Uhr fort.

Die Beschießung begann sogar noch einmal aus der neuerrichteten Batterie, deren Feuer das Schloß freilich nicht lange mehr hätte trotzen können. Dieß gab einen, scheinbar wenigstens ganz triftigen, Grund, um zum letzten Werk, zur Unterschreibung des Uebergabvertrags zu schreiten, welche nun gleich nach fünf Uhr geschah. In diesem Vertrag wurde ausbedungen, Schloß, Stadt und Amt sollten Herzog Ulrichs Kindern, als ihren rechten Erbherrn, bleiben, diese selbst aber dermaßen in die Hand und Gewalt Kaisers Karl V., seines Bruders

Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich und Herzogs Wilhelm von Baiern, gestellt werden, daß sie als nächstgesippte Freunde die Vormünder derselben seien. Stadt und Amt mußten hierauf auch am 29. April den Vormündern und dem Prinzen Christoph und seiner Schwester huldigen. Dem Georg v. Hewen nahm man das Gelübde ab, innerhalb Monatsfrist nicht gegen den schwäbischen Bund zu dienen, er hielt es auch, begab sich aber alsdann zum Herzog Ulrich, welcher nach seiner Rückkehr die Nameu sämmtlicher Ritter auf einer schwarzen Tafel zu verzeichnen und im Schlosse aufzubewahren befahl.

Nicht lange aber blieben Ulrichs Kinder im Besitz Tübingens und des ihnen zugleich zugesicherten Amts Neuffen; als am 6. Februar 1520 der schwäbische Bund das Herzogthum Wirtenberg dem Kaiser Karl V. übergab, wurde diesem auch gestattet, den Kindern für diese beiden Aemter eine Entschädigung in- oder außerhalb des Fürstenthums, doch in deutschen Landen, wovon sie jährlich 5000 Gulden Nutzung haben möchten, mit einem „ehrlichen Sitz" zu geben. Der Kaiser aber dachte nie daran, dieses Versprechen zu erfüllen. Auf seinen Befehl brachen Gangolf v. Geroldseck, Georg v. Frondsberg und Wilhelm v. Reichenbach, Doktor der Rechte und Ritter, am 6. März 1520 bei rauher Witterung, mit den Kindern von Tübingen auf. Sie reisten nach Urach, wo sie Anna ihrer, damals dort verweilenden, Mutter übergaben, den Prinzen sollten sie auf dem besten und sichersten Weg nach Innsbruck bringen. Auf

Sabinas dringende Bitte willigten sie ein, daß Christoph einen Tag in Urach blieb, worauf ihn seine Mutter bis nach Urspring begleitete, wo sie im Kloster vor dem wunderthätigen Marienbild betete, „daß der allmächtige Gott ihrem Sohne mit seiner göttlichen Gnade Alles zum Guten wenden möge der Seele und des Leibes" und hierauf zärtlichen Abschied von ihm nahm. Am nämlichen Tage, den 8. März, führte man den Prinzen noch nach Blaubeuren, wo, wie ein Augenzeuge berichtet, „männiglich mit dem unschuldigen frommen jungen Herrlein, das sein fünftes Jahr noch nicht gar erfüllt, große Mitleid gehabt, als sie ihn gesehen mit weinenden Augen im Hinwegziehen von Blaubeuren so sehnlich nach seinem Erb' und Vaterland seufzen." Auch außerhalb Wirtenbergs zeigte sich für das unverschuldete Mißgeschick des Knaben viel Theilnahme. Als er mit seinen Begleitern nach Weissenhorn kam, sprang ihm, bei Oeffnung der Thüre, ein weißes Lämmlein entgegen, an dem er große Freude hatte. Am andern Morgen beim Weiterfahren hätte er es gar zu gern mitgenommen, seine Begleiter aber duldeten dieß nicht. Da bat er den Wirth sehr, er solle dem Thierlein genug zu essen geben, wenn er wieder komme, wolle er's ihm bezahlen.

Zu Innsbruck wurde dem Prinzen ein Gemach im Schlosse, wo damals auch die Gemahlinnen des Kaisers und seines Bruders Ferdinand sich aufhielten, zur Wohnung angewiesen, der Regierung selbst aber befohlen, über ihn und diejenigen, welche „seine Person be-

wachen müßten," sorgfältige Aufsicht zu führen. Es war also immerhin eine Art von Gefangenschaft, in welcher Christoph hier lebte, aber der harmlose Knabe fühlte hievon noch wenig; die Gegend um Innsbruck brachte ihm das heimathliche Urach in Erinnerung und Gespielen fand er an den Söhnen des schon genannten Dr. Wilhelms von Reichenbach, kaiserlichen Raths', der ihm zum Hofmeister gegeben worden war, und ihn nun neben seinen Söhnen bis zum vierzehnten Jahr unterrichtete. Es war ein wohlwollender, gutdenkender Mann, Christoph gedachte seiner noch in späten Jahren oft „in Ehren und Gnaden" und rühmte, daß er ihn „zu fürstlichen Tugenden und zur Gottesfurcht gewiesen habe." Gute Geistesgaben und besonders ein treffliches Gedächtniß verbunden mit Fleiß und Wißbegierde bewirkten, daß der Prinz schnelle Fortschritte machte; die lateinische Sprache vornämlich, die damals allgemeine Geschichtssprache war, bei den meisten Staats-Verhandlungen gebraucht und auch an den Höfen gesprochen wurde, erlernte er so gründlich, daß er sie reden und schreiben konnte und bis in sein Alter liebte. Am Unterricht in Leibesübungen, im Reiten, Fechten aber fehlte es ebenfalls nicht und so trat der Knabe in's Jünglings-Alter über, tüchtig an Körper und Geist, an Kenntnissen und anständigen Sitten keinem andern Fürstensohne nachstehend, und gewann durch die Offenheit, Milde und Bescheidenheit seines Charakters die Zuneigung Aller, welche seine genauere Bekanntschaft machten.

Im Jahre 1529 wurde der Prinz von Innsbruck

nach Wienerisch-Neustadt geführt, ihm zu Gnad' und Gutem, wie es hieß, „weil sich die Aufruhre und Empörungen der Bauern, auch etlicher Maßen sterbende Läufe erzeigten." An der Ostseite dieser Stadt ragt ein ansehnliches Schloß weit über die andern Gebäude empor; über der Einfahrtshalle steht das Steinbild seines Erbauers, des Kaisers Friedrich **III.** und dessen berühmter Wahlspruch: **A. E. I. O. U.** (Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan, oder: Aller Ehren ist Oesterreich voll) ist mit der Jahrzahl 1445 an den Mauern mehrfach angebracht. Hier erhielt Christoph seine Wohnung, und auch, „als ein junger Fürst einen ehrlichen Staat mit Hofmeister, Präceptor, Kaplan, edeln Knaben, Koch, Keller, Stallmeister, Pferd, Frauen und Mägden. Zu seinem Hofmeister gab man ihm den Veit Hohenkircher, der sich aber seiner wenig annahm, dafür jedoch fand er hinreichenden Ersatz an seinem Präceptor, an dem er einen väterlichen Freund und treuen Gefährten in schlimmen wie in guten Tagen erhielt. Denn das Schicksal des Fürstensohnes erinnerte den Hofmeister so sehr an sein eigenes, daß er sich mit besonderer Zuneigung an ihn anschloß. Im Jahr 1488 nämlich machten die Türken einen Einfall in Kärnthen und Krain, wobei sie nach ihrer Weise Alles verheerten und eine Menge Leute mit sich fortschleppten. Auf ihrem Rückzuge wurden sie unweit der Stadt Tybein, auf einer Anhöhe am adriatischen Meer gelegen, unvermuthet überfallen und mußten eiligst aus ihrem Lager entfliehen. Erasmus Stich, ein ehrbarer Bürger aus Tybein,

fand darin ein, dem Anschein nach erst kurz vorher geborenes, Kind, erbarmte sich seiner und nahm es, da er selbst kinderlos war, zu sich. Vor Allem sorgte er, daß es getauft wurde; es erhielt den Namen Michael und, da alle Nachforschungen nach seinen Eltern vergeblich waren, nannte man es den Tybeiner, zu Latein Tyffernus.

Als Michael Tyffernus heran wuchs, ließ sein Pflegvater ihn sorgfältig unterrichten und schickte ihn zuletzt auf die Universität Wien, wo er in das Crainische Stipendium aufgenommen wurde und so fleißig und mit so gutem Erfolg studirte, daß er die Magisterwürde erlangte und, nachdem er einige Zeit auf der Universität Unterricht in der Philosophie gegeben und sich als Erzieher edler Knaben vielen Beifall erworben hatte, zum Präceptor des Prinzen von Wirtenberg erwählt wurde. Mit großem Eifer widmete sich Tyffernus seinem neuen Amte, er unterrichtete den Prinzen auch in der griechischen Sprache und lehrte ihn die klassischen Schriftsteller Roms, besonders dessen Geschichtschreiber kennen. Dadurch erweckte er in seinem Zögling eine solche Liebe zur Geschichte, daß dieser auch in spätern Jahren stets die besten Werke der Alten und Neuen zur Hand hatte, „als die lebendigsten Erfahrungen, als Muster und Beispiele besonders für Fürsten". Christoph erkannte auch dankbar das gütige Walten der Vorsehung, die ihm einen solchen Mann als Führer und Freund zugeschickt hatte und schloß sich innig an Tyffernus an. Ein besonderes Ereigniß schlang das Band noch enger.

Kaum einige Wochen hatte sich Christoph in Wienerisch Neustadt aufgehalten, als die Schreckenskunde erscholl, der türkische Sultan Soliman sei mit einem Heere von dritthalbhunderttausend Mann von Konstantinopel aufgebrochen, mit dem festen Entschluß, Wien zu erobern, den Winter hier zuzubringen und dann mit verstärkter Macht im nächsten Jahre sich ganz Teutschland zu unterwerfen. Die Bestürzung über diese Nachricht war groß und allgemein, denn an einen erfolgreichen Widerstand gegen eine solche Macht unter einem Anführer, der bisher siegreich aus jedem Kampfe hervorgegangen war, glaubten nur sehr Wenige. Doch rüstete man sich zur Gegenwehr, so gut man konnte. Auch begann die Hoffnung wieder etwas zu steigen, als man erfuhr, das türkische Heer habe, namentlich wegen der beharrlichen Ungunst der Witterung, mit unsäglichen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten zu kämpfen und rücke daher nur langsam vorwärts. Am dritten September erst kam es vor Ofen an und als man erfuhr, die ersten Stürme auf diese Festung seien abgeschlagen worden, stieg die Hoffnung, Soliman werde dort so lange aufgehalten werden, bis der Eintritt der kälteren Jahreszeit ihn zum Rückzug nöthige. So wiegten sich die Gemüther in eine verderbliche Sicherheit ein und auch zu Neustadt glaubte man die gewohnten Ergötzlichkeiten wieder beginnen zu dürfen.

Die adeliche Jugend besonders wollte ihr Lieblingsvergnügen, die Jagd in den an Wild so reichen Wäldern der Umgegend, nicht länger entbehren. Fast kein Tag

verging, wo nicht Einige auszogen zur Waidmannslust. Auch Christoph nahm an solchen Ausflügen öfters Theil. Am 20. September war er mit einigen jungen Edelleuten ausgeritten und nachdem sie lange gejagt und reichliche Beute gewonnen hatten, lud Rüdiger v. Stahrenberg sie zu sich auf sein nahegelegenes Schloß in Pottendorf ein. Im Gefolge des Prinzen war dießmal auch Tyffernus. Die Jagd zwar hatte für ihn nicht den mindesten Reiz und er blieb daher gewöhnlich zu Hause bei seinen Büchern, dießmal jedoch trieb ihn die, ihm zwar unerklärliche aber nicht zu überwindende, Ahnung, daß seinem Zögling eine Gefahr drohe, mit zu gehen. Indeß aber die Herren im Schloße zechten, machte er einen Spaziergang durch den Schloßgarten. Auf einer steinernen Altane hier genoß man eine schöne Aussicht und der Hofmeister verweilte sich daselbst längere Zeit. Schon hatte das Thal sich in abendliches Dunkel gehüllt und er wollte umkehren. Da gewahrte er über dem Walde, in dem die Jünglinge gejagt hatten, einen röthlichen Schein, schärfer blickend erkannte er, daß es ein Feuer war und eine weiter verbreitete, mit dem allmäligen Anbruch der Nacht nicht erbleichende Röthe überzeugte ihn, daß gegen Osten mehrere Ortschaften in Flammen stehen müßten. Schnell eilte er in's Schloß, um seinem Herrn und dessen Genossen hievon zu benachrichtigen. Der Prinz, vom Stuhle sich erhebend, rief: Sollten das die Türken sein? Ich zweifle kaum daran, entgegnete der Stahrenberger, durch solche weithin leuchtenden Mordfakeln pflegen sie ihre

Annäherung schon von ferne zu verkündigen. Vielleicht ist's nur eine kleine Schaar ihrer gefürchteten Renner und Brenner, welche dem Heere weit vorausgeeilt sein kann, aber in keinem Falle dürfen wir daran denken, uns im Schlosse hier vertheidigen zu wollen, wir müssen auf schnelle Flucht bedacht sein. Indeß hatte auch die Dienerschaft die, durch das Dunkel der Nacht immer greller leuchtenden Flammen bemerkt und Niemand zweifelte mehr, daß die Türken sich nahten. Nun wurden schnell alle Anstalten zum schleunigen Abzug getroffen und die Frage war nur noch, wohin man sich wenden sollte? Unter der Gesellschaft waren auch Eitel v. Reischach und ein Junker v. Roggendorf, deren Väter als Kriegsobersten zu Wien verweilten, diese schlugen vor, dorthin zu reiten und ihnen stimmten nach kurzem Bedenken auch der Prinz und die Uebrigen bei, weil, wie Christoph meinte, der Hauptsturm doch sich gegen diese Stadt wenden und daher Jeder, der entschlossen sei, wacker wider den Erbfeind des christlichen Namens zu kämpfen, hier willkommen sein werde.

Nach einem scharfen Ritt kam die Gesellschaft sehr ermüdet zu Wien an, und daß ihre Befürchtung nicht grundlos und ihr Entschluß klug gewesen, wurde schon nach wenigen Stunden offenbar, als unter den Mauern der Stadt zahlreiche Schaaren der Renner und Brenner erschienen. Fünf Tage später war Wien von den unübersehbaren Heerhaufen der Türken völlig umschlossen, und wer vom Stephans-Thurme, das von Kriegern aller Art wimmelnde, 25,000 Zelte enthaltende Lager, aus

dem sich die prächtigen Zelte der Anführer, vor allen des Sultans eigenes Zelt, stolz und weithin sichtbar erhoben, überschaute, dem mochten wohl der Muth und die Hoffnung gewaltig sinken. Denn die baufällige, nur nothdürftig wiederhergestellte, Ringmauer und die wasserlosen Gräben vor ihr, von einer kaum 20,000 Mann starken Besatzung vertheidigt, schienen dem wilden Ungestümm der Türken und ihren dreihundert Feuerschlünden nur kurze Zeit widerstehen zu können. Aber auch hier erprobte es sich wieder, daß nicht starke Mauern und gewaltige Bollwerke, sondern der entschlossene Muth der Vertheidiger die beste Schutzwehr einer Feste sind. Tüchtige, und in manchem blutigen Kampfe erprobte Kriegsobersten standen an der Spitze der Besatzung, der Pfalzgraf Philipp, Herzog v. Baiern, befehligte die zwei Regimenter Fußvolk, welche das Reich dem Könige Ferdinand zu Hilfe geschickt hatte, dessen eignen Truppen Eck v. Reischach und Leonhard v. Fels, die Böhmen aber Ernst v. Brandenstein; die Obersten der Reiterei waren Graf Niklas v. Salm, Freiherr Wilhelm v. Roggendorf und Hans Katzianer, ein schon damals rühmlich bekannter Kriegsheld. Die Besatzung bestand aus Leuten von beinahe allen deutschen Völkerstämmen und Schwaben namentlich hatte eine starke Anzahl tüchtiger Landsknechte geliefert; bedeutende Dienste leisteten auch die spanischen Arkabuseros, Scharfschützen, deren Kugeln selten ihr Ziel verfehlten. Die sämmtlichen Thore wurden, bis auf das Salzthor, verrammelt, auf den Thorthürmen, auf den

Häusern an der Mauer, die man abgedeckt hatte, unter den Dächern, selbst in den Schlafgemächern der Klöster, in der Burg und hinter den, durch die Mauern gebrochenen, Schießlöchern erwarteten Mörser, Karthaunen, Feldschlangen, Falkonetten und andere Feuerschlünde den anstürmenden Feind. Ehe aber Soliman einen Angriff unternahm, forderte er die Besatzung auf, sich zu ergeben, er wolle dann weder selbst in die Stadt kommen, noch sein Volk einziehen lassen, sondern weiter vorrücken und den König selbst aufsuchen, im Fall der Weigerung aber, werde er am dritten Tage dennoch sein Mittagsmahl in Wien halten, dann aber auch das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Die entschlossene Antwort hierauf war, er solle nur zum Mahle kommen, man werde ihm mit Karthaunen und Hellebarden anrichten. Der Sultan kam aber nicht, auch der erwartete Sturm blieb aus, es gab nur kleine Gefechte und die Janitscharen, hinter den Trümmern der abgebrannten Vorstädte aufgestellt, schossen Jeden, der sich unvorsichtig auf den Mauern blicken ließ, nieder. Desto eifriger wühlten die Lugumdschi, die Maulwürfe des türkischen Heeres, im Schoos der Erde, um die Mauern zu untergraben und Minengänge anzulegen. Sie trafen hier aber Leute, die sich ebenfalls auf unterirdische Arbeiten verstanden. Sobald man in der Stadt das Vorhaben des Feindes bemerkte, wurden Wasserbecken und Trommeln aufgestellt, um die geringste Erschütterung des Erdbodens daran wahrzunehmen, man lauschte in allen Kellern und unterirdischen Gemächern, so wurden einige halbvollendete

Minen entdeckt und zerstört, andere verließen die Türken selbst, sobald sie merkten, daß man ihnen entgegen arbeite.

Die Oberbefehlshaber hatten das Anerbieten des Prinzen v. Wirtenberg, als Freiwilliger Dienste zu thun, aus Rücksicht auf seinen Stand und seine Jugend Anfangs zurückgewiesen, endlich aber doch seinen dringenden Bitten nachgegeben. Christoph hatte sich der Schaar Ecks v. Reischach angeschlossen, und mit diesem den 6. Oktober an einem Ausfall Theil genommen. Gewonnen wurde dabei freilich Nichts, aber die Feinde erfuhren hiedurch doch, daß der Muth der Besatzung noch nicht gebrochen sei und ihre Hoffnung, die Stadt zu gewinnen, noch in weiter Ferne liege.

Am Abende nach diesem Ausfall saß in einem Weinhause nahe dem Kärnthner Thor ein Trupp schwäbischer Landsknechte, um nach vollbrachter Arbeit sich an einem frischen Trunke zu erlaben. Wir trafen unter ihnen zwei alte Bekannte, den langen Hans und seinen Genossen Peter, welche indeß in mancher Herren Dienste herumgekommen waren und erst kürzlich sich von Eck v. Reischach für den König Ferdinand hatten anwerben lassen. Hast ihn gesehen, sagte Hans zum Peter, wer hätte das gedacht, als sie vor zehen Jahren das zarte Knäblein auf dem Tübinger Schloß aus dem Wagen hoben, daß der schon jetzt mit der Stahlhaube und dem Eisenwams ausziehen werde, um die wilden Heiden zu bekämpfen? Ei nun, entgegnete Peter, das steckt im Blute, die Herrn v. Wirtenberg haben immer frühzeitig

das edle Kriegshandwerk zu treiben angefangen. Des Prinzen Herr Vater war auch nicht viel älter, als er in den Pfälzer Krieg zog. Hast Recht, Kamerad, fiel ihm ein graubärtiger Kriegsmann in die Rede, ich war damals auch dabei, es war ein stattlicher Haufen. Bei Maulbronn trafen wir das erstemal mit den Pfälzern zusammen und der junge Herzog hielt sich recht wacker. Ich vergeß es mein Lebtag nicht, wie er im tiefen See oberhalb des Klosters unter uns hin- und herschwamm; da gabs einen Jubel; er nahm aber auch die Witze nicht übel, die wir über seine, für einen so jungen Herrn wirklich gar zu feiste Gestalt machten, vielmehr merkte er sichs und wurde bald durch viele und starke Körperbewegung des dicken Wanstes los. Es ist doch ein Jammer, daß der Herr so lange im Elend herumirren muß. Sein Sohn ist noch mehr zu bedauern, sagte Peter, denn, wenn auch, wie sie sagen, der Herzog sich gegen Kaiser und Reich schwer vergangen und seine Verbannung selbst verschuldet hat, so ist doch der Prinz ganz unschuldig daran und ihm, mein' ich, gebührt das schöne Fürstenthum von Rechtswegen und nicht dem Oesterreicher. Laß solche Reden unterwegen, warnte der Graubart, anderswo könnten sie dir schlimm bekommen. S'ist aber doch wahr, erwiederte Peter, und wenn ich einmal höre, daß der Vater oder der Sohn werben lassen, um ihr angestammtes Vaterland wieder zu gewinnen, so lauf' ich ihnen zu und müßt ich hundert Stunden weit laufen. Wir werden dann auch nicht dahinten bleiben, rief der Graubart, denn wo wir auch beieinander sind, heißt es

immer: Hie gut Wirtenberg allweg! Hiemit erhob er seinen Becher und nahm einen tüchtigen Schluck, die Uebrigen aber säumten nicht, seinem Beispiel zu folgen. Dann aber wandte sich das Gespräch wieder auf andere Gegenstände.

Am 9. Oktober gelang es den Türken, ein beträchtliches Stück der Mauer zwischen der Burg und dem Kärnthner Thore zu sprengen; alsbald stürmten unter wildem Allahrufen die Janitscharen heran und ein furchtbares Handgemenge entstand. „Die Kugeln der Karthaunen und Flinten," sagt eine türkische Beschreibung, „flogen wie die Schwärme kleiner Vögel durch die Luft, es war ein Festgelage, bei welchem die Genien des Todes die Gläser kredenzten." Der Hauptstoß traf die Landsknechte unter Eck v. Reischach, aber dieser, wohlbekannt mit der Kampfesweise der Türken, hatte seine Leute zuvor unterwiesen, mit welchem Geschrei und Anlauf der Sturm geschehe und wie man ihm zu begegnen habe und ihnen durch seine klugen, kräftigen Worte „ein tapfer männlich Herz gemacht". Mit einem furchtbaren „Her!" erwiederten sie das türkische Schlachtgeschrei und standen fest wie Mauern. Mit ihnen wetteiferten die Oesterreicher unter dem greisen Grafen v. Salm. Auch das Geschütz riß große Lücken in den Reihen der Stürmenden und diese wichen endlich zurück.

Noch furchtbarer war der Sturm, am 11. Oktober, auf eine neue Mauerlücke am Stubenthor. Voran zogen die Spahis von Janina und Aulona, albanischer

Herkunft, mit krummen Säbeln und kleinen Schilden, ihnen folgten in dichtgedrängten Schlachthaufen die Janitscharen und Asafen. Neben dem Feldmarschall Wilhelm v. Roggendorf war es wieder Eck v. Reischach, der hier kommandirte. Die kräftigsten, tapfersten Landesknechte standen in den vordersten Reihen und mähten mit ihren langen Schwertern die Spahis nieder; die niefehlenden Kugeln der spanischen Scharfschützen streckten die Führer der Feinde zu Boden, die vergeblich in blinder Wuth heranstürzten. Dennoch erneuerten sie noch zweimal ihren Anlauf, aber die Vertheidiger der Stadt, durch frische Schaaren fortwährend verstärkt, wichen nicht und so blieb auch dieser Sturm fruchtlos.

Dieß waren zwei heiße Tage, in denen Prinz Christoph zum Erstenmale die Furchtbarkeit des menschenvertilgenden Kriegs recht kennen lernte. Er focht im dichten Gedränge, aber um ihn hatten sich seine treuen schwäbischen Landsknechte geschaart, um den jungen Fürstensohn vor jeder Gefahr zu schützen. Auch Tyffernus war seinem Zögling nahe; der friedliche Gelehrte scheute den wilden Kampf nicht und obwohl er nicht selbst daran Theil nahm, so schritt er doch hilfreich ein. Viele seiner früheren Freunde und Bekannten hatten sich ihm beigesellt und sie waren nun eifrig und unerschrocken beschäftigt, den Kriegern während des heißen Kampfes Labung zu bringen oder die Verwundeten aus dem Getümmel zu schaffen.

Der Muth der Belagerer war durch die zwei vergeblichen Stürme, welche sie viele Tausende ihrer besten

Streiter kosteten, erschöpft worden; als am 12. Oktober abermals ein Theil der Mauer niedergestürzt wurde, rückten sie zwar von Neuem zum Sturme heran, als sie aber die Deutschen und Spanier mit fliegenden Fahnen in der Lücke erblickten, zogen sie sich wieder zurück.

Auch andere Umstände entleideten ihnen die Fortsetzung der Belagerung. Zwar waren fortwährend 22,000 Kameele unterwegs, um Lebensmittel herbeizuschaffen, aber die Zufuhr wurde immer kärglicher und schwieriger, weil die leichten Reiter des Heeres die Gegend weit umher verheert hatten. Dazu kam dann, was den Südländern besonders empfindlich war, die zunehmende Kälte, der Nächte und Morgen, welche Höhen und Niederungen mit Reif überzog. Das Murren der Janitscharen nahm zu und da auch von verschiedenen Seiten her die Kunde kam, daß starke Kriegsschaaren zum Entsatz herbeirückten, wurde im türkischen Kriegsrath beschlossen, noch einen letzten Sturm zu wagen, wenn aber dieser mißlinge, abzuziehen. Zu diesem Sturme wurden große Vorbereitungen gemacht und Jedem, der daran Theil nehmen würde, ein Sturmsold von zwanzig Dukaten versprochen; aber die Krieger hatten kein Vertrauen mehr, sie mußten fast mit Gewalt herbeigetrieben werden und als sie in den Bereich des Geschützes geriethen, kehrten sie wieder um und Nichts war im Stande, sie zu einem neuen Angriff zu vermögen.

Gleich darauf begann der Abzug, die Janitscharen zündeten ihre Zelte an und mit lautem Freudenruf begrüßten um Mitternacht die Belagerten die weithinleuch-

tenden Flammen. Die Abziehenden ließen ihre Wuth noch an den Gefangenen aus, von denen Tausende niedergehauen wurden und wo noch hie und da eine Ortschaft von den Rennern und Brennern verschont worden war, wurde sie jetzt niedergebrannt. Sie erlitten aber auf dem Rückzug durch die sie verfolgenden Reiter noch starken Verlust und kamen von fast allem Lastvieh und Gepäcke entblöst, am zehnten November bei Belgrad an.

Der Aufenthalt in Wien war für den Prinzen Christoph nicht ohne bedeutenden Nutzen. Er wurde hier mit verschiedenen angesehenen Männern bekannt, und gewann deren Zuneigung; seine gute Gestalt, seine zarten Züge und seine lebhaftes Auge nahmen für ihn ein, man lobte an ihm nicht nur seine Bescheidenheit, sondern auch sein gesetztes Wesen und seine überlegene Bildung fand auch bei seinen Altersgenossen Anerkennung. Als König Ferdinand nach Wien kam, ließ er sich den Prinzen vorstellen und fand ebenfalls großes Gefallen an ihm. Er nahm ihn daher zu sich an seinen Hof und mit diesem kam der Prinz zum zweitenmal nach Innsbruck, wo ihm Kaspar v. Usenwangen als Hofmeister zugegeben wurde, wohin aber auch Tyffernus ihn begleiten durfte.

Damals war die allgemeine Aufmerksamkeit auf den kurz zuvor in Augsburg eröffneten Reichstag gerichtet, wo der große Glaubenszwiespalt beigelegt werden sollte. Auch der König zog mit seinem Hofstaat im Junius 1530 dahin, der Prinz aber mußte zu Innsbruck bleiben. Man fürchtete den Eindruck, den sein Erscheinen bei den hier zahlreich versammelten deutschen Fürsten, von denen

mehrere, wie der Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Ulrichs persönliche Freunde waren, machen könnte und überdieß sollte ja hier der König mit dem Herzogthum Wirtenberg, das ihm sein Bruder, der Kaiser, abgetreten hatte, feierlich belehnt und hiedurch dessen Besitz dem Hause Oesterreich für immer gesichert werden.

Dem Prinzen suchte man zwar jede Nachricht über dieses letztere Ereigniß möglichst zu verbergen, er erfuhr es aber dennoch und zwar durch den Tyffernus, welcher mit den Räthen und Hofleuten des Königs in ununterbrochenem Verkehr stand. Jetzt erst vernahm er, wie sein Vater bei dem Versuche, das Fürstenthum wieder zu erobern, unterlegen, und wie dieses vom schwäbischen Bunde an den Kaiser abgetreten, von ihm aber seinem Bruder Ferdinand überlassen worden sei, um nun den österreichischen Erblanden für immer einverleibt zu werden. Er hörte aber auch, wie namentlich die Kurfürsten hiegegen protestirt und wie mehr als ein Fürst sich seiner eifrig angenommen habe und wenn er auch jetzt das schwere Unrecht, das ihm angethan wurde, dulden mußte, so vertraute er doch auf sein gutes Recht und beschloß, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um dasselbe zur Geltung zu bringen.

Unter solchen Umständen geschah es, daß der Kaiser, dem sein Bruder dem Prinzen empfohlen hatte, ihn an seinen Hof nahm. Von Tyffernus begleitet reiste er von Innsbruck ab und traf zu Ulm mit dem Kaiser im November 1530 zusammen, als dieser mit seinem Bruder nach Cöln reiste, wo derselbe zum römischen König ge-

krönt werden sollte. Der Weg führte durch Wirtenberg und der Kaiser erlaubte dem Prinzen, seine Mutter in Urach zu besuchen. Da merkte dann Christoph, daß die Wirtenberger ihr angestammtes Fürstengeschlecht noch nicht vergessen hatten. Denn wo er sich zeigte, umringte ihn das Volk mit freudigem Zuruf und selbst aus entfernten Ortschaften liefen die Leute herbei, um ihren jungen Stammfürsten zu sehen. Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein solcher Zulauf, daß man das Volk mit Schergen davon hat treiben müssen. Dieser Empfang war tröstend und erfreulich für ihn, seine Hoffnungen wurden dadurch nicht wenig erhöht; um so weniger Gefallen fanden daran der Kaiser und sein Bruder und schon damals wohl faßten sie den Entschluß, ihn weit hinweg aus Deutschland zu schaffen. Einstweilen nahm Karl V. ihn als Edelknaben mit sich nach Brüssel. Christoph war nun ein Jüngling geworden von hohem, schlankem und doch starkem Körperbau, gesund nicht allein am Körper, sondern auch an Herz und Verstand, von ruhigem Temperament wohl unterrichtet, „zur Arbeit gewöhnt und bereit, sich etwas abzubrechen und gute Abstinenz zu thun." Dadurch und durch seine stets gleiche Dienstbeflissenheit gewann er das Zutrauen und die Gunst des Kaisers, öfters, wenn die Geschäfte es gestatteten, ließ dieser sich vom Prinzen vorlesen, aus geistlichen wie aus weltlichen Büchern und sagte ihm zugleich, was an denselben zu loben und zu tadeln sei; diese Urtheile des hochverständigen, vielerfahrenen Fürsten aber behielt Christoph fest im Gedächtniß. Eben so eifrig benutzte er die Gelegenheit, sich Kenntnisse von

der innern und äußern Verwaltung eines so großen Reichs, dessen Gebieter sich rühmen konnte, daß in seinen Landen die Sonne nie untergehe, zu erwerben und hiebei war ihm auch Tyffernus sehr förderlich, der sich durch Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit empfohlen hatte und daher auch bei der kaiserlichen Kanzlei verwendet wurde. Sein Aufenthalt am kaiserlichen Hofe und in den Niederlanden, welche mit allen Theilen der Erde durch Handel und Schifffahrt in Verbindung standen, war zugleich sehr günstig für ihn, um fremde Völker und Sitten kennen zu lernen. Eine bessere Bildungsschule auch für seinen künftigen Beruf als Landesfürst, hätte er daher nirgends finden können und er benutzte sie aufs Eifrigste. Freilich hatte sein Aufenthalt hier auch nicht wenig Unangenehmes; er wurde genau beobachtet und merkte wohl, daß er in einer Art Gefangenschaft lebte, stets war er in Geldnoth und mußte Schulden machen, denn der Kaiser, obwohl ihn die Herzoge von Baiern mehrmals deßwegen mahnten, ließ dem Prinzen von den versprochenen 5000 fl. keinen Kreuzer auszahlen.

Im Januar 1532 zog Christoph mit dem Kaiser den Rhein hinauf, in Regensburg wurde ein Reichstag gehalten und dann ging die Reise weiter nach Wien, wo Karl V. ein Heer von 50,000 Fußgängern und 30,000 Reitern versammelt hatte, um es gegen die Türken zu führen. Diese aber waren schon im vollen Rückzug begriffen und nun schlug der Kaiser den Weg nach Italien ein. Ihn begleitete sein Bruder Ferdinand und

auch der Prinz von Wirtenberg mit seinem treuen Lehrer und Freunde war im Gefolge.

Die Abreise geschah in den ersten Tagen des Oktobers 1532. Der Prinz, dem von verschiedenen Seiten her Warnungen, sich vor spanischen Tücken zu hüten, zugekommen waren, befand sich in sehr trüber Stimmung, Tyffernus aber spähte und forschte sehr eifrig, um etwas Näheres über die Anschläge des Kaisers zu erfahren. Vom schönsten Herbstwetter begünstigt kam man rasch vorwärts und war schon nahe der Gränze, „wo deutsche Treue vergeht." Ein langer Zug bewegte sich auf der Straße fort, die von Botzen längs der Etsch hin nach Wälschtyrol führt. Eine Reiterschaar eröffnete ihn, spanische Adeliche mit ihren Dienern, welche zur Leibwache des Kaisers gehörten. Dieser selbst ließ sich in einer Sänfte tragen und ihn umgaben seine Trabanten, stattliche, hochgewachsene Männer in Wämsern und Mänteln von schwarzem Sammt, ihm zunächst ritten dann sein Bruder und die Vornehmsten vom Gefolge, da sah man in bunter Mischung die Kriegsobersten und Räthe des Kaisers, einen Herzog Alba, den Schrecken der Ketzer, den kaiserlichen Kanzler Granvella, in Ränken jeder Art eben so wohl erfahren, als in Staatsgeschäften u. s. w. An sie schloß sich das übrige Hofgesinde an, unter dem sich auch der Prinz und Tyffernus befanden. Dann folgten zahlreiche Maulthiere, welche das Gepäcke trugen und spanische Kriegsknechte, ein wildes, räuberisches Volk, selbst hier im befreundeten Lande der Schrecken der an der Landstraße gelegenen Ortschaften. Sie schritten rasch

vorwärts, als auf einmal der Zug der Maulthiere halt machte und ihr Weiterschreiten hemmte. Ein Maulthier war ausgeglitscht und hatte das Bein gebrochen und die Treiber beschäftigten sich eben damit, es seiner Last zu entledigen. Die vordersten der wilden Gesellen kamen dazu und als sie hörten, das Gepäcke gehöre dem deutschen Fürstensohn, den der Kaiser mit sich führe, fielen sie darüber und nahmen, was ihnen gefiel. Ein Diener Christophs, der es ihnen wehren wollte, erhielt zur Antwort: Was willst du mit deinem Betteljungen? Sein Land gibt ihm der Kaiser ja doch nicht mehr zurück und wenn er einmal mit geschorener Glatze in einem spanischen Kloster steckt, braucht er für seinen Unterhalt nicht mehr zu sorgen! So nahm dann jeder, was ihm gefiel, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Ohne von dieser Frevelthat etwas zu ahnen, waren indeß Christoph und Tyffernus, von den Uebrigen abgesondert, in eifrigem und, wie aus ihren Mienen zu schließen war, sehr ernstem Gespräche weiter geritten. Ein Bettler saß am Wege und bat um ein Almosen, er erhielt es; kaum aber waren die Reiter einige Schritte von ihm entfernt, als er ihnen nachrief: Haltet ihr Herren! Sie hielten und er reichte dem Prinzen mit den Worten: Ihr habt hier etwas verloren, bewahret es künftig besser auf, ein Papier, entfernte sich aber dann auf's schnellste. Der Prinz, das Papier betrachtend, rief: Das ist ja von meinen Oheimen in Baiern! Sein Genosse drängte sich näher an ihn und fand die Vermuthung, die er vorhin gegen den Prinzen geäußert hatte, bestätigt.

Er solle schleunigst entfliehen, schrieben die Herzoge von Baiern ihrem Neffen, denn der Kaiser sei entschlossen, ihn mit sich nach Spanien zu nehmen und dort in ein Kloster zu stecken. Der Bericht des Dieners, welcher beide gleich darauf traf, überzeugte sie vollends von des Kaisers schändlichem Plane.

Die Gefahr ist groß und ein rascher Entschluß dringend nothwendig, sagte Tyffernus, gleich in der nächsten Nacht müssen wir fort. Aber auf welche Weise? entgegnete Christoph, sind wir nicht überall von Spähern und Wächtern umgeben? Ueberlaßt das mir, war die Antwort, es wird uns dennoch gelingen, sie zu täuschen, ohnehin ist ihre Wachsamkeit nicht mehr so groß, so nahe dem wälschen Lande, meinen sie, sei an eine Flucht nicht mehr zu denken. Ich habe schon länger darüber nachgedacht und hoffe mit Gottes Hilfe Euch zu retten. Er setzte dem Prinzen seinen Plan noch weiter auseinander und wußte ihn so darzustellen, daß Christoph wieder neuen Muth und frische Hoffnung faßte. So kamen sie noch zu guter Zeit in Kaldern an, wo der Kaiser zu übernachten beschlossen hatte.

Kaldern, einer der letzten Orte in Deutsch-Tyrol, in waldreicher Gegend unweit eines davon benannten Sees gelegen, ist noch jetzt und war schon damals wegen der arglosen Gutmüthigkeit seiner Bewohner bekannt, die deßwegen in der Umgegend den Namen der „redlichen Herrgotts-Kinder" führten. Dadurch wurde dem Tyffernus die Ausführung seines Fluchtversuchs wesentlich erleichtert. Noch am späten Abend nahm ein Schmid seinem

und des Prinzen Pferde die Hufeisen ab und schlug sie ihnen verkehrt auf, ein Jäger, der Wege und Stege in der Umgegend wohl kundig, wurde gewonnen und versprach die Flüchtlinge im Walde beim Kalderersee zu erwarten. Ein günstiger Umstand war auch, daß der Kaiser wichtige Depeschen erhalten hatte, über welchen er bis tief in die Nacht mit seinen Räthen saß und gar nicht, wie sonst gewöhnlich, wenn man im Nachtquartier ankam, nach dem Prinzen fragte. Sein Hofgesinde aber kümmerte sich um diesen vollends Nichts. Nur Einen erhielt die Rachbegierde wachsam, es war Franz Alvaro, der zugleich mit Christoph in Brüssel kaiserlicher Edelknabe gewesen und es diesem nicht verzeihen konnte, daß er ihm vom Kaiser vorgezogen worden war. Er drängte sich diesem beim Nachtimbiß zum Genossen auf, aber Christoph, Müdigkeit vorschützend, begab sich bald zur Ruhe und der spanische Edelmann mußte abziehen.

Ein gesunder Schlaf umfing den Prinzen, bis Tyffernus, der indeß alles Nöthige besorgt hatte, ihn weckte; sie hatten zur Herberge eines der äußersten Häuser des Orts gewählt und schlichen nun, die Pferde am Zügel führend, vorsichtig hinaus ins Freie. Dort ihre Rosse besteigend, ritten sie rasch dem See zu, ohne zu bemerken, daß eine, in einen Mantel gehüllte, Gestalt ihnen bis dahin nachgeschlichen war. Es war Alvaros Diener, der nun sogleich seinem Herrn von der Flucht benachrichtigte, welcher sich mit einigen vorherbestellten Reisigen zur Verfolgung aufmachte. Indeß waren Christoph und sein Begleiter am See angekommen, hier aber

gewahrten sie zu ihrem großen Schrecken, daß des Prinzen Pferd stark hinke. Auch vernahmen sie, da der Boden gefroren war, von fern Pferdegetrappel. Sie vermutheten Nichts Anderes, als daß ihre Flucht entdeckt worden sei und Christoph rief, das Schwert ziehend: Wenn's denn Gottes Willen ist, daß unsere Rettung mißlinge, so will ich hier in ritterlichem Kampfe fallen, lebendig sollen sie mich nicht fangen! Der Jäger war indeß herbeigekommen und meinte, wenn man den Weg links vom See einschlage, möchte man den Verfolgern wohl noch entgehen können. Er und Tyffernus ergriffen das Pferd des Prinzen und schleppten es zum See, wo sie es ertränkten. Zum Prinzen aber sprach Tyffernus: Nun besteigt rasch mein Pferd, es ist noch frisch und munter, und folgt dem Jäger, der euch einen sichern Weg führen wird. Der Prinz zögerte und das Pferdegetrappel kam näher. Fort! fort! rief der treue Freund: Bedenkt, daß euer Leben nicht nur euch, sondern auch einem biederen Volke gehört, das jetzt in fremder Knechtschaft schmachtend, sehnsüchtig auf Euch, als seinen künftigen Retter, harrt. Der Prinz schwang sich auf's Roß, der Jäger ergriff dessen Zügel und schnell waren sie den Blicken des Tyffernus verschwunden, der sich eilends im hohen, dichten Schilf des Seegestades verbarg. Gleich darauf erschien Alvaro mit seinen Reitern, eifrig umherspähend, aber ein dichter Nebel verbarg ihm die Umgegend und so ritt er dann mit den Seinigen auf's Gerathewohl fort. Als der Nebel sank und die Morgensonne herniederschaute, befand er sich in einem Wald und keiner

von seinen Begleitern wußte, wo hinaus? Er sah die Fruchtlosigkeit seiner Verfolgung ein und eilte deßwegen nach Kaldern zurück, um da von des Prinzen Flucht Anzeige zu machen; der Kaiser aber war mit dem größern Theil seines Gefolges schon aufgebrochen und erst im nächsten Nachtquartier zu Trient holte Alvaro denselben wieder ein.

Tyffernus war noch in seinem Verstecke, als der Edelmann rückkehrend am See vorüberritt und knieend dankte er Gott für die Rettung Christophs. Dieser war, von seinem rüstigen, wegekundigen Führer geleitet, rasch fortgeritten; nur einigemal wurde Halt gemacht an einem frischen Bergquell, um sich an den Vorräthen, welche der Führer in seiner Jagdtasche hatte, zu erlaben. Hoch von steilem Berggipfel herab winkte das Schloß Tyrol den Wanderern entgegen, und Meran mit seinen Rebenhügeln begrüßte sie; aber sie umgingen die Stadt und eilten dem Passeierthale zu. Ein einfacher Holzsteg führte sie über die wildrauschende Passer zu einem allein stehenden Hause von zwei Stockwerken, um deren jedes eine Gallerie lief. Es war das Wirthshaus zum Sand, das in spätern Zeiten durch den wackeren Sandwirth von Passeier, Andreas Hofer, den „Blutzeugen von Tyrol," so bekannt werden sollte. Damals war es nur von einem alten Ehepaar bewohnt, welches aber unvermuthet einige Gäste bekommen hatte, die vor dem Hause auf des Prinzen Ankunft ungeduldig warteten und ihn, als er kam, freudig begrüßten. In ihrem Anführer erkannte der Prinz den Bettler wieder, der ihm das Schrei-

den seiner Oheime überbracht hatte. Sie waren von diesen gesendet, um ihn auf Nebenwegen sicher durch Tyrol zu geleiten. Am andern Morgen brachen sie früh auf, der Jäger aber wurde ausgeschickt, um den Tyffernus aufzusuchen, den er auch nach zwei Tagen wohlbehalten zu der Reisegesellschaft brachte, die ohne weitere Gefährlichkeiten glücklich bei Herzog Ludwig v. Baiern auf dem Schlosse zu Landshut ankam. Bei Nacht, in aller Stille, zog der Prinz hier ein und hielt sich, nach des Oheims Wunsch, eine Zeit lang verborgen.

Am kaiserlichen Hofe war man über die Flucht Christophs sehr bestürzt, man schickte nach verschiedenen Seiten hin Reiter aus, die aber weder Nachricht von ihm noch viel weniger ihn selbst mitbrachten. Auch die ausgesendeten Kundschafter kehrten, ohne etwas Sicheres erfahren zu haben, wieder zurück. Man vermuthete nur, der Prinz möchte sich nach Baiern oder zum Landgrafen von Hessen, bei dem sich damals sein Vater aufhielt, begeben haben. Der König Ferdinand schickte daher des Prinzen frühern Hofmeister Kaspar v. Ufenwangen an den Obervogt Dieterich Spät in Urach ab, um ihn aufzufordern, daß er weitere Nachforschungen anstelle. Dabei sollte er kein Geld sparen, wenn er des Prinzen Aufenthaltsort erfahre, sich zu ihm verfügen, ihn über den Grund seiner Abreise fragen und ihm vorstellen, wie sehr er dadurch die kaiserliche und königliche Gnade verscherzt habe, aber ihm auch, wenn er zurückkehre, volle Verzeihung zusichern. Christophs Mutter, welche der König in einem eigenen Schreiben um ihre Mitwirkung

bat, erschrack nicht wenig über die Nachricht, daß man ihren Sohn am kaiserlichen Hofe verloren habe, weil sie fürchtete, „die Wälschen oder die Bauern hätten ihm Böses zugefügt“. Um so mehr erfreut war sie, als gleich darauf ein Bote aus Landshut ihr ein Schreiben Christophs überbrachte, folgenden Inhalts: Herzliebe Frau Mutter! Ich gebe Eurer Liebe zu vernehmen, daß ich kaiserlicher Majestät aus dem Lager von Wien nachgefolgt, bis ich gesehen, daß Ihre Maj. nach Italien geeilt, Willens von da nach Hispanien zu ziehen. Dieweil aber meines Leibes Gefährlichkeit und anderer Ursachen halber meine Gelegenheit nicht gewesen ist, nach Hispanien zu ziehen, hab' ich mich in großem Geheim vom Hofe gethan und Gott der Allmächtige hat mir seine Gnade erzeigt, daß ich zur Zeit gesund und in guter Sicherheit bin, wo aber, darf ich noch nicht schreiben. Das hab' ich Euer Lieb' aus kindlicher Treue anzeigen wollen, ob an Sie etwas gelangen sollte, damit Sie wissen, wie es meinethalben steht und nicht Ursache haben, um mich zu trauern; bitte aber Euer Lieb' dieß zum Geheimsten zu halten.

Ein Schreiben gleichen Inhalts ließ Christoph an seinen Vater ergehen, welcher ihm seine Besorgniß äußerte, ob er diesem Schritt auch „gegen männiglich werde verantworten können“? Dem Landgrafen dagegen war es deßwegen nicht bange, „weil ja des Prinzen Verpflichtung nicht weiter gewesen, denn allein, dieweil der Kaiser in Deutschland sei“. Auch die Mutter hegte schwere Besorgniß: Ach Gott! herzlieber Sohn, schrieb sie, Ihr

stehet in einer großen Handlung, Gott der Allmächtige woll' Euch seine Gnade mittheilen; ich fürchte nur die Ungnade Kais. und Königl. Majestät!

Christoph aber vertraute auf Gott und sein gutes Recht, er wußte, daß des Kaisers Verfahren gegen ihn in Deutschland, vornämlich unter den Fürsten, großen Unwillen erregt habe, und daß er deßwegen nicht ohne Beistand und Fürsprache sein werde, wenn er den kühnen Schritt, zu dem er entschlossen war, wirklich wage. Zuerst wandte er sich an den schwäbischen Bund, (den 17. November 1532) beschwerte sich, daß man ihn, der doch frei sei von aller Schuld, vom fürstlichen Stamm in Armuth und Elend verstoßen habe und forderte dringend die Herausgabe der ihm vertragsmäßig zugehörenden Aemter Tübingen und Neufen. Dann aber schrieb er auch an verschiedene deutsche Fürsten, an den König Franz I. von Frankreich und an die Eidgenossen und verlangte die Herausgabe des ganzen Fürstenthums, dessen rechtmäßiger Erbe er sei. Er wurde dabei von mehreren Seiten eifrig unterstützt und Dr. Ambrosius Volland, der früher seines Vaters Kanzler gewesen, führte seine Sache sehr geschickt und brachte durch seine gründlichen Schichten und Ausführungen den ganzen Bundestag in Verwirrung.

Wo der Prinz sich aufhielt, war damals ein, nur Wenigen bekanntes, Geheimniß und blieb es auch, als er wieder öffentlich auftrat. Dieß geschah im Dezember 1533, wo er auf dem Bundestage zu Augsburg, mit sicherem Geleite versehen, erschien und seine Wohnung

im Prediger-Kloster nahm. Zum allgemeinen Erstaunen kam er aus der Schweiz, begleitet von den Reisigen des Grafen Wilhelm v. Fürstenberg, eines besondern Freundes seines Vaters. Der französische Gesandte unterstützte ihn durch ein nachdrückliches Schreiben seines Herrn, der es schon darum für seine Pflicht halte, sich des Prinzen anzunehmen, weil dieser „ihm Vetterschaft halber verwandt sei", die Gesandten des Kaisers und seines Bruders waren in großer Verlegenheit, wie sie ihre schlechte Sache vertheidigen sollten und die Bundesräthe wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie erklärten, erst auf dem nächsten Bundestage könnten sie eine bestimmte Antwort geben.

Ehe aber dieß geschah, hatten schon die Waffen entschieden. Die siegreiche Schlacht bei Laufen am 12. und 13. Mai 1534 endigte die österreichische Herrschaft in Wirtenberg und setzte den Herzog Ulrich wieder in den Besitz seines Erbfürstenthums, den ihm der Vertrag zu Cadan (den 29. Julius 1534) sicherte.

Ulrich hatte schon im April 1534 seinen Sohn aufgefordert, an dem bevorstehenden Feldzug Theil zu nehmen, die Klugheit aber gebot diesem, seine Ansprüche nicht zugleich mit denen seines Vaters dem Kriegsglück zur Entscheidung zu übergeben. Erst den 19. Junius traf er zu Groß-Almendingen, wo damals das siegreiche Heer lagerte, mit seinem Vater zusammen. Der Empfang war nicht der herzlichste; der lange Aufenthalt Christophs bei den Herzogen v. Baiern, die seinem Vater so verhaßt waren, und die von demselben selbstständig

begonnenen Verhandlungen zur Wiedergewinnung des Herzogthums hatten in des argwöhnischen Herzogs Gemüth ein Mißtrauen erzeugt, das nur allmälig wieder einem besseren, väterlichen Gefühle Platz machte. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Stuttgart erklärte ihm der Vater, er müsse, zu seiner Ausbildung, noch in die Welt hinaus. Aber wohin? Vom Eintritt in die Dienste des Kaisers oder seines Bruders konnte natürlich nicht die Rede sein, desto empfehlungswerther erschien Frankreich, mit dem der Vater schon in längerer Verbindung stand und dessen Beistand sich mehrfach zu erfreuen gehabt hatte, das auch damals schon als eine Bildungsschule für deutsche Fürstensöhne und Adeliche galt. Dahin also beschloß Ulrich seinen Sohn zu schicken und that es auch, obwohl Oesterreich mit dieser Wahl sehr unzufrieden war. Hiemit beginnt der letzte und keiner der uninteressantesten Akte des vielbewegten Jugendlebens des Prinzen Christoph.

Im Spätjahr 1534 reiste Christoph nach Frankreich ab, der treue Tyffernus begleitete ihn als Sekretär und Kassier. Er wurde am französischen Hof gut aufgenommen; die Prinzen und die ersten Großen des Reichs bewiesen ihm viele Achtung und der König selbst behandelte ihn mit besonderem Wohlwollen. Der Prinz, schrieb der französische Gesandte Bellay an Herzog Ulrich, hält sich wohl und hat einen günstigen nnd gnädigen König, dermaßen, daß wenn es Euer fürstl. Gnaden gefallen wollte und es Zeit wäre, er sich befleißigen würde, ihn ehrlich mit einem Weibe zu versehen. Der

Herzog schickte deßwegen einen Gesandten nach Paris, der dem König für so große Gunst danken und ihn versichern mußte, er habe seinen Sohn aus besonderem Vertrauen und Freundschaft nach Frankreich geschickt, in der Hoffnung, daß der König an seinen Diensten ein besonderes Wohlgefallen haben werde; zwar sei er noch nicht geneigt, seinen Sohn in den ehelichen Stand zu thun, vielmehr sollte dieser zuvor noch Erfahrenheit und gute Sitten erwerben, indeß wolle er doch die fernere Willensmeinung wegen solcher Heirath vornehmen. Später dachte zwar der König nicht mehr an diese Sache, aber fortwährend genoß der Prinz seine volle Gunst, was ihm jedoch viel Neider zuzog und ihn mehr als einmal in Lebensgefahr brachte. Aber es fehlte ihm auch nicht an Gönnern und Freunden und unter diesen waren einige hochgestellte Männer, wie Anne de Montmorency, Connetable v. Frankreich, einer der größten Feldherrn seiner Zeit und Claude de Guise, der wegen seiner Tapferkeit, seines kühnen Geistes und seiner großen Eigenschaften vom Könige die Herzogswürde erlangt hatte. Hiezu trug nicht nur seine Biederkeit und Offenheit, sondern auch seine Tüchtigkeit in Waffen- und Leibesübungen bei, die er bei mehr als einer Gelegenheit, nirgends aber glänzender erprobte, als auf dem von König Franz bei der Vermählung seiner Tochter Magdalena mit dem König Jakob v. Schottland in Paris veranstalteten großen und prächtigen Turniere, zu welchem sich Frankreichs adelige Jugend zahlreich eingefunden hatte. Es waren gewandte, kräftige Kämpfer darunter,

die schon an manchem solchen Waffenspiel ruhmvollen Antheil genommen hatten, doch der deutsche Fürstensohn besiegt sie alle, und trug den ersten Preis davon. Dadurch aber wurde freilich auch die Zahl seiner Neider und Feinde wieder vermehrt und da ihm das üppige, ausschweifende und müßige Leben am französischen Hofe, den er in den Jahren 1534 und 1535 nach Rouen, Amiens, Rheims und Lyon begleitet hatte, ohnehin mißfiel, so entschloß er sich, den Hofdienst mit dem Kriegsdienst zu vertauschen.

Der Connetable vornämlich bestärkte ihn in diesem Entschlusse, den auch der König billigte, und so zog Christoph denn im Frühling des Jahres 1536 mit dem französischen Heere aus gegen Kaiser Karl V., der mit einer starken Kriegsmacht in der Provence eingefallen war. Zu einem ernstlichen Kampfe aber kam es dießmal nicht; die Franzosen ließen sich aus ihren festen Lagern bei Avignon und Valence nicht herauslocken, der Kaiser aber fand die Gegenden, durch die er kam, von ihren Einwohnern verlassen, die Lebensmittel theils fortgeführt, theils vernichtet und bald trat bei seinem Heere großer Mangel ein; die Landsknechte nährten sich von dem Obst das eben reifte und bereiteten sich durch Zerdrückung der unreifen Trauben in ihren Pickelhauben einen herben Trank, der freilich einen schlechten Ersatz für den französischen Wein gewährte, auf welchen sie sich so sehr gefreut hatten; solche Nahrungsmittel und die drückende Sonnenhitze erzeugten Krankheiten, welche Tausende hinwegrafften. Ein Angriff auf Marseille mißlang und am zehn-

ten September mußte der Kaiser mit Zurücklassung vielen Gepäckes und Geschützes seinen Rückzug antreten, auf dem er noch schweren Verlust erlitt; überall lagen Kranke, Todte, Gepäck, Waffen und Pferde in grausiger Mischung und als er wieder in Italien ankam, fand er sein Heer um 10,000 Mann schwächer als zuvor; er selbst erkrankte und schiffte sich nach Spanien ein.

Nur bei der Verfolgung des eiligst zurückziehenden kaiserlichen Heeres war es zu einigen Gefechten gekommen, an denen auch Christoph Theil nahm; viel Ruhm war dabei nicht zu erwerben, doch die Proben von Muth und Umsicht, die er dabei gab, bestärkten den König und den Connetable in ihrem Vorsatz, ihm im künftigen Feldzug ein größeres Kommando anzuvertrauen. Sie hofften durch seinen Namen eine größere Anzahl deutscher Landsknechte anzulocken und am 1. Mai 1537 erhielt der Prinz den Bestallungsbrief als Oberster über ein Regiment Landsknechte, das er selbst anwerben sollte. Er schlug im Elsaß seinen Werbplatz auf und die Hoffnung des Königs und des Connetables wurde nicht getäuscht, in sehr kurzer Zeit hatte Christoph 23 Fähnlein, zusammen über 10,000 Mann, beieinander.

Denn als die Kunde erscholl, der junge Fürst von Wirtenberg lasse mit der Werbetrommel umschlagen, da liefen ihm nicht nur aus Mömpelgard und den wirtenbergischen Herrschaften im Elsaß viele zu, sondern auch aus seinem Erbfürstenthum obwohl der Herzog selbst, aus Furcht vor dem Kaiser und seinem Bruder die Werbungen hier streng verboten und dem Prinzen sein Ge-

such um Rüstung und Wagenpferde abgeschlagen hatte. Auch der lange Hans und Peter kamen und brachten etlich hundert ihrer Genossen mit. Sie waren, wie andere Landsknechte des Königs Ferdinand, nach dem Abzug der Türken, herausgeschickt worden und lagen mehrere Jahre auf Hohenasperg in Besatzung. Als sie aber erfuhren, daß Herzog Ulrich und der Landgraf von Hessen sich zu einem Feldzug gegen Wirtenberg rüsteten, sagten sie dem österreichischen Dienste Valet und eilten nach Hessen. Nachdem der Feldzug glücklich beendet war, kehrten sie ins Remsthal, ihre Heimath, zurück, aber die ruhige Lebensart hier wollte ihnen nicht gefallen, es dünkte ihnen viel angenehmer die Picke zu führen als den Spaten, ganz erwünscht kam es ihnen daher, daß ihr berühmter Landsmann, Sebastian Schärtlin von Schorndorf, für den Kaiser zum Zuge gegen Frankreich warb, und sie liefen ihm stracks zu. Als erfahrene, kriegsgeübte Wehrmänner wurden sie von Schärtlin zu Waibeln ernannt, hatten die Leute zu exerciren, die Zugordnung zu bestimmen, beim Obersten die Losung zu holen und die Schildwachen auszutheilen. In der Provence aber ging es auch ihnen gar schlimm, doch kamen sie mit dem Leben davon und waren eben mit einer Anzahl Landsleute auf dem Weg nach der Heimath begriffen, als sie in Basel von Christophs Werbungen Nachricht erhielten. Ihr Entschluß war schnell gefaßt und auch bei ihren Gefährten bedurfte es keiner großen Ueberredungskunst, um sie zu bewegen, ihnen zu folgen.

Der Prinz zog mit seiner Kriegsschaar nach Italien,

wo er, ein kaum zweiundzwanzigjähriger Jüngling, sich gleich tüchtig als Kriegsmann wie als Feldherr zeigte. Manchen Tag brachte er bei der drückenden Hitze des italienischen Sommers die Rüstung 16 Stunden lang nicht vom Leibe, und war stets unverdrossen im Kampfe. Aber die wälschen Kriegsobersten erschwerten ihm jede Gelegenheit, rühmliche Kriegsthaten zu vollbringen; als das Heer vor Asti ankam, forderte er den Oberbefehlshaber Humiere auf, an einem Orte, wo die Mauer schwach und schadhaft war, Bresche schießen zu lassen, dazu werde man kaum eine Stunde brauchen und er wolle dann mit seinen Landsknechten stürmen. Humiere aber schlug ihm sein Begehren ab und als nun die Feinde zum Entsatz anrückten und der Prinz auf einen raschen Angriff drang, verwarf er auch diesen Vorschlag und die Folge hievon war, daß das Heer unverrichteter Dinge abziehen mußte. Dennoch wurde ihm die Schuld, daß Asti nicht erobert worden, aufgebürdet, er habe, so schrieb Humiere dem Könige, seine Pflicht nicht thun und mit seinen Landsknechten nicht stürmen und schlagen wollen. Da diese Verläumdung durch Christophs offene aber nachdrückliche Vertheidigung beim Könige wirkungslos blieb, so trachteten ihm seine Feinde nach dem Leben und brachten ihm Gift bei. Seine kräftige, durch Ausschweifungen nicht geschwächte Gesundheit rettete ihm zwar das Leben, aber er fiel in eine so schwere Krankheit, daß er sich nach Lyon zurückbringen lassen mußte. Hier lag er von Fieberschauern geschüttelt im Bette, als ein italienischer Oberst mit gezogenem Schwert hereinstürzte, um ihn zu ermor-

den. Tyffernus, der seinen Zögling nie verließ und ihn auch hier pflegte, fiel dem Meuchelmörder in den Arm und rang mit ihm. Sein Geschrei führte einen andern Obersten, den Grafen Francesco herbei, der jenen entwaffnete und verhaften ließ. Aber die schändliche That blieb ungestraft. Endlich nach schweren Leiden genas Christoph, jedoch ganz gesund wurde er erst nach Jahren wieder durch den Gebrauch des Göppinger Sauerwassers. So brachte ihm sein italienischer Feldzug nichts als Gefahr, Undank und Schaden; denn während er in Lyon krank lag, raubte man ihm Rüstung, Pferde und Zelte, die er in Italien zurückgelassen hatte und um seinen Landsknechten den Sold ganz auszahlen zu können, mußte er eine beträchtliche Geldsumme entlehnen.

Einigen Ersatz hiefür gewährte ihm der freundliche Empfang, der ihm nach seiner Rückkehr beim Könige zu Theil wurde, welcher ihm auf mehrfache Weise zu erkennen gab, daß er den Verläumdungen seiner Gegner keinen Glauben schenke. Hiedurch wurden diese nur noch erbitterter auf ihn und Christoph war vor ihren Nachstellungen selbst in der Nähe des Königs nicht mehr sicher. Sie wußten auch den Grafen Wilhelm v. Fürstenberg, denselben, welcher Christoph einst nach Augsburg hatte geleiten lassen, einen alten Freund seines Vaters, mit dem er in der Schlacht bei Laufen gefochten hatte, der ebenfalls ein Regiment Landsknechte in französischem Sold kommandirte, gegen ihn aufzubringen, wobei namentlich ein Lieblingsdiener des Grafen, durch sie bestochen, ihnen behilflich war. Es kam so weit, daß Fürsten-

berg den Prinzen aufforderte, „die Sache vor den König zu bringen, damit er ihnen beiden einen Kampf zulasse.“ Hierauf aber antwortete ihm Christoph: „Den unnützen, verlogenen Menschen, deinen Diener, berührend, den wir Willens gewesen sein sollen, hängen zu lassen, magst du gedenken, daß wir kein Landes-Profoß oder Scherge sind, sondern ein Fürst; doch wahr ist, daß wir gemeldetem Bösewicht nicht rathen wollten, daß er uns nahe komme, denn wir, seiner Unwahrheit halber, vielleicht Etwas thun würden, das ihm zu schwer. Belangend dein ferneres Begehren wegen eines Kampfes, achten wir nicht, daß es dein Ernst sei, dieweil du wissen kannst, daß du uns zu gering, indem du kein Fürst bist, wo du aber solches bei königlicher Majestät erheben magst sind wir dessen zufrieden und könnt' uns nichts Froheres geschehen. Alle Sache Gott dem Allmächtigen befohlen!“

Im Herbst 1537 hielt sich König Franz mit seinem Hofstaat eine Zeit lang in Chatelleraud, einer Stadt in Poitou, auf. In seinem Gefolge befanden sich der Prinz Christoph, aber auch dessen Gegner, Humiere, Polignac, Cornillon, Champolle, La Taille und andere. Sie hatten sich in Polignacs Wohnung versammelt, um sich wegen eines neuen Mordanschlags auf den Prinzen von Wirtenberg zu berathschlagen. Morgen, sprach Humiere, hält, wie ihr wißt, der König großes Bankett, das bis spät in die Nacht dauern wird; wie wär's, wenn wir dem Prinzen bei seinem Heimritt auflauern ließen? Der Vorschlag ist nicht übel, erwiederte Cornillon, aber bedenkt, daß er neuerdings bei Nacht stets von einem

bewaffneten Gefolge begleitet ist und drunter sind tüchtige Haudegen, die wir noch aus dem italienischen Feldzuge kennen, der Graf von Beüchlingen, der v. Berwangen, und die Brüder v. Landenberg, seine Dienerschaft aber besteht fast aus lauter ungeschlachten deutschen Bären, die nichts verstehen als saufen und dreinschlagen. Die Bären will ich zahm machen, sagte Polignac, mein Stallmeister hat schon Kameradschaft mit ihnen getrunken und soll ihnen am Abend des Festmahls so zusprechen, daß wir von ihren Fäusten und Hellebarden Nichts mehr zu fürchten haben. Die Adelichen des Prinzen aber sind ja auch zur Mahlzeit eingeladen und mit Hülfe unserer köstlichen Weine wollen wir schon dafür sorgen, daß das bischen Verstand, welches in ihren Hirnschädeln steckt, ebenfalls davonlauft. Wie stark ist denn unsere Mannschaft? fragte La Taille; außer unsern Dienern, antwortete Polignac, sind es noch fünfzig tüchtige, zuverlässige Männer, die ich angeworben habe und die zu jeder Stunde kampffertig sind. Nun, dießmal, denk' ich, soll uns der Deutsche nicht entgehen, sprach Champolle, was aber wird der König dazu sagen und der alte Connetable? — Der letztere, entgegnete Polignac wird nach seiner Art arg schimpfen und toben, darum aber haben wir uns Nichts zu kümmern und gegen des Königs Zorn weiß ich schon ein Mittel. Meine Nichte besitzt gegenwärtig das Flatterherz der Majestät und diese ist dem Prinzen von Wirtenberg gar nicht hold. — War sie ihm denn nicht einmal zur Gattin bestimmt? unterbrach den Sprechenden Cornillon. Eben deßwegen, denn er schlug damals ihre Hand

aus und das hat sie ihm noch nicht verziehen. Nun dann ist Alles gut, rief Humiere, vom Sitz aufspringend, denn wann hat König Franz der Dame seines Herzens jemals einen Wunsch versagt! So lebt denn wohl, Freunde, auf Wiedersehen! Die Gesellschaft trennte sich und ein Jeder ging mit der sichern Hoffnung, daß ihnen dießmal ihr Anschlag gegen den Prinzen gelingen werde, seines Weges.

Beim Festmahl selbst gaben die Verschwornen sich alle Mühe, die Edelleute des Prinzen betrunken zu machen, was ihnen aber nicht recht gelingen wollte. Christoph brach kurz nach Mitternacht auf und ritt von zwölf Adelichen und Dienern begleitet, seiner Herberge zu. Er und seine Begleiter waren nur mit Degen versehen und trugen weder Helm noch Harnisch. Sie waren schon ziemlich weit vom Schlosse entfernt und ritten eben um die Ecke der Straße, die zu des Prinzen Herberge führte, da sahen sie sich unversehens von etlich und sechszig Bewaffneten angefallen. Sie stiegen rasch von den Pferden und stellten sich an einer Mauer auf. Auch mehrere Bürger liefen bewaffnet herbei und die Zahl der Angreifer mehrte sich bis auf hundert. Der Prinz und seine Begleiter aber vertheidigten sich mit Entschlossenheit, Christoph selbst erhielt etlich, jedoch unschädliche, Stiche und wurde an der Hand verwundet; der Anführer der Schaar drang auf ihn besonders heftig ein und führte einen kräftigen Hieb gegen seine Brust, dessen Wirkung aber die goldene Ehrenkette, die der Prinz vom König erhalten hatte, hemmte, sie fiel zerhauen auf den Boden, er

aber blieb unversehrt und streckte mit einem Stiche seinen Gegner zu Boden. Der Fall ihres Anführers erregte Bestürzung unter den Angreifenden und zugleich entstand in ihrem Rücken ein wildes Getümmel. Hie gut Wirtenberg alleweg! ertönte es von daher und stärker griffen der Prinz und sein Gefolge ihre Gegner an. Noch einige von diesen fielen, mehrere wurden verwundet und als nun vollends aus der Mitte der von den neuen Angreifern schwer bedrängten Bürger der Ruf erschallte: Rette sich, wer kann! da stoben sie auseinander wie Spreu, vom Winde aufgejagt.

Die neuen Angreifer aber waren Niemand Anders, als der lange Hans mit seinem Genossen Peter und noch etlich andern Landsknechten, welche der Prinz in seine Dienste genommen hatte. Polignac's Stallmeister hatte sie am Abend des Festmahls zum Weine geführt; so viel er aber auch des edeln Rebensaftes herbeibringen ließ, er floß zwar aller die stets durstigen Kehlen der Landsknechte hinab, diese jedoch saßen noch ganz aufrecht und fest. Da trat eilenden Schritts ein Landsmann herein und rief ihnen zu: Zu Hülfe, drüben in der Straße sind sie in großer Anzahl über den Prinzen von Wirtenberg hergefallen! Kaum hörten dieß die Landsknechte, als sie zu den Hellebarden, ohne welche sie Abends nie ausgingen, griffen, forteilten und mit dem schon erwähnten Rufe auf die Franzosen einstürmten. Von Niemand mehr beunruhigt, zog der Prinz vollends nach seiner Herberge.

Dieser meuchlerische Angriff machte großes Aufsehen, der König selbst, vom Connetable wie vom Herzog von

Guise hierin bestärkt, erklärte, diese Schandthat müsse genau untersucht werden und die Theilnehmer daran sollten der verdienten Strafe nicht entgehen. Er schickte dem Prinzen auch wirklich mehrere von den Banditen gebunden zu und ließ ihm sagen, hier seien die Rädelsführer, er möge „seines Gefallens mit ihnen handeln." Christophs Begleiter meinten auch, er sollte sie streng bestrafen und die Landsknechte wünschten nichts, als daß man sie ihnen übergebe, um sie, wie sich Peter ausdrückte, mit ihren Hellebarden ein wenig zu kützeln; aber Christoph zeigte sich großmüthig, er ließ die Bande der zitternden Verbrecher lösen und sprach: Geht hin, ich schenke euch Leben und Freiheit, die, welche gestern im Kampfe fielen, haben auch für euch gebüßt, des Bluts ist schon genug geflossen, ich will nicht noch mehr vergießen! Diese edle Handlungsweise wurde auch am französischen Hofe rühmend anerkannt und Polignac mit seinen Genossen auf des Königs Befehl von diesem verbannt.

Der Prinz dagegen blieb fortwährend in der Umgebung des Königs, im Junius 1538 nahm ihn dieser mit sich nach Nizza, wohin der Papst Paul III. ihn und den Kaiser beschieden hatte, um die beständigen Streitigkeiten dieser beiden Fürsten mit einander gründlich beizulegen. In Marseille schifften sie sich ein, hatten aber einen furchtbaren Sturm zu bestehen, bei dem sie mehrere Stunden lang in augenscheinlicher Todesgefahr schwebten. Als König Franz in Nizza dem Papst einen Besuch machte und der Sitte gemäß demselben mit den vornehmsten Herren seines Gefolges den Pantoffel küßte, forderte

der Connetable den Prinzen auf, dasselbe zu thun, Christoph aber schlug es ab und blieb standhaft.

Der Papst hatte in Nizza einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen den beiden Fürsten zu Stande gebracht, sie aber nicht zu einer persönlichen Zusammenkunft bewegen können. Diese fand erst in Aigues Mortes statt. Hier wurde Christoph dem Kaiser Karl V. vorgestellt. Freimüthig entschuldigte er sich bei diesem wegen seiner Flucht und der Kaiser, an dem es freilich gewesen wäre, sich zuerst zu entschuldigen, nahm dieß sehr gnädig auf und erklärte sogar, „aus eigener Bewegung", er wolle den zwischen seinem Bruder Ferdinand und Herzog Ulrich geschlossenen Vertrag, wodurch Wirtenberg zum österreichischen After-Lehen gemacht worden war, nicht genehmigen, vielmehr, damit der Prinz spüre, daß er einen gnädigen Kaiser habe, denselben auf sein Begehren und Bitten wieder aufheben. Hiemit war es dem Kaiser freilich kein sonderlicher Ernst, er wollte nur den Prinzen dadurch für sich gewinnen; aus dem nämlichen Grunde verlieh er auch (den 16. Junius 1538) „weil ihm des Reichs lieber Getreuer, Michael Tyffernus, gerühmet worden, wegen seiner Ehrbarkeit, Schicklichkeit, guten Sitten und Tugenden" diesem einen Wappenbrief. Er hätte Christoph gar gerne in seinen Diensten gehabt und Granvella mußte demselben den Antrag machen, für den Fall eines Krieges das Kommando von 10,000 Landsknechten und 3000 Reitern zu übernehmen. Der Prinz lehnte aber diesen Antrag ab, weil man ihm das Be-

gehren, nicht gegen seine Verwandte und Freunde kämpfen zu dürfen, abschlug.

Im Frühjahr 1539 befand sich Christoph in Lyon, als hier die Pest ausbrach und in der Herberge, in welcher er wohnte, in einer Nacht mehrere Personen daran starben. Am nächsten Morgen verließ er deßwegen die Stadt, erkrankte aber unterwegs an einem hitzigen Fieber und gelangte mit Mühe und ganz entkräftet nach Dole. Diese Stadt liegt am Fluße Doux, in einer Gegend, die wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit das Liebesthal (**Val d'amours**) genannt wird. Hier nahm ein angesehener Bürger, Karl Bardili, ihn in sein Haus auf, wo er sechs Wochen lang aufs Beste verpflegt wurde. Besonders liebreich nahm sich seiner Barbara, die Tochter des Hauses, an. Es war ein Mädchen von noch nicht vollen 17 Jahren, von mittlerer Größe und wohlgebaut, mit rundlichem Gesicht, frischen, rothen Lippen und Grübchen in den blühenden Wangen; das Näschen allerdings konnte etwas zu dick erscheinen, aber unter der von braunen Haaren beschatteten Stirne blickten die hellen braunen Augen gar freundlich hervor; nur bisweilen, wenn Barbara erzürnt wurde, konnte sie auch recht finster drein sehen sonst war sie heitern Sinnes, verständig, aber ohne daß dieß der Kindlichkeit ihres Gemüths Eintrag that. Da Anfangs Niemand den Prinzen, weil er aus einer vor der Pest heimgesuchten Stadt kam, pflegen wollte, bot sich das Mädchen aus reinem Mitleiden zu seiner Pflegerin an und versah diese Stelle so gut, daß der Prinz auch

später von Niemand Anders gepflegt werden wollte. Sie war daher auch, mit Tyffernus, welcher von einem leichtern Unwohlsein früher als der Prinz genas, fast immer um Christoph. In der vierten Woche erst ging es mit dessen Besserung schneller und nun konnte auch der Hausherr ihn öfters besuchen. Der Prinz fand in ihm einen klugen, welterfahrnen Mann, mit dem er und Tyffernus oft lange Gespräche hielten. Einen Gegenstand derselben bildete häufig der Glaubenszwiespalt, der damals alle Gemüther bewegte. Tyffernus hatte seinen Zögling und Freund längst für die evangelischen Lehren gewonnen und dieser war entschlossen, bei derselben zu verharren, selbst auf die Gefahr hin, die Ungnade des Königs Franz deßwegen auf sich zu laden. Der König hatte sich auch wirklich über des Prinzen Weigerung, dem Papst den Pantoffel zu küssen, sehr unwillig gezeigt und der Verdacht, daß derselbe ein Anhänger des ketzerischen Glaubens sei, wurde dadurch bei ihm nicht wenig bestärkt. Um so mehr mußte sich Christoph in Acht nehmen und es that ihm daher wohl, sich hier frei aussprechen zu können. Denn auch sein Hauswirth war heimlich der neuen Lehre zugethan und die Aufforderung des Prinzen, wenn er wieder in der Heimath sei, mit seiner Familie zu ihm zu ziehen, kam ihm deßwegen sehr erwünscht. Eine Belohnung für Pflege und Bewirthung anzunehmen weigerte er sich beharrlich, ein goldenes Kettlein mit einem Amethyst-Kreuz aber konnte Barbara den dringenden Bitten Christophs nicht abschlagen. Sein Versprechen vergaß dieser nicht, kaum hatte er drei Jahre später die

Statthalterschaft in Mömpelgard angetreten, so kam an Karl Bardili auch die Einladung dorthin zu ziehen und dieser säumte nicht, ihr zu entsprechen. Der Prinz verheirathete Barbara an einen seiner Hofbeamten, ihr damals achtzehnjähriger Bruder trat in seine Dienste und zog noch als Greis (1582) nach Wirtenberg. Hier ist sein Geschlecht seitdem angesessen und hat dem Staat, der Kirche und der Schule mehrere tüchtige Beamten und Lehrer, auch mehrere durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer geliefert.

Dem Prinzen Christoph entleidete die Neigung zum evangelischen Glauben den Aufenthalt in Frankreich immer mehr. Er mußte es mit ansehen, wie seine Glaubensgenossen hier grausam verfolgt wurden und dazu schweigen, er selbst aber mußte deßwegen manche Zurücksetzung und Kränkung dulden. Maria, die zweite Gemahlin des Königs Jakob von Schottland, eine Tochter des Herzogs v. Guise, seine große Gönnerin von früheren Zeiten her, lud ihn zu sich ein, um ihn mit der sechszehnjährigen Wittwe des Herzogs von Mailand zu vermählen, da er dieß abschlug, weil er sich dann nothwendig offen zur katholischen Religion hätte bekennen müssen, verlor er die Gunst der so einflußreichen Guise'schen Familie. Gerne wäre er daher in die Heimath gezogen, daran aber verhinderte ihn fortwährend das Verhältniß zu seinem Vater. Dieser wollte von einer Versöhnung noch immer Nichts hören, vergebens suchte der Sohn ihm zu Gefallen zu thun, was er nur konnte, vergebens machte der Landgraf Philipp von Hessen ihm die eindringlichsten Vorstellungen,

vergebens schrieb ihm König Franz selbst, er habe an dem Prinzen nie etwas anderes gefunden, als was ein gehorsamer Sohn seinem Vater schuldig sei und was einem frommen und edeln Fürsten anstehe, auf Ulrichs Starrköpfigkeit machte dieß Alles keinen Eindruck. Mit vieler Mühe ließ er sich bewegen, etliche Räthe an den französischen Hof zu schicken, welche sich hier näher nach Christophs Betragen erkundigen sollten. Obwohl aber der Sohn über all sein Thun genügende Rechenschaft abzulegen wußte, so ging der Vater dennoch auch jetzt keinen Schritt weiter. Erst als sein Bruder Graf Georg, welchem er zuvor wenigstens die Hälfte des Herzogthums nach seinem Tode hatte verschaffen wollen, ihn durch seine Geldforderungen erzürnte, that er aus Unwillen gegen diesen, was er aus Liebe zum Sohn vielleicht lange noch nicht gethan hätte. Er befahl im Mai 1542 dem Prinzen ungesäumt nach Reichenweiher zu kommen, wo er seine Gesinnungen von seinen Räthen vernehmen würde. Christoph gehorchte und vernahm, daß Ulrich ihm seine väterliche Liebe wieder zuwenden, ihm auch die Nachfolge im Herzogthum zusichern wolle, wenn er verspreche, ihm als ein getreuer Sohn gehorsam zu sein und nach seinem Wohlgefallen zu leben, auch die „Religion und Communion des wahren Evangeliums" beizubehalten. Er sollte sich ferner mit der Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach vermählen, wofern er aber anderwärts eine Neigung hätte, es dem Herzog fürderlich entdecken. Der Prinz nahm diese Bedingungen ohne Be-

denken an, worauf der Vater ihn zu sich nach Urach berief und von hier mit nach Stuttgart nahm.

So endigte nach langer Dauer die Prüfungs-Zeit Christophs, eine Zeit, von welcher er noch in seinem Alter öfters zu sagen pflegte, daß er da in fremden Landen gewöhnlich des Glaubens uud guten Willens mehr gehabt habe als baares Geld, was ihm jedoch nicht zum Schaden gereicht sei. Es war eine schlimme, aber auch eine lehrreiche Zeit für ihn. In der Fülle der Jugendkraft, mit offenem, geradem Sinn kam er in die Mitte sittenloser, verderbter Höflinge, deren falsche Tücke ihn überall bedrohte. Er hatte nur einen ächten Freund, seinen treuen Tyffernus, aber er hatte auch ein ächtdeutsches Gemüth, welches er rein und unverdorben bewahrte, und einen frischen Muth, den kein Unfall niederzudrücken vermochte. Sein lebhafter Geist und sein gesunder Verstand ließen ihn gar Vieles beobachten und lernen und so wurden diese Jahre des Elends und des Kummers für ihn zugleich Jahre des Heils. Er baute fort auf dem Grunde, welchen er schon beim Kaiser gelegt hatte und bildete sich so zum Fürsten und Staatsmann aus, sammelte sich einen Schatz von Erfahrungen, der ihm nachher trefflich zu statten kam. Er lernte Frankreich, seine Sitten und seine Sprache kennen und wurde mit jener schlauen, selbstsüchtigen, auf Lug und Trug gerichteten, Staatskunst, welche er schon am kaiserlichen Hofe getroffen hatte, noch bekannter. *)

---

*) Auch als Herzog verhandelte er noch viel mit Frankreich

Aber die glücklichere Zeit kam für Christoph auch jetzt noch nicht so ganz schnell und ungetrübt, der Vater wandte ihm nie seine volle Zuneigung zu und so nachgiebig und vorsichtig sich der Sohn gegen ihn bewies, so sehr er sich bemühte ihm zu Willen zu leben, so konnte er denselben doch nie ganz zufrieden zu stellen und hatte von den Launen Ulrichs, der mit dem zunehmenden Alter immer mürrischer wurde, *) viel zu leiden. Der Prinz hätte gar zu gerne gleich nach seiner Zurückkunft einen Feldzug gegen die Türken mitgemacht und der Kaiser bot ihm deßwegen wiederum ein Kommando an, darüber aber war der Vater sehr ungehalten und der Sohn mußte stracks seine Statthalterschaft in Mömpelgard antreten. Hier fanden dann auch seine treuen Diener Peter und der lange Hans eine gute Versorgung für ihre alten Tage, hierhin führte im April 1545 der Prinz seine Neuvermählte, Anna Maria, die Tochter des Markgrafen Georg und hier lebte er fern vom Gewühl der Höfe und

---

um seinen Glaubensgenossen hier eine bessere Behandlung zu verschaffen, aber vielfach getäuscht, zog er sich 1564 endlich zurück und schrieb damals: Damit **Adieu France** mit aller seiner Untreu, Leichtfertigkeit, Ueppigkeit und Unglauben.

*) Auf der Brautreise nach Anspach erkältete sich Christoph, weil der Vater ihm keine Winterkleider bewilligt hatte und wurde von einem heftigen Fluß befallen. Als er deßwegen im Frühling 1545 das Wildbad besuchen wollte, schlug Ulrich es ihm ab, „weil keine andere Vermuthung sei, als daß er nach solchem Bade seinem Halten und Wesen nach so feist werde, wie eine Mastsau. Doch willigte er auf die Vorstellungen seiner Leibärzte endlich ein.

vom Getümmel des Kriegslebens, worin er sich so lange hatte herumtreiben müssen, in stiller Zurückgezogenheit, bis seines Vaters Tod (den 6. November 1550) ihn auf den wirtenbergischen Thron berief.

Tyffernus, sein unzertrennlicher Begleiter, jetzt wirtenbergischer Rath, folgte ihm auch nach Stuttgart, wo ihn aber sogleich eine beschwerliche Krankheit überfiel; seitdem erlangte der alte Mann seine Gesundheit nie mehr ganz. Er wohnte zu Stuttgart in einem kleinen Hause „mit einem Diener, einem alten Weibe und einer Köchin“ von dem Gehalte, den ihm der Heezog ausgesetzt hatte, erhielt auch von diesem Geschenke bald an Wein, bald an Getreide u. s. w., einmal auch, auf seine Bitten, von der Herzogin eine Kuh. An Staatsgeschäften nahm er keinen Antheil mehr und starb, während Christoph auf dem Reichstag zu Augsburg war, am 11. April 1555. Seine Hinterlassenschaft bestimmte er theils zu Legaten für die Personen, die ihn bedienten, theils zu wohlthätigen Stiftungen, die bedeutendste unter diesen war ein Stipendium von 2320 fl., aus dessen Zinsen für immer 4 junge, zu Kirchen- und Lehrämtern bestimmte, Leute in Tübingen unterhalten werden sollten. Durch diese Stiftung ist der Name des edeln Mannes in Wirtenberg bis auf den heutigen Tag im Segen geblieben. Herzog Christoph ließ ihm in der Stiftskirche einen Grabstein setzen, mit einer Inschrift, welche bezeugt, daß er dieß aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen treuen Lehrer gethan habe.

Das Armbrustschießen zu Stuttgart 1560.

Von
Karl Pfaff.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im sechszehnten Jahrhundert merklich in Abgang gekommen; um so freudiger erhoben sich die Schießen mit dem Pritschenmeister. Dieser, von seinem Werkzeug, einem klatschenden Kolben von Holz oder Messing so benannt, ahndete mit den Schlägen der Peitsche die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei. Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Mißgriffe; der letzte Gewinn hieß nach ihm der Pritschenschuß. So wie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte, so ging umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritschenmeister über. In solcher Haltung er-

scheint uns Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg.

Als ein erfahrener Meister besuchte er, eingeladen oder selbst seine Dienste anbietend, die bedeutendsten Schießen, wurde bei solchen angestellt und beschrieb sie dann, mit mäßigem Humor, in Reimsprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angesehenen Personen, den Gebern der Feste und der vornehmsten Theilnehmer überreichte, wohl auch sonst an fürstlichen Höfen, wo man gern von derlei Festlichkeiten Kunde nahm, in vervielfachten Exemplaren absetzte. Seine Werke sind nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handschriften mit heraldischem Schmuck wohl ausgestattet. Von dem Stahl- oder Armbrustschießen zu Stuttgart 1560 liegt zu Stuttgart selbst eine solche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldschrift, unter den kostbaren Manuscripten der öffentlichen Bibliothek, ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranstalter des Schießens, Herzog Christoph, zugeeignet ist. Diese Dichtung gibt einen nicht verwerflichen Beitrag zur Geschichte der Freischießen und wirft ein heiteres Licht auf den Haushalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts.

Herzog Christoph zu Wirtenberg schrieb auf den 23. September 1560 ein großes Stahlschießen aus. Die Schützenbriefe ergingen weithin in deutsche Lande, auch in die Eidgenossenschaft. Ein Dukaten mußte eingelegt werden, hundert Dukaten setzte der Herzog als das Beste aus. Zimmerleute wurden beschickt, um die Zielstätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart,

Konrad Eger, Bürgermeister, Cyriakus Horn, fürstlicher Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhaufen, Hofrichter, Bartholome Meßerer, alter Burgermeister, erwählte der Herzog, daß sie Alles einrichten und anordnen. Lienhard Flexel, aus der freien Stadt Augsburg, befand sich eben auf dem Wege nach Colmar, wohin man ihn auf ein Büchsenschießen eingeladen hatte. Da begegnete ihm ein alter Mann, welcher ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigte und ihm den Rath gab, dorthin zu ziehen. Flexel folgte dem wohlmeinenden Rath; er ging mit seinem Sohne Valentin und es hat ihn nicht gereut, denn, sagt er:

Dieselb' Stadt ist mir wohl bekannt,
Denn Stuttgart ist dieselb' genannt,
Und ist eine fürstliche schöne Stadt,
Wenn sie also den Namen hat.
Die Burger seind drin weit erkannt
Im deutschen und im welschen Land.
Die Mägdelein so wie die Frauen
Sein wie die Engelein anzuschauen;
Die Stadt liegt in ein'm tiefen Thal,
Groß' Berg seind drumb wohl überall,
Darauf da wächst ein edler Saft,
Gar guter Wein, gibt große Kraft.
Wenn Einer desselben zu viel thut trinken,
Wohl auf den Bank da muß er sinken,
Das thät oft manchem Schützen and,
Es ist ein wohl erbautes Land,
Von Stadt, Schlössern, Dörfern, überall,
Im Land ist gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald sein geleich,
An Wein und Traid ist es fast reich,

Fisch' und Wildbret hat es gar viel,
Das muß man haben zu solchem Spiel.

Damals stand eben frisch aus der Arbeit das jetzige „alte Schloß," Herzog Christoph's Gründung (1553), noch nicht ganz vollendet da, überaus wohl erbaut, mit welschen Gängen und weiten Schneckentreppen. Diese ging Flexel hinauf und kam in einen langen großen Gang, zwei dergleichen waren aufeinander gebaut, durchsichtig mit schönen steinernen Säulen; aus ihnen konnte man in alle Zimmer gehen. Er gelangte in den Rittersaal, darin standen Tische mit schwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier fand er, den er gesucht, einen Festordner, der ihn freundlich aufnahm und weiter herumführte. Der Saal hatte zwei Thüren, auch einen viereckten Gang mit Eisengittern, worin der Kredenztisch stand:

Von güldnen Scheuren (Pokalen) stand er voll:
Dazu die großen, silbernen Flaschen,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und schenkt mir ein,
Der silbernen Becher waren so viel,
Daß ich der Zahl nit beschreiben will.

Auch zahllose silberne Schüsseln, viel tausend Gulden werth, waren vorhanden; denn in lauter Silber trug man das Essen zur Tafel. Eine weite Schneckentreppe, worin zwei Männer hätten neben einander reiten können, führte sie in das sogenannte Turnitz hinab, einen Saal mit großem Thor, worin bei neunzig bedeckte Tische

standen. Hier wurde das ganze Gesinde „fürstlich und wohl" gespeist. Die Wißbegierde trieb den Gast in den herzoglichen Keller. Größere Fäßer hat Flerel nie gesehen; da war allerhand Wein: wirtenbergischer, weidenberger, von Lauffen, der des Kaisers Knecht macht laufen, und die landgräfischen nachlaufen; ferners Elfinger, der Finger und Bein ellenlang macht; Beutelspacher, der die Beutel krachen macht; der Hebbacher ging glatt in den Rachen, dann rother Fellbacher, Mönchberger, Beinsteiner, weiß und roth Wangheimer. Vom Keller ging es in die Kuchel. Es waren zwei Küchen, wovon die eine dem Herzog besonders zugehörte:

Darin da thut man sieden und braten
Von Wildpret, Kapaunen, Hühner und Hennen,
Gut Vögel und Rebhühner thu' ich nennen,
Fisch und Krebs kocht man daneben,
Gut's schweines Wildpret thät man geben
In schwarzem Pfeffer, der war gut,
Man briet viel Gäns, hät man in Hut,
Das g'fiel mir wohl und ward mir eben;
Gut Spänsäu briet man auch darneben,
Wie es dann g'hört zu solchen Sachen,
Welschen Salat ließ man viel machen 2c.

Eiserne Häfen, Kessel, Pfannen, die schönsten Löffel, — Alles zog die Blicke des Gastes an, eben so die Säule mit laufendem Wasser und der schöne Rohrkasten im Hofe. Die Köche hießen ihn „gottwillkommen", waren alle behend und keiner faul. Im Hofe lagen Rehe, Hirsche und wilde Schweine umher. — Das Schloß hatte zwei

Thore mit Aufziehbrücken, um dasselbe war ein tiefer, fester Graben, worin Stuckwild und Hirsche umhergingen, für welche man schöne Ställe gebaut hatte.

Hierauf begab sich Flexel in den herzoglichen Lustgarten, woselbst das Schießen gehalten werden sollte. Vor dessen Thore standen „viel Trawanden“ mit Spießen und Hellebarden. Gleich am Eingang war eine köstliche Mühle, woran man kein Wasser sah und kein Rad klappern hörte; sie war unter der Erde gebaut, und erst, wenn man ganz nahe trat, vernahm man sie. Nicht weit davon ein Rohrkasten von Kupfer. Ferner:

Das aller wohlerbautest Haus,
Gar lustig g'macht ganz überaus,
Denn es war mir auch unbekannt.
Das fürstlich Lusthaus war es genannt,
Nit lustiger kunt es wahrlich sein,
Die Fürstin ging drin aus und ein,
Und auch der hochgeborne Fürst,
Den allzeit nach Ehren dürst,
Und's Frauenzimmer gar wohlgeboren,
Mit den vom Adel auserkoren.
Den Saal hat man in guter Hut,
Niemands dorft gan drin aus noch ein
Dann er mußt von dem Adel (Hofadel) sein.

Im Lusthaus (nicht zu verwechseln mit dem von Herzog Ludwig 1581 angelegten „neuen Lusthaus,“ dem heutigen Hoftheater) war ein schöner Saal mit vier runden Erkern und welschen Kaminen; von ihm konnte man ringsum überall hinaussehen. Auch hier waren die Tische mit schwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den

Saal stießen zwei Zimmer; in ihm selbst waren noch ein Rohrkasten von Metall, in welchen aus schönen Bildern frisches Wasser sprudelte, viele Gemälde von alten Schlachten und seltsamen Geschichten. Eine Schnecke führte in Keller und Küche herab.

Von da zeigte man unserem Fremden das Labyrinth, einen Irrgarten mit schönen Gängen und gewölbten Bogen, alle überwachsen und bezogen mit Trauben und welschen Bäumen, deren seltsame Namen der Führer nicht anzugeben wußte. In der Mitte war ein Vogelhaus mit eisernen Gittern, wo Vögel aus und ein flogen. Fürbaß zeigte man ihm ein schönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Lusthaus, so daß die Herzogin darauf hinaussehen konnte. Nicht weit davon war ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Fenster gebaut,
 Ich hab zun Fenstern einhig (hinein) g'schaut,
Das sag ich euch bei meiner Pflicht:
 Die Bäume, die trugen welsche Frucht,
Ein schöner Lust mocht das gesein,
 Im Winter kunt man heitzen ein,
Wie es dann g'hört zu solchen Sachen
 Den Bäumen kunt man warm machen.

Weiter hinein wurde Flerel, denn zu seinem Verdruße mußte er eilen, zu den drei Schießbergen geführt, die man für das Fest erbaut hatte. Die Schießberge waren schön bemalt, mit Wappen geschmückt und mit goldenen Knöpfen, worauf die Fahnen steckten, auch mit Schranken, Zielhäusern, hinter welchen sich die Zieler

bergen konnten, und andrer Zugehör wohl versehen. Besonders glich der mittlere einem Schloße; man konnte ihn umtreiben, er war mit Kupfer bedeckt und hatte einen durchsichtigen Gang mit Glocken und Uhrwerk.

Sofort beschreibt Flexel das Schießhaus mit seinen Sälen für Fürsten und Herren; einer hieß die fürstliche Rüstkammer, worin die Stühle aufgehängt waren. — Die Stühle für Fürsten und Grafen waren mit Sammt überzogen, die andern mit schwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus war ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter diesem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, worauf man mit Steinen spielen konnte. Zwei Kraniche gingen in dem Garten herum.

Vor dem einen der drei Thore des rings ummauerten Gartens standen zu beiden Seiten viel schöne Kramen (Krambuden), unter denen sich Flexel fast verirrte. Sammet, Seide, goldene Borden, goldene Schnüren und Silbergeschirr wurden hier verkauft. Auch viele Küchen waren aufgeschlagen, sowie zwei schöne Zelte, das eine für die „Provosaner", Aufseher, welche die Nacht über wachten, das andere für die Würfelbrette „zum Prenten", wo man seines Geldes los werden konnte. Darneben war eine Kegelbahn und der Platz zum Hahnen (Hahnensprung), wo es lustig und lächerlich zuging. Weiter waren noch zwei Schießberge mit einer langen Schießhütte errichtet; auch war ein durchsichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Wasser erbaut.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beschreibt

Pritzerbank und zwei Gezelte mit Tischen und Bänken, wo der Underntrunk (Vespertrunk) gegeben wurde.

Am bestimmten Tage, Montag den 23. Sept., sind die Schützen mit Macht eingezogen.

Es erschienen hiebei 6 Fürsten, 14 Grafen und Herrn, 40 von Ritterschaft und Adel. Von größeren und kleineren Reichsstädten haben Schützen gesendet: Straßburg 14, Augsburg 17, Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau rc., die näher gelegenen fehlten ohnehin nicht. Von eidgenössischen Städten: Zürich 5, Basel 1, Schaffhausen 6, St. Gallen 4, Mühlhausen 1. Unter den Fürstenstädten: München, Ingolstadt, Landshut, Freisingen, Passau, Ems, Schwatz, Anspach, Heidelberg, Freiburg, Costnitz, einige Städte im Elsaß rc. rc., dann die wirtenbergischen Städte und Flecken, darunter Stuttgart 28, Tübingen 10 rc. Man führte alle Fremde in ihre Herbergen und erbot ihnen jede Zucht und Ehre, das kam der Stadt zu gutem Frommen.

Am Abende vorher ritten der Kurfürst Pfalzgraf Friedrich mit seinem Sohne Johann Casimir, Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, Herzog Richard, Pfalzgraf am Rhein und der Markgraf Philibert zu Baden ein; Herzog Christoph ritt ihnen mit seinem lieben Sohne Eberhard, seinem Adel und den reisigen Knechten entgegen und führte sie ins Schloß, wo jeder Ritter sein eigenes Zimmer erhielt und alle zur Nachttafel geladen wurden. Am Morgen des folgenden Tages versammelten sich die Schützen zur Wahl der Neuner. Nach der Mor-

genpredigt zog man aus dem Schloß in den Lustgarten. Mit Trommlern und Pfeifern war der Herzog für gewöhnlich nicht versehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebotes, daher eröffneten nur vier Trompeter den Zug; ihnen folgten drei besonders zum Feste bestellte Spielleute von Leonberg, Pforzheim und Göppingen. Der Empfang im Garten geschah durch den fürstlichen Rath, Dr. Johann Krauß, welcher auch die Artikel aus dem Burgfrieden verkündete.

Dann schritt man zur Wahl der Neuner; den ersten wählten die Fürsten, den zweiten Ritterschaft und Adel, den dritten die Reichsstädte, der vierte war aus der Eidgenossenschaft, die vier übrigen wählte der Herzog und zwar die früher genannten Rathsherren von Stuttgart. Diese hatten auch die Dienerschaft anzunehmen, Schreiber, Zieler und Pritscher; zum Meister der Letzteren wurde Flexel gewählt. Der Herzog ließ den Neunern von Stuttgart schöne neue Hofkleider von lyndisch (niederländisch) Tuch machen; auch die Diener und Spielleute wurden so gekleidet.

Am Donnerstag begann, unter Leitung der Neuner, das Schießen. Die Fürsten unter der rothen Fahne schoßen an, Herzog Christoph in Person zuerst. Jeder machte 24 Schüsse, die Bolzen wurden ausgeschrieen und eingeschrieben.

Während des ganzen Festes übte der Herzog die vollste Gastfreiheit. Da alle Schützen in Viertel eingetheilt waren, wurden in die Brunnenstube ins Schloß je zwei Viertel, zu Morgen und Abend, geladen und mit

13 Gerichten gespeist. In goldenen Bechern wurde eingeschenkt, keine Kurzweil gespart, der Hofküchenmeister Burkhardt Mettelin trug selbst auf und Tafelmusik erschallte.

Am Sonntag gab Herzog Christoph ein Laufen; ein paar niederländische Hosen waren der erste Preis, der zweite ein Wamms, der dritte ein Federnhut. Hierauf wurde ein Fechten im Lustgarten gehalten, wozu die Herzogin mit ihren fünf Prinzessinnen und dem Hofstaate in kostbaren Wagen erschienen. Nach dem Fechten, dessen Bestes ein seidenes Wamms und zwei Thaler waren, ging es zum Vespern. Hierauf fand ein Umzug statt.

Unter Vortritt der Pritscher, der Trompeter und zweier Spielleute und im Gefolge der Neuner trugen zehn weißgekleidete Knaben mit goldenen Ketten und schönen Schnüren geziert, schwarz und gelbe, mit Wappen geschmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächsten nach dem Hauptpreise. Zwei Knaben trugen die Beutel mit den Gewinnsten an einer Stange.

Der Zug ging nach den Schranken, wo die Schützen voller Erwartung waren, was Jeder gewinnen werde. Um das Beste, eine große seidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die hundert ungarische Dukaten hingen, mußten Wendelin Stettner aus Nürnberg und Melchior Straub aus Donzdorf stechen (schießen). Ersterer gewann. Auch den andern Schützen gab man Fahnen mit den Geldgewinnsten. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunstfertigkeit,

in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathhaus einzuliefern.

Zuletzt erschien unter Vortritt des Marschalls und vier blasender Trompeter, von zwei Grafen geführt, des Herzogs älteste Tochter, die 13 Jahre alte Jungfer Hedwig, einen Kranz von Gold und Perlen in der Hand. Jedermann war gespannt, wem sie diesen überreiche, jedoch

Die Fürstin thät sich bald bedenken,
Dem Churfürsten aufsetzen und schenken,
Pfalzgraf Friederich an dem Rhein,
Ein Herzog in Baiern, als ich mein,
Den schönen wohlgemachten Kranz,
Mit einer schönen Red und Substanz.

Auf dem Hauptschießen waren 505 Schützen. Nach dessen Ende wurde noch ein Nachschießen gehalten, wobei ein großer Ochse das Beste war. Der Ochs wurde auf der Schießstätte dem jubelnden Volke vorübergeführt; eine kostbare Wappendecke verhüllte ihn bis zum Boden, auch der Kopf war in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; sein Werth war ohne die reiche Decke 30 Gulden sammt fürstlicher Fahne. Peter Spieß von Neuenstadt an der Hardt gewann ihn.

Dritthalbhundert Schützen waren bei dem Nachschießen und der Herzog erzeigte dieselbe Gastfreiheit, wie beim Hauptschießen. Der Herzog ließ die Schützen durch Dr. Johann Krauß mit großen Ehren abdanken, so wie die Neuner ihre Danksagung machten und auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, wurden nach Hof geführt.

Mit Essen nnd Trinken hielt mans gar wol
Und hatten gar ein frohes Leben,
Eim Jeglichen hat man sein B'soldung geben,
Der Fürst thäts ihm aus Gnaden schenken,
Ueber hundert Jahr werdens sein gedenken.

Flexels Gedicht hat 1640 Verse und fast das Wappen jedes Anwesenden und seines Herkunftortes. Am 16., 25. und 29. Juli 1571 wurden gleichfalls zu Stuttgart Armbrustschießen gegeben, welche auch in einem Spruchgedichte beschrieben sind. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte der Landhofmeister Junker Jakob von Hoheneck.

Der Verfasser jenes Spruchs, selbst ein Schütze, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister aus Cannstadt. Wenn auch reich an Preisen und Volkslust, so war das Schießen unter Herzog Christoph dennoch in jeder Hinsicht bedeutender und merkwürdiger.

Mehrere der angesehensten protestantischen Fürsten waren zugegen; in den Reihen der Schützen fanden sich Geschäftsmänner, wie Magister Jörg Weißbrot, kurfürstlicher Pfalz-Sekretari, der von den Fürstenstädten zum Neuner gewählt wurde, und der Doktor Johann Jakob Varenbüler, markgräflich baden'scher Kanzler. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Christoph eifrigst mit dem von ihm ausgegangenen Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen Unterschrift des Augsburgischen Bekenntnisses und einer festeren Verbrüderung zu versammeln. Mit Recht be-

gründet sich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei.

Im Sommer des Jahrs 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Hauptschießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Ein alter Dichter, Johannes Fischart, gibt uns in seinem „glückhaften Schiff" davon Kunde und wie eine Anzahl Züricher 30 Meilen Wegs an Einem Tage auf Limmat, Aar und Rhein dorthin zurücklegten, um zu zeigen, wie schnell sie im Fall der Noth ihren Freunden zu Hilfe kommen könnten. Dieselben Züricher waren auf dem Schießen 1560 in Stuttgart, von wo aus gleichfalls Schützen nach Zürich abgegangen waren. Das Freischießen zu Straßburg nach Fischarts Dichtung gab Karl Spindler den Stoff zu seiner Novelle „Blümlein Wunderhold", und ein hiesiger Schriftsteller hat im Jahr 1845 ein nach Gedicht und Novelle bearbeitetes Schauspiel der Intendanz übergeben, ohne daß es zur Aufführung kommen konnte.

Derselbe projektirte das „Armbrustschießen zu Stuttgart", verflochten mit der Liebesgeschichte einer holden Stuttgarter Maid jener Zeit, für die Bühne zu verarbeiten und so — wenn es ihm gelingt — Volkeslust, Bürgertreue und Frauenliebe, Tugenden, welche sich bis heute in unsrem lieben Schwaben fortpflanzten, auf die Bretter zu bringen, die da die Welt bedeuten.

Herzog Friedrich von Wirtenberg.

Von
Karl Pfaff.

Der neue Landesherr.

Am Nachmittage des 8. Augusts 1593 bot die Stadt Stuttgart das Bild einer tiefen und allgemeinen Trauer dar; das Schloß hallte von Klaggeschrei wieder, die Hofleute schlichen mit betrübten Gesichtern umher, die Räthe in der Kanzlei steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich mit besorgter Miene, die Bürger aber verließen ihre Werkstätten und Arbeitsstuben und sammelten sich da und dort in Haufen, aus deren Mitte man manche Klage, manches unheilverkündende Wort vernehmen konnte. Denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Trauerkunde verbreitet, der gute, fromme Herzog Ludwig ist todt! Diese Kunde kam um so unerwarteter, da man den Herzog wenige Tage zuvor gesund und munter auf die Jagd, die sein Lieblingsvergnügen war, hatte reiten und auch

anscheinend im besten Wohlsein Abends am 7. August hatte zurückkehren sehen. Ein starker Trunk, den er nach seiner Rückkehr stark erhitzt that, hatte seinen Tod schnell herbeigeführt. Gegen Morgen wurde er von einer heftigen Bangigkeit überfallen und starb trotz aller angewendeten Mittel nach 9 Uhr Vormittags.

Der Verstorbene war auch ein seelenguter Herr, herablassend und freundlich gegen Jedermann, auch gegen den Geringsten seiner Unterthanen. Mit seinen Hofleuten, Adelichen und Räthen lebte er sehr vertraut, erzeigte sich gegen sie „ganz gnädig und holdselig,“ trieb mit ihnen nach der Tafel oft „allerhand Vexation und kurzweilig Gespräch,“ suchte sie öfters auch „unversehens in ihre Wohnungen heim und ließ alle Nothdurft von Hof nachtragen.“ Denn nebst der Jagd war seine liebste Unterhaltung ein „fröhlicher Trunk“ mit guten Freunden. Diese Güte wurde dann freilich auch öfters mißbraucht und es ging namentlich während den letzten Zeiten der Regierung Ludwigs zu Hof und bei der Canzlei oft gar seltsam zu. Es war die gute Zeit der Herren Vetter und der Frauen Basen, eine geistliche weltliche Oligarchie bildete sich, deren Häupter der Geheimerath Melchior Jäger von Gärtringen, der Landhofmeister Erasmus von Leiningen und der Ober-Hofprediger Lukas Osiander waren; wer ihnen treu ergeben, wer mit ihnen verwandt war, dem durfte es wegen einer guten Versorgung nicht bange sein, und wenn er sich auch verfehlte, so sah man ihm durch die Finger. Dieß war im Lande auch wohl bekannt; in einer Satyre aus

jener Zeit heißt es: Drei Ding schwächen gute Polizei in Wirtenberg: Verschwägerte Theologie, verschwägerte Politici, blinde Bericht'; drei Dinge betrügen Wirtenberg, Weiberzungen, schwäbisch Geschwäz, Dauzbrüder. Es war aber eben doch behaglich zu leben; wenn um neun Uhr Vormittags in der Canzlei die Hofdiener mit dem „Morgenimbiß" erschienen, setzten „Räthe und Schreiber sich treulich zusammen und verplauderten ein Stündchen mit einander; um drei Uhr Nachmittags beim „Vesperbrod" geschah dasselbe; zuviel mit Arbeiten strengte man sich nicht an; schickten die gebietenden Herren einen Befehl, der den Canzleiherrn nicht gefiel, so hieß es eben: „Potz Schapperment, es ist nur des Melchiors Arbeit," und es ging im alten Schlendrian fort. Den Morgenimbiß und das Vesperbrod lernten die Bürger Stuttgarts den Herrn besser und schneller ab, als irgend etwas Anderes. Denn sie hatten ihren guten Verdienst, der Weinhandel war in der besten Blüthe, Hof und Canzlei aber trugen auch etwas Erkleckliches ein. Von der Polizei war wenig zu verspüren und ging's auch, wie z. B. an der Fastnacht, etwas toll her, so machte man sich nicht viel daraus. Wenn die Frommen, — denn solche gab es damals auch schon und vielleicht mehr ächte als jetzt — wenn die Frommen auch ein Aergerniß daran nahmen, so tröstete sie dafür das Betragen des Herzogs, der selten einen öffentlichen Gottesdienst versäumte und auch die Seinigen ernstlich zu dessen Besuchung anhielt. Die Weltkinder erfreute er dafür durch Feste und Schauspiele und noch damals, obgleich es schon ziemlich lange her

war, erinnerten sie sich mit Vergnügen der Aufführung des jüngsten Gerichts auf dem Markte zu Stuttgart im Jahre 1571. Wie da Gott Vater so ernsthaft auf dem Throne saß, um Gericht zu halten und links die schwarzen gehörnten Teufel so lustig das höllische Feuer schürten; sie konnten aber auch ihre Teufeleien nicht lassen; auf einmal gerieth das Schaugerüste in Brand, die Teufel liefen davon, Gott Vater begann zu zanken und die feierlich ernste Scene endete mit einem allgemeinen Gelächter. Das war einmal ein rechter Spaß für die Weltkinder.

Das Alles sollte nun anders werden; denn kein Sohn Ludwigs bestieg den verwaisten Thron; da er kinderlos starb, so erhielt sein Vetter, Graf Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgard das schöne Erbe. Der aber war ein ganz anderer Mann, als der fromme Ludwig, jeder Zoll ein Herrscher, nur Schade, daß für die Thätigkeit eines solchen Herrschergeistes Wirtenberg einen zu kleinen Schauplatz darbot und daß das politische Treiben in Teutschland damals so kleinlicht war. Fridrich besaß einen hohen, kräftigen Geist, einen scharfen Verstand, eine gesunde Urtheilskraft, ein treffliches Gedächtniß und einen durchdringenden Scharfsinn. Schon früher hatte er sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigt und auf Reisen, an denen er ein besonderes Gefallen fand, sich mancherlei Erfahrungen und einen damals seltenen Grad von politischer Einsicht und Klugheit erworben, die sich überall deutlich offenbarten, wo nicht die Hitze und Ungeduld seines Temperaments, welche er nicht

immer zu zügeln wußte, ihn zu Uebereilungen hinrissen. Auch sein Eigenwillen artete öfters in starren Eigensinn aus; einer seiner Räthe, welcher ihn wohl kannte, sagt hierüber: Wenn der Herzog einmal sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so war es gar schwer, ihn wieder davon abzubringen, und es mußte gehen oder brechen, wenn es auch gleich gefährlich und höchst schädlich war.

Ein solches Verfahren war man freilich beim Herzog nicht gewohnt und auch das wußte man nur zu gut, daß das vertrauliche Verhältniß zwischen Herren und Dienern, welches beim seligen Herrn geherrscht hatte, bei dem neuen Regenten ganz aufhören werde. Patriotischen Männern aber, welche den Sturz der Oligarchie und des Nepotismus nicht ungerne sahen, bangte vornämlich vor den „Wälschen," von denen man sagte, daß der neue Herzog ihrer so viele an seinem Hofe habe und daß sie sich so übermüthig betragen, so ausschweifend lebten. Die weibliche Jugend Stuttgarts, mit so mannigfachen Reizen geschmückt, war bisher in aller Zucht und Ehrbarkeit auferzogen worden; wie sollte es nun werden, wenn diese fremden Lüstlinge, in allen Künsten der Verführung geübt, sich in der Stadt einnisteten? Diese Frage warf im Stillen wohl mancher Vater auf, wenn er mit Wohlgefallen seine blühende Tochter betrachtete und schaute noch besorgter der nahen Zukunft entgegen. Schon geraume Zeit vor dem Tode Herzogs Ludwig, seit die Gewißheit vorhanden war, daß Friedrich sein Nachfolger werden würde, sprach man im engern Kreise der Familien wie in den Wirthshäusern und sonst an öffent-

lichen Orten von den Folgen, welche Ludwigs Tod haben werde, und nur wenige waren, welche sich von der neuen Regierung etwas Gutes versprachen. Dazu gehörten die Abenteurer und Projektenmacher, welche von des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künsten und zu seltsamen Unternehmungen vernommen hatten, und die jungen Leute, welche die Erzählung von dem lustigen Leben an seinem Hofe und von der Pracht seiner Feste für ihn einnahmen. Dem ehrbaren Bürger aber und noch mehr den Frommen waren solche Dinge ein Gräuel und mit gespannter, unruhiger Erwartung sahen sie der Ankunft des neuen Landesherrn entgegen.

Ein festlicher Tag aber war der 30. September 1593 dennoch, an welchem Herzog Friedrich in seine neue Residenz einzog. Vom frühen Morgen an war in der Stadt Alles auf den Beinen, der Ton der Trommeln rief die bewaffneten Bürger auf ihre Versammlungsplätze und lärmend zog die muntere Jugend hinter drein. Die „ehrsamen, weisen und fürsichtigen" Väter der Stadt, in ihren langen Mänteln gravitätisch daherschreitend, begaben sich auf's Rathhaus, um sich hier über die Anrede zu besprechen, welche der Bürgermeister Melchior Kurrer an den Herzog halten sollte. Das Canzleithor, welches seit 1575 an der Stelle des alten Tunzhofer Thores stand, mit seiner weiten hohen Wölbung, wurde mit Maien und frischem Tannenreis verziert. Auch die Canzlei-Herren und die Mitglieder des städtischen Ausschusses versammelten sich allgemach und im Schlosse herrschte ein reges Leben, um den neuen Herrscher würdig zu

empfangen. Von Zeit zu Zeit ritt auch ein Edelmann oder „Provisioner" mit seinem Gefolge durch die Straßen, denn auch sie waren zum Empfang des Herzogs aufgeboten worden."

Endlich ertönten die Glocken, ein Zeichen, daß der herzogliche Zug, welcher am frühsten Morgen Tübingen verlassen hatte, auf der Höhe der Weinsteig angekommen sei; die bewaffneten Bürger bildeten Spaliere, die Edelleute und Provisioner bestiegen ihre ungeduldig harrenden Rosse, um dem Herzog entgegen zu reiten; die Rathsherrn stellten sich am Kanzleithor, die übrigen Beamten am Schloßthore auf. Durch die halbgeöffneten Fenster aber blickte manch leuchtendes Augenpaar; denn obwohl die Väter ihren Töchterlein streng befohlen hatten, sich beim Einzug des Herzogs in bescheidener Ferne zu halten, so siegte die weibliche Neugierde doch über das Verbot. Warum sollten sie denn die furchtbaren wälschen Mädchenfresser nicht wenigstens auch verstohlen betrachten und warum den Herzog und seine Gemahlin, von deren Schönheit man so viel erzählte, nicht auch sehen?

Melchior Kurrer, hatte nicht ohne starkes Herzklopfen seine Rede vollendet, der Herzog in kurzen Worten gedankt und die vielgetreue Stadt Stuttgart seiner Gnade versichert, darauf der lange Zug sich dem Schlosse zu bewegte. Voraus ritt die französische Leibwache Friedrichs, eine stattliche Schaar, in rothen, goldgestickten Wämmsern, auf schönen Rossen, ihre Trompeter muntere Weisen blasend; ihnen folgte der Herzog selbst, auf welchen die Blicke Aller gerichtet waren. Er ritt ein weißes,

kostbar geschirrtes Pferd, sein Haupt deckte ein schwarzseidenes, mit Perlen und Edelsteinen umsäumtes, mit weißen Federn geschmücktes Barett; sein Leibrock, ebenfalls von schwarzer Seide, war mit Goldstoff und Spitzen besetzt: an den Fingern spielten kostbare, kunstreiche Ringe, am goldgestickten Gürtel hingen Schwert und Dolch mit edelsteingeschmückter Scheide, ein schwarzseidener Mantel mit breiten Goldborten hing über seine Schultern. Der Herzog hatte eine stattliche Figur, einen durch das gefällige Ebenmaß der Theile ausgezeichneten Körperbau und zeigte in seinen Geberden und Bewegungen eine ehrfurchtgebietende Würde und einen fürstlichen Anstand. Sein Gesicht war länglichtrund und von blühender Farbe; ein zierlicher Bart beschattete Kinn und Oberlippe und die blauen klaren Augen schauten mild und verständig unter der schöngewölbten Stirne hervor. Ihm zur Seite ritten seine beiden Günstlinge, die Hofräthe Christoph von Degenfeld und Christoph Firks. Der letztere war ein junger liefländischer Edelmann von einnehmendem Aeußern, höfischen Sitten, geschmeidig, klug und gewandt, aber auch stolz, hitzig und ausschweifend. Die Hofleute, Adelichen und Provisioner schloßen sich zum Theil dem Herzog an, zum Theil begleiteten sie die fürstliche Familie, die Hofdamen und Hoffräulein, die in mehreren schöngebauten Carossen, den Meisterstücken französischer Kunst, den Reitern folgten. In der ersten Carosse saß die Herzogin Sibylla, eine geborne Herzogin von Anhalt, mit ihrer Tochter Sibylla Elisabeth. Die Herzogin war von hohem schlankem Wuchs;

sie hatte ein „holdseliges Gesicht", hellbraune Haare und freundliche Augen von derselben Farbe, ihr Aeußeres wie ihr Benehmen zeigten Anmuth und Milde und obwohl damals schon Mutter von eilf Brüdern, hatte sie doch ihre jugendliche Frische noch nicht verloren. In der zweiten Carosse erblickte man den eilfjährigen Erbprinzen Johann Friedrich mit seinem Hofmeister Luz von Mendlinshofen und seinen beiden Kindern, dem siebenjährigen Ludwig Friedrich und dem fünfjährigen Julius Friedrich. Den ganzen Zug beschloß eine Abtheilung der französischen Leibwache.

Der Herzog hatte die Räthe des alten Herzogs und die Abgeordneten der Landschaft wider ihr Erwarten gnädig aufgenommen. Melchior Jäger ging mit leichterem Herzen nach Hause, denn er war in seinem Amte bestätigt worden. Aber freilich geschah dieß nur, weil Friedrich nicht gleich zu Anfang seiner Regierung einen auffallenden Schritt thun wollte; bald merkte Jäger, daß sein Einfluß dahin sei und man gab es ihm auch so deutlich zu verstehen, wie überflüssig er sei, daß er bald von selbst ging. An seine Stelle trat der geschmeidige, verschmitzte Matthäus Enzlin, durch sein tragisches Ende bekannt, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und guter Redner, der sich bald das volle Vertrauen des Herzogs zu gewinnen wußte.

Das Schloß, worin nun Friedrich seinen Sitz aufschlug, war nicht mehr das alte, in welchem die Beherrscher Wirtenbergs seit Eberhard dem Erlauchten gewohnt hatten; es war derselbe Bau, wie wir ihn noch jetzt als

die „imposanteste malerische Masse der Stadt“ erblicken, und wie ihn in den Jahren 1553 bis 1578 Herzog Christoph und sein Sohn Ludwig aufführten; von letzterem stammen vornämlich die beiden Eckthürme gegen die Stiftskirche und gegen das neue Schloß her; denn der dritte stand damals noch nicht. An den zweiten Eckthurm schloß sich ein niederer Vorbau, zum Lokal für die Hofregistratur bestimmt, an, dessen plattes mit Steinplatten und Kupfer bedecktes Dach einen Lustgarten mit „allerhand schönen Bäumen, wohlriechenden Kräutern und fremden Gewächsen trug.“ Im Hauptbau war hier unten die Turnitz, ein langer, hoher und breiter Saal, zum Speisen des Hofgesindes und zu Ritterspielen bestimmt. Im zweiten Stockwerk befand sich der Rittersaal mit hohen Fenstern, künstlich eingelegtem Getäfer, vergoldeten Ledertapeten und einem Vorgemach. Den übrigen Raum nahmen die Gemächer der fürstlichen Familie ein. Im nächsten Flügel gegen den Marstall hin ragte der mit einem Kuppeldach bedeckte Thurm der Schloßkapelle empor, neben welcher sich die Hofapotheke befand. Der dritte Flügel enthielt den Haupteingang vom Schloßplatz her, mit einer auf den Bau und den Erbauer sich beziehenden Inschrift, eine geräumige mit Säulen getragene Halle und die Wohnungen des Hofstaats, auch führte von hier ein Gang in die gegenüberstehende Kanzlei. Im vierten Flügel waren die Bachstube, der Tanzsaal, die beiden Hofküchen mit ihren kolossalen, das Dach weit überragenden Schornsteinen und verschiedenen Gewölben für den Küchenbedarf. Gegen

den Hof hin, aus welchem drei Treppen, darunter die breite Reitschnecke, in die obern Stockwerke des Schlosses, führten, befanden sich auf drei Seiten dreifache auf Pfeilern ruhende Galerieen mit kunstreich ausgehauenem Geländer. Ein breiter tiefer Graben umgab den ganzen Bau; er war theilweise trocken und diente zur Aufbewahrung von Thieren, der Schießgraben auch zu Schießübungen. Der durch eine oben und unten mit Thoren verschlossenen Straße vom Schloß getrennte Lustgarten hatte seit den Zeiten Herzogs Ulrichs sich bedeutend vergrößert und verschönert. Eine Mauer von weißen Quadern mit Thürmen umschloß und mancherlei Anlagen zierten ihn. Da sah man schattige Gänge von Platanen, Pappeln und andere Bäume, frische, grüne Hage, mannigfach verschnittene Buchshecken, reiche Blumenbeete, kühle Lusthaine, Irrgärten, kunstreiche Wasserwerke, Bilder von Erz und Stein! neben dem einheimischen Obste prangten die goldenen Früchte der Pommeranzen-, Orangen- und Citronen-Bäume. Hofleute und Adeliche fanden auf zwei Rennbahnen genugsam Gelegenheit, sich in ritterlichen Fertigkeiten zu üben und ihre Geschicklichkeit darin zu zeigen; den Liebhabern des Ballschlagens gewährte der Ballonenplatz hiezu einen eben so schönen, als bequemen Raum. Auch an Gebäuden verschiedener Art und Bestimmung fehlte es nicht. Nahe dem obern Eingang stand die Hofbäckerei mit einer unterirdischen Mühle, in der untern Ecke zwischen hohen Bäumen das Reiherhaus, weiterhin erhoben sich das Schießhaus und ein länglicht viereckigtes Gebäude mit runden thurmähn-

lichen Vorsprüngen an allen Ecken, das 1555 von Herzog Christoph erbaute alte Lusthaus. Die größte Zierde des Gartens aber, ein wahres Prachtgebäude, ließ Herzog Ludwig durch den kunstreichen Baumeister, Georg Beer, einem geborenen Stuttgarter, von 1580 bis 1593 aufführen. Dieß war das neue Lusthaus, 275 Fuß lang und 120 Fuß breit, aus glattbehauenen weißen Quadern mit einem Aufwand von 300,000 fl. erbaut und durch die geschicktesten deutschen Maler und Bildhauer jener Zeit ausgeschmückt, mit einem hohen Giebeldache, einem rundem Thurme an jeder Ecke und einem rings herumlaufenden, aufgeströmten, konrinthischen säulenruhenden Gang. Jedes der zwei Stockwerke des Gebäudes enthielt einen großen, schön verzierten Saal, von denen der obere 207 Fuß lang, 61 breit und 17 hoch, seines gleichen in Teutschland nicht hatte. Vom untern Thor des Lustgartens lief die schnurgerade Linie eine halbe Stunde weit der Rennbahn das Thal hinab; in seiner Nähe erhob sich der Wasserthurm, der mit seinem Wasser die Wasserkünste des Lustgartens speiste. Die Baulust der wirtenbergischen Fürsten aber, namentlich des Herzogs Christoph, hatte Stuttgart auch sonst mit schönen Gebäuden geschmückt und bei den wohlhabenden Bewohnern eine Nachahmung erregt, welcher die Stadt es zu verdanken hatte, daß sie jetzt viel stattlicher aussah, als vor hundert Jahren.

Sie war aber auch viel volkreicher geworden, das konnte am 30. September Jeder leicht bemerken und daß in ihr auch Wohlhabenheit herrschte, das schienen am

Abende dieses Tages wenigstens die stark gefüllten Wirthshäuser zu beweißen, aus denen Gesang und Geschrei, Gläserklingen und anderer Lärmen dem Vorübergehenden entgegenschallte. Was Alles da gesprochen und verhandelt wurde, vermag ich nicht zu berichten, aber betreten wir einmal vom Markte aus jene von hochgiebeligen Häusern verfinsterte Straße und treten durch ein hochgewölbtes Thor in den Hirsch; denn hier scheint es besonders lebhaft herzugehen. Uns folgen zwei Männer, der eine mit ernster, nachdenklicher Miene, dessen Haar sich schon mit dem Schnee des Alters zu bedecken beginnt, ist **Dr.** Ulrich Broll, Landschaftsadvokat, ein wackerer Patriot und darum hochangesehen, in Stuttgart nicht nur, sondern auch im ganzen Lande; ihn begleitet sein junger Kollege, Johann Bidembach, durch das Ansehen, welches seine Familie genoß, die Wirtenberg mehr als einen geistlichen Würdenträger lieferte, noch in blühender Jugend zu seinen wichtigen Posten erhoben, aber von gediegenem Charakter und ein eben so furchtloser Kämpfer für des Volkes Wohl als sein älterer Gefährte. Als sie in die geräumige Wirthsstube traten, wo sie sich still in einer Ecke niedersetzten, standen die anwesenden Gäste alle auf, sie ehrerbietig zu grüßen; nur einer blieb sitzen und schaute die neuen Ankömmlinge stolz an. Dieß war Cäsar Moral, der Leibdiener des Herzogs, ein über seinen Stand gebildeter Mann, dem man es aber auch in Reden und Geberden ansah, daß er sich seines gewichtigen Einflusses bei Friedrich wohl bewußt war. Ohne sich um die beiden Landschaftsadvokaten weiter zu

bekümmern, fuhr er in seiner früher begonnenen Erzählung fort. Nun, wie ich sagte, so ist's, aus mehr als einer schweren Gefahr hat Gott unseren Herrn und Gebieter gnädiglich errettet, aus den Händen der Meuchelmörder und aus den Klauen eines grimmigen Bären, den seine Durchlaucht mit eigener Hand erlegte. Und wie war es mir, als wir 1592 nach England reisten, da hat es uns an Gefahren zu Wasser und zu Land nicht gefehlt. Denkt euch nur, ihr Herrn, als wir am 5. August (ich weiß es noch, als wär's gestern erst geschehen) zu Oldesloe, dem lumpiaten Nest in Friesland, übernachteten, da verrieth der Schuft von Wirth etlich Schnapphahnen unsre Gegenwart, und wie wir nun im besten Schlafe lagen, erhob sich auf einmal ein gräulicher Lärmen. Unser Herr war der erste auf den Beinen und den Waffen; wir andere, nur zehn an der Zahl, hatten uns kaum erst ermuntert, da drangen die Räuber schon ins Haus ein; ein grimmiger Kerl reißt die Thüre zu des Herzogs Zimmer auf und ruft: Ergebt euch! Unser muthiger Gebieter aber stieß ihn zurück, warf die Thüre zu und rief: Schnell Kästen, Tische und Bänke daher und die Gewehre geladen! Ihr könnt euch denken, wie wir uns beeilten; die draußen gaben sich zwar alle Mühe, durchzubrechen, aber vergebens; da stießen sie einen Laden auf; doch das war uns eben recht; kaum zeigte sich einer, so gab ich Feuer und Kopf über stürzte der Kerl hinab, die Andern aber schoßen unter die Räuber hinaus, welche schreiend auseinander stäubten. Nun ward es eine Zeit lang stille und wir benützten diese

Frist, um alle Gewehre zu laden, deren wir genug hatten. Auf einmal klopft's an der Thüre; wer war's? der Hund von einem Wirth, der mit vielen jämmerlichen Wehklagen eine Lügengeschichte zu erzählen anhub, wie die Räuber ihn selbst unversehens überfallen hätten und nun sein Rattennest anzuzünden drohten, wenn wir uns nicht ergeben. Ein Fürst von Wirtenberg ergibt sich solchem Gesindel nicht, entgegnete unser Herr, sie sollen's nur versuchen und sollen stürmen, wir sind wohlgerüstet. Aber doch ein Lösegeld, ertönte des Wirths klägliche Stimme von Neuem. Nichts von Lösegeld! Räubern kauf' ich mein Leben nicht ab! Doch einen Trunk? Nun meinetwegen, laßt sie auf des Grafen Friedrichs von Wirtenberg Gesundheit trinken, bis sie toll und voll werden; aber jetzt entfernt euch schnell! Der Wirth ließ sich das nicht zweimal sagen und bald sahen wir beim Scheine des anbrechenden Morgens, wie er ein großes Faß mit Bier und etliche mächtige Krüge mit Branntwein in den Hof schleppte, wo nun die Schelme, deren es wohl 30 sein mochten, sich lagerten und tüchtig soffen. Zuletzt kam gemach der Hauptmann, dankte unterthänigst und entschuldigte sich, sie stünden in holländischen Diensten und hätten uns nur angegriffen, weil sie uns für Spaniolen gehalten. Der Graf ließ ihm auch ein Geschenk reichen, und jubelnd zog die Schaar, ihre todten Genossen mittragend, davon. Ich muß gestehen, daß es mir damals nicht wohl zu Muthe war; aber größere Angst noch stand ich aus, als uns, bald nach unserer Abfahrt von Emden, ein gewaltiger Sturm überfiel. Ja!

ihr Herrn, das ist eine ganz andere Sache, als wenn man nur so eine Hand voll lumpigter Räuber vor sich hat; da wird der größte Eisenfresser fromm wie ein Lamm; gewiß, in meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viel gebetet, wie damals. Aber der Wind warf unser Schiff auch hin und her, als wär's nur eine Eierschaale und mit dem verdammten Meerwasser überschüttete er uns, daß wir am ganzen Leibe keinen trockenen Faden hatten. Da hat sich mehrmals einer auf sein letztes Stündlein gefaßt gemacht und unser Herr allein blieb gefaßt. Nun, wir kamen auch mit der Angst davon; sonst säß' ich heute nicht wohlbehalten und guter Dinge im Hirsch zu Stuttgart. In England ging's uns gut; aber als hätt' es der plumpe Tölpel, der Sausewind, auf uns ganz besonders abgesehen gehabt, faßte er uns auf der Rückreise noch einmal und wo möglich noch tüchtiger als das erstemal. Da hob er mit dem Schiff einen Tanz an, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde; bald schwebte es so hoch oben, daß ich meinte, seine Masten würden eines der Himmelsfenster einstoßen, bald war es wieder so tief unten, daß Einer, wenn er nur gemacht, Kieselsteine aus dem Meeresgrunde hätte heraufholen können und wir alle wurden auf einmal tüchtige Wiedertäufer.

Wie meint Ihr das, Herr Morel? unterbrach ihn einer der Zuhörer. Wie ich's meine, entgegnete der Leibdiener, nun wir erhielten damals die zweite Taufe und die fiel noch reichlicher aus, als die erste. Selbst der Schiffspatron gerieth in schwere Angst; er ließ die

Stricke und Segel abschneiden, Geschütz und Waaren über Bord werfen, und da Alles nichts helfen wollte, trat er mit betrübter Miene zum Grafen und sprach: Erlaucht, die Hoffnung zur Rettung ist dahin. Dieser aber tröstete ihn und sagte: Erschreckt nicht so sehr, Patron; solch' einen Sturm haben wir schon einmal mit der Hülfe des barmherzigen Gottes glücklich überstanden; er wird uns auch dießmal aus der Gefahr helfen. So war es auch. Am andern Morgen, es war der siebente September, kamen wir zu Middelburg in Seeland an und sieben Wochen nachher saß ich wieder wohlbehalten im Schlosse zu Mömpelgard.

Hier endete Morel seine Erzählung und that einen tiefen langen Zug aus dem vor ihm stehenden silbernen Becher. Diese Pause benutzte einer der Anwesenden und sprach: Aber erlaubt, Herr Morel, ist wirklich etwas Wahres daran, daß Seine Durchlaucht die Reise nach England machten, um zum reformirten Glauben überzugehen? — Das sagen ihm schlechte Leute nach, entgegnete unwillig Morel, es ist aber ein dummes, verlogenes Geschwätz; mein Herr ist ein so guter lutherischer Christ als irgend einer; aber er läßt sich freilich von den Pfaffen nicht im Barte kratzen, wie der selige Herr. Hab ich mich doch, wie ich vor anderthalb Jahren mit meinem Herrn zum letztenmale hier war, nicht genug wundern können, was Alles der Osiander auf der Kanzel vor dem Ohre des Herzogs schwatzen durfte; weil die Hofleute, sagte er, so gut sündigten als die Bauern, müsse man sie strafen und das that er denn auch mit sehr scharfen

Ausdrücken. Mein Herr sagte nachher; Er habe schon mehrmals einen Hofprediger gehört, aber noch nie einen so unhöflichen und hochstrebenden, da doch die Hofprediger höflicher und bescheidener sein sollten, als die gemeinen Dorfpfaffen. Darum möcht' ich dem Osiander wohlmeinend rathen, daß er künftig einen andern Ton anstimmt. Doch ihr bringt mich da ganz von dem ab, was ich eigentlich sagen wollte. Unser Herrgott, mein' ich, hat Seine Durchlaucht nicht umsonst mehr als einmal gnädiglich aus Lebensgefahren errettet. Herzog Friedrich ist gewiß zu großen Dingen bestimmt und ich hoff' es noch zu erleben, ihn in höherem Stand und Würde zu erblicken. Das Regiment des Herrn Melchiors und des alten Landhofmeisters aber wird nun freilich aufhören; denn beim Regieren läßt sich mein Herr nicht drein reden. Ich hab' ihn mehr als einmal sprechen hören: wir sind der Herr, die Räthe die Diener, darum müssen sie thun, was Wir wollen und sollen's nur Uns verantworten lassen. Auch die Herren von der Landschaft mögen sich in Acht und das Maul nicht zu voll nehmen. Der Herzog weiß schon selbst, was er thun und lassen muß.

Ueber diese Aeußerungen des Leibdieners erhob sich ein ziemlich lebhafter Wortwechsel. Die Landschaft, behaupteten die Bürger, sei berechtigt, bei der Regierung des Landes auch mitzurathen und zu sprechen; dieses Recht verleihen ihr der Tübinger Vertrag und andere Landesverträge und die früheren Herzoge alle hätten es anerkannt. Morel dagegen meinte, an die Verträge sei

der Herzog nicht gebunden, da er kein Nachkomme Herzogs Ulrich, sondern dessen Brudersohn sei, und die Pfaffen und Bürgermeister, welche in der Landschaft säßen, hätten ihm in seine Regierung Nichts drein zu reden. Als der Streit heftiger zu werden drohte, sprach ein greiser Bürger: Was wollt ihr da länger hadern, dort sitzen die beiden Herrn Landschaftsadvokaten, die können uns darüber den besten Bescheid geben. Broll und Bidembach waren dem Gange des Gesprächs mit Aufmerksamkeit gefolgt, hatten mehrmals einander bedeutende Blicke zugeworfen, auch einigemal leise mit einander gesprochen, Nun erhob sich der erstere, trat vor den Tisch, an dem die Bürger saßen und sagte: Seine Durchlaucht haben noch bei Lebzeiten des seligen Herrn feierlich versprochen, Prälaten und Landschaft bei ihren Privilegien und Freiheiten zu lassen und zu handhaben, dieß Versprechen werden sie auch halten: darum beruhigt euch, lieben Freunde, und fangt keinen unnützen Streit an, sondern bedenkt, daß heute ein Tag der Freude und des Friedens ist. Hierauf winkte Broll seinem Gefährten und beide verließen die Gesellschaft.

Morel brummte etwas vor sich hin, war jedoch zu klug und zu vorsichtig, als daß er den Streit weiter fortgesetzt hätte und das Gespräch nahm bald eine andere Wendung. Er kam auf des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künsten namentlich zur Alchymie zur Sprache und der Leibdiener hatte seinen Unmuth bald wieder vergessen; denn nach dem Sprichwort: wie der Herr, so der Diener, hatte auch er eine hohe Meinung von jener wunder-

baren Kunst, welche sich rühmte, unedle Metalle in Gold verwandeln zu können. Er erzählte davon solche Wunderdinge, daß die Anwesenden Mund und Ohren aufsperrten; endlich aber, als es auf dem großen Stiftskirchenthurm 8 Uhr schlug: sprach er: Ja! ich sag's euch, ihr Herren, und daß ich wahr gesprochen, werdet ihr bald selbst erfahren; es wird ein ganz neues Leben in eure Stadt kommen und auch ihr werdet großen Nutzen davon haben; der Herzog ist ein prachtliebender, freigebiger Herr, er hält etwas darauf, eine stattliche Hofhaltung zu haben; er wird eure Stadt mit schönen Bauwerken schmücken und euch selbst durch mancherlei Feste etwas zu schauen geben. Nun aber, gute Nacht, ich möcht' nicht zu spät ins Schloß kommen; so gnädig auch der Herr gegen seine Diener und vornämlich gegen mich gesinnt ist, so kann er's aber doch nicht leiden, wenn sie ihre Pflicht vernachlässigen. Morel erhob sich und verließ das Wirthszimmer, das nun sich allgemach leerte, da die ehrsamen Bürger den Nachtimbiß zu Hause nicht versäumen wollten.

Im Schlosse hatte indeß eine geräuschvolle Thätigkeit geherrscht; man packte ab, ordnete und richtete sich ein, die Diener liefen geschäftig umher, die Hofbeamten sahen bald da, bald dort nach, ob ihre Befehle auch gehörig vollzogen würden. So ging es fort, bis die Glocke zur Abendmahlzeit rief. Nach deren Beendigung, als sich die herzogliche Familie schon in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, saßen Degenfeld und Firks noch bei einander und jener sprach: Nun, wie gefällt's euch hier

in Stuttgart, Herr Hofrath? Gar nicht so übel, antwortete dieser, ich bin diesen Nachmittag mit dem Hauptmann Escuyeres in der Stadt herumgeritten; in ihrem Innern sind nun freilich viele enge und krumme Gäßlein und schmutzige Winkel, in welche wir uns gar nicht hineinwagten; aber die obere Vorstadt hat recht schöne, gerade Straßen, auch sahen wir manches stattliche Gebäude; was uns aber am meisten erfreute, war der Anblick so vieler hübscher Dirnen, mit frischen rothen Wangen, munteren Aeuglein und reichem blonden und braunen Lockenhaar. Das glaub' ich, erwiederte Degenfeld lachend, schon eine einzige schöne Dirne könnte mir manchmal den Kopf verwirren, wie viel mehr noch der Anblick so vieler. Von Kopfverwirren war bei mir wohl noch nie die Rede, erwiederte Firks etwas empfindlich; Degenfeld aber fuhr fort: Nun, werdet doch nicht gleich so heftig, 's war ja nur ein Scherz, aber im vollen Ernst sag' ich euch, hofft bei der weiblichen Jugend Stuttgarts nicht auf zu viele und zu leichte Siege; diese Mädchen sind nicht nur schön, sie sind auch tugendsam und gegen euch Fremde hegen sie einen besondern Widerwillen. Das wird sich schon geben, antwortete Firks, ich darf mich rühmen, schon manche spröde Jugend besiegt zu haben. Gegenwärtig aber hab' ich's nur auf eine abgesehen, ein Mädchen, sag' ich euch, schön wie ein Engel! Wer ist denn diese Göttin, die euer Herz so schnell in Flammen zu setzen vermochte, fragte Degenfeld. Als wir über den Markt schritten, sprach Firks, schaute das Mädchen nur verstohlen aus dem Fenster

eines Hauses, als aber mein Blick sie traf, trat sie erschrocken zurück. Das Haus hab' ich mir wohl gemerkt, es steht an der Ecke einer engen Gasse und ist mit den Steinbildern der Mutter Gottes und des heiligen Christophs geschmückt. Da wohnt ja der Landschaftsadvokat Broll, entgegnete Degenfeld, und das Mädchen wird wohl seine Tochter sein, deren Schönheit ich schon früher rühmen hörte. Aber ich kann euch hier von eurer Liebeswerbung wenig Erfolg versprechen; der Vater ist ein alter, teutscher Bär, der euch, wenn er eure Absicht merkt, kurz abfertigen wird; überdieß ist seine Tochter mit einem Amtsgenossen, dem jungen Bidembach versprochen und der läßt auch nicht mit sich spaßen. Je schwieriger der Kampf, desto glorreicher der Sieg, sprach Firks, ich lasse mich dadurch nicht abschrecken. Nun so versucht denn euer Glück, sagte Degenfeld, denkt aber doch ein wenig über die Sache nach und jetzt schlaft wohl!

Degenfeld hatte richtig geurtheilt; dem schönen Liefländer, der sonst sich so manchen leichten Siegs über Mädchenherzen zu rühmen wußte, wollte es bei Marie Broll nicht gelingen. Er ritt fleißig am Hause vorbei und gab hier seine besten Reitkünste Preis, aber das Mädchen zeigte sich nie am Fenster; nur die Gassenbuben und die Marktleute staunten den gewandten Reiter an und stoben rasch auseinander, wenn dieser im Zorn auf sie losritt. Beim Kirchgang war Marie entweder von ihrer Mutter, oder von einer alten Dienerin begleitet und schlug, wenn sie ihren ungebetenen Liebhaber er=

blickte, sittsam die Augen nieder. Da sann Firks auf ein anderes Mittel, sich ihr zu nähern; dem Hofrath, dem Günstling des Herzogs, konnte der Landschaftsadvokat seine Thüre nicht verschließen und so trat denn einsmals der Edelmann ganz unerwartet in Brolls Familienzimmer. Er wußte sich gar fein zu benehmen; einen so angesehenen und seiner Verdienste wegen so geachteten Mann, sprach er, habe er längst auch persönlich zu kennen gewünscht; er erzählte von seinen Reisen, von den Merkwürdigkeiten fremder Länder und gab sich alle Mühe, seine Liebenswürdigkeit ins rechte Licht zu stellen. Auch hatte er, nach Degenfelds Rath, seine gewöhnliche Leichtigkeit völlig bemeistert und so erschien er denn auch wirklich als ein bescheidener, einnehmender junger Mann. Die Besuche wurden, zum großen Aerger Brolls, der ihren Zweck bald merkte, fortgesetzt und Firks erschien dabei immer als der vollendetste Stutzer seiner Zeit gekleidet. Seine von Wohlgerüchen duftenden Haare waren zierlich gekräuselt, der Bart über der Oberlippe und am Kinn gar sorgfältig geordnet; er trug einen seidenen, mit Goldborten besetzten Mantel, ein enganschließendes Wamms von schwarzem Sammt, auf dem eine schwere goldene Kette glänzte; die Beinkleider von Atlas waren mit Kniebändern von Goldstoff versehen, die Strümpfe von glänzend weißer Seide und die Schuhe haben lange schöngebogene Schnäbel. So stand der fremde Edelmann, vor Marien und suchte mit süßem Geschwätz ihr Herz zu bethören, wurde ihr aber dadurch immer noch widerwärtiger. Sie klagte auch dem Bräutigam ihre Noth

und dieser beschloß, der zudränglichen Bewerbung ein Ende zu machen. Dazu fand sich bald Gelegenheit.

Eines Tages, als Broll eben in Landschafts-Angelegenheiten verreist war, saß er im traulichen Gespräche mit seiner Verlobten da, als Firks hereintrat; daß beide Männer gerade nicht die freundlichsten Blicke wechselten, läßt sich denken. Ei! sprach der Eingetretene spöttisch, ich hätte nicht geglaubt, daß eure vielen und wichtigen Geschäfte, Herr Landschaftsadvokat, euch noch Zeit ließen auch dem Dienste schöner Damen euch zu widmen. Nun, ich denke, ihr sollt bald noch mehr Muße dazu bekommen; denn mit dem Pfaffen- und Spießbürgerregiment, das ihr Wirtenberger die Landschaft nennet und auf das ihr so stolz seid, wird es bald ein Ende haben. Seine Durchlaucht ist verständig genug, um allein regieren zu können und braucht so lästige Mitregenten nicht. Herr Hofrath, entgegnete Bidembach, euren Hohn über Prälat und Landschaft verzeih' ich euch, als einem Fremden; was ihr aber da von der Aufhebung unsrer Verfassung sprecht, ist ein leeres Geschwätz; wir haben sie auf dem Wege des Vertrags erlangt und werden sie zu vertheidigen wissen; übrigens hat unser durchlauchtiger Landesherr sie eben so gut als seine Vorgänger bestätigt und beschworen. Mit euch streit' ich nicht darüber, sprach Firks, den Landschaftsadvokaten verächtlich anblickend; aber entfernt euch jetzt und geht an euer Geschäft; bei meiner Unterhaltung mit der Dame hier ist eure Gegenwart höchst überflüssig. Unwillig erwiederte Bidembach: sie ist meine Braut und ich werde sie gegen eure

Zudringlichkeit zu schützen wissen. Ihr seid in der That ein trefflicher Beschützer, lachte der Hofrath, wie ich euch bald zeigen werde; ihr sollt noch mehr von mir hören. Zürnend verließ er das Zimmer und nur zu bald wurde seine Drohung wahr.

Im Schlosse traf Firks auf Degenfeld, der ihm ein Schreiben reichte mit den Worten: da seht selbst, welchen Ton sich die Landschaft gegen unsern Gebieter erlaubt, und der, welcher dies Schreiben aufgesetzt hat, ist kein anderer, als euer Nebenbuhler bei der schönen Marie Broll, das ist ja herrlich, rief der Hofrath und paßt vortrefflich zu meinen Absichten. Er erzählte hierauf Degenfeld den Auftritt mit Bidembach und beide waren bald mit ihrem Plane fertig.

Sie gingen ungesäumt zum Herzog, den die Beschwerden und Wünsche, der Vorwurf, daß er die Fremden den Landeskindern vorziehe, die Warnung, sich nicht in auswärtige Kriege und Händel einzulassen und noch so manche andere Stelle im landwirthschaftlichen Schreiben sehr in Harnisch jagten.

Bei dieser Stimmung Friedrichs war es beiden, besonders da Firks sich nicht scheute, zu behaupten, Bidembach habe in der Unterredung mit ihm Drohworte gegen den Herzog ausgestoßen, nicht schwer, diesen zu einem Gewaltschritte gegen den Landschaftsadvokaten zu bewegen. Noch am Abend desselben Tages wurde Bidembach verhaftet und in ein sonst nur für Missethäter bestimmtes Gefängniß gesetzt. Diese That erregte großes Aufsehen; der Vater des Gefangenen, Friedrich

Bidembach, Prälat in Bebenhausen, verfiel in Schwermuth und stürzte vom Thurme seines Klosters herab; Marie, welche ihre Eltern sogleich aus Stuttgart entfernt hatten, härmte sich in der ländlichen Zurückgezogenheit eines fernen Schwarzwalddorfes ab, und die Landschaft bat vergebens um Gnade für ihren Advokaten, hiebei an die Verdienste seines Vaters und seines mütterlichen Großvaters, des berühmten Johann Brenz, erinnernd. Solchen schädlichen Narren, sprach der Herzog, muß man mit Kolben lausen. Erst als er den schlimmen Eindruck, den sein Verfahren im Lande gemacht hatte, genauer erfuhr, gab er den Verhafteten los; doch mußte er schwören, nirgends wider ihn zu klagen oder Rache zu suchen; auch wurde er aller fürstlichen und landschaftlichen Dienste für unfähig erklärt. Später erst sah der Herzog sein Unrecht ein und Bidembach erhielt eine Stelle im Oberrath und seiner Verbindung mit Marien stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Aber Firks wurde ebenfalls vom gerechten Strafgerichte ereilt. Er kam mit dem Grafen Conrad von Tübingen und mit Matthäus Enzlin von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurück. Als ihr Wagen im Schwarzwald bei Schömberg eine steile Staige herauf fuhr, stiegen sie aus und gingen zu Fuß voran. Der Graf von Tübingen beschmutzte zufällig die Stiefel des Hofraths, der darüber in solchen Grimm gerieth, daß er den Grafen herausforderte. Da beide betrunken waren, entstand sogleich ein heftiges Gefecht, dem Enzlin, welcher bei dem Versuch, Frieden zu stiften, verwundet wor-

den war, entfloh. Firks rannte dem Grafen den Degen durch die Brust und machte sich schnell davon. Indeß nahte sich das Gefolge, man verband den Verwundeten und brachte ihn im Wagen nach Schönberg, wo er aber nach sieben Tagen starb (den 25. Jan. 1600). Firks ging nach Kurland; als man aber seine Auslieferung hier begehrte, ritt er heimlich davon und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.

William Shakspeare in Stuttgart.

Während seines Aufenthalts in London hatte Herzog Friedrich auch das Theater daselbst besucht und grossen Gefallen daran gefunden. Da er nun die Nachricht erhielt, daß eine Schauspielergesellschaft von da in Teutschland angekommen sei, lud er sie ein, auch seinen Hof zu besuchen und bereitwillig folgten die Engländer dieser Einladung.

Schon ziemliche Zeit, ehe sie wirklich kamen, bildeten sie bei Hofe den Hauptgegenstand der Unterhaltung und auch in der Stadt wurde viel von den zu erwartenden fremden Gästen gesprochen. Wer etwas Genaueres von ihnen erfahren wollte, durfte nur in den Hirsch gehen, wo Cäsar Morel, welcher dieses Wirthshaus jede Woche einigemal seines Besuches würdigte, noch immer sich von einem ansehnlichen Kreise von Zuhörern umgeben sah. So saß er damals auch in der Mitte der ehrbaren Bürger Stuttgarts und führte das große Wort. Ihr habt vollkommen Recht, Meister Kornyßel, sprach er, zu London da verstehen sie es, Schauspiele kunstreich

aufzuführen; das ist etwas ganz Anderes, als hier zu Lande. Ihr meint Wunder, wie schön das sei, wenn ihr auf dem Markte ein hölzernes Gerüste aufschlagt, wo ehrsame Meister und Handwerksgesellen oder gar Schulbuben eine Geschichte aus der Bibel, vom keuschen Joseph, vom Vater Abraham u. s. w. agiren. Dort aber haben sie mehrere, besonders dazu eingerichtete Gebäude, mit Plätzen für das Volk, wie für vornehme Herrschaften, welche durch große Armleuchter erhellt werden, und erst, wenn das Spiel beginnen soll, wird ein Vorhang zurückgezogen und man erblickt die Schaubühne. Die Schauspieler aber sind darauf studirt und erhalten ihren Sold; die solltet ihr einmal agiren sehen; ihr würdet darauf schwören, ihr habet wirkliche Prinzen und Prinzessinnen, Junker und Fräulein vor euch. Es ist jedoch ein lustiges Volk, in dessen Gesellschaft es mir gar wohl gefiel.

Ihr kennt sie also, Herr Morel, fragte einer der Anwesenden; erzählt uns doch auch etwas von ihnen. Das kann und will ich, sagte der Leibdiener; ist mir's doch selbst eine angenehme Erinnerung; wir haben manche Flasche Sekt und manche Kanne Doppelbier mit einander geleert und zweimal hab' ich sie auf den Befehl Sr. Durchlaucht kostbar traktirt. Mit dem Parliren wollt' es freilich Anfangs nicht recht gehen; aber das hatte Nichts zu sagen, der Spaß war nur um so größer. Namentlich war unter ihnen ein gar munterer, aufgeweckter Junge, der uns viel zu lachen gab; sie nannten ihn nur den lustigen William, ein feines Bürschchen von mittlerer Größe mit einem hübschen Gesicht und glänzenden

feurigen Augen. Ich freu' mich wahrhaftig recht sehr, den lustigen William wieder zu sehen.

Aber was spielen sie denn? sagte ein Anderer. Was sie spielen, erwiederte Morel, ganz wunderschöne Stücke, bald lustige, bald traurige, und die schönsten, die ich sah, hatte mein Freund William verfaßt; der versteht es meisterhaft, die Zuschauer bald zum Lachen, bald zum Weinen zu bringen und seine Personen sprechen ganz natürlich, jede nach ihrem Stand, ihrer Art und Weise. Da kommt so ein dicker Kerl vor, ich glaube, sie nannten ihn Fallstaff, ein wahres Weinfaß, ein gewaltiger Fresser und Säufer, der den Eisenfresser spielt, und im Grunde doch, wenn es gilt, eine feige Memme ist. Am besten aber hat mir das Stück gefallen, in welchem ein Prinz von Dänemark erscheint, der mit seines ermordeten Vaters Geist spricht. Diesen Geist spielte mein Freund William so gut, daß es wirklich schauerlich anzuhören und anzusehen war und einem ganz kalt über den Rükken lief. Sein eigener Bruder hatte diesen König von Dänemark getödtet, dafür aber befördert dann ihn der Prinz auch aus dem Leben, stirbt jedoch ebenfalls, von einem vergifteten Degen getroffen.

Das ist ja eine grausame Geschichte, sagte Meister Kornyßel, wo zuletzt Alles umkommt. Das nennen sie, fuhr Morel fort, indem er noch eine wichtigere Miene annahm, als zuvor, eine Tragödie; wenn das Stück aber lustig ausgeht, heißt es eine Komödie. Um aber so etwas zu erfahren, muß man freilich mit hohen Herrschaften reisen und nicht mit dem Stock in der Hand

und dem Wanderbündel auf dem Rücken herumziehen. Doch ich verweile mich zu lange; heute Nacht kommen die englischen Schauspieler und da ist noch so Vieles zu rüsten und zu besorgen. Darum guten Abend! Die Bürger unterhielten sich noch einige Zeit über die Wunderdinge, welche sie eben gehört hatten; dann aber brachen sie auch auf, um zu Hause die wichtige Neuigkeit von der bevorstehenden Ankunft der Fremden zu verkündigen.

Die Engländer kamen wirklich auch noch in derselben Nacht, den 10. Mai 1597, zu Stuttgart an; der Leibdiener aber, um seinen Herrn beschäftigt, konnte sie nicht sogleich begrüßen. Er ging daher am andern Morgen früh in das Lusthaus, wo schon eine emsige Thätigkeit herrschte, weil im großen Saale desselben die Schaubühne für die Engländer aufgeschlagen wurde. Die Arbeiten dabei leitete der Hofrath Benjamin von Bouwinghausen zu Walmerode, ein sehr gebildeter, mehrerer neuen Sprachen kundiger Mann, welchen der Herzog vornämlich zu Sendungen ins Ausland brauchte und der auch als Gesandter in London gewesen war. Der erste seiner englischen Freunde, den Morel erblickte, war der unter dem Namen des lustigen Williams uns schon bekannte Shakspeare. Ihn zärtlich umarmend, sprach der Leibdiener: Es freut mich ungemein, euch auch einmal wieder zu sehen und zwar frisch und gesund: es muß euch indeß gut gegangen sein. Was macht denn der wilde Eberskopf in Eastcheap, geht es immer noch recht lustig her? Der Angeredete sprach lächelnd: Willkom-

men, großer Cäsar! unüberwindlich im Kampf mit Sekt und Doppelbier, euer Anblick erquickt mein Herz; denn ich glaubte schon, die salzige Fluth des Ozeans habe euch verschlungen. Aber Gottlob! ich sehe, daß ihr ganz wohl auf seid und euch der Rede tönender Schwall noch immer frisch von den Lippen strömt. Ha! Ha! lachte Morel, ihr seid noch immer der alte Spaßvogel; aber sieh', da treff' ich ja noch mehr alte Bekannte; willkommen Herr Burbage, willkommen Herr Green, willkommen all' ihr Herrn, ich hoff', es soll euch wohl gefallen hier zu Lande.

Der erste Empfang wenigstens war ganz vortrefflich, erwiederte Green, und wenn der Humor so fortgeht, so reut es uns nicht, hieher gekommen zu sein. Wir haben uns in dem Garten da ein wenig umgesehen und wahrhaftig, ich muß gestehen, daß der Pack zu Windsor nichts Schöneres aufzuweisen hat; dieser Saal hier würde das Schloß des mächtigsten Monarchen zieren. Da habt ihr Recht, vollkommen Recht', sprach Morel, und was den Humor betrifft, wie ihrs nennt, der soll immer noch besser werden. Ich bin gerade gekommen, um euch, ihr Herrn, zum Morgenimbiß einzuladen. Das war den Fremden gar nicht unangenehm. Voran, du Römerheld, sagte Shakspeare, wir folgen dir und führtest du uns zu den finstern Schatten des wilden Emilius, schaffst du nur Wein und saft'gen Braten uns. William ist heute wohl aufgelegt, sprach im Fortgehen Burbage zu Green, wir bekommen heute gewiß noch viel über den hochmüthigen Lakeien zu lachen.

Nach der Mittagsmahlzeit erschien Herzog Friedrich selbst, von Bouwinghausen und einigen Hofleuten begleitet, im Falkenhause, welches er zur Aufnahme der fremden Gäste hatte einrichten lassen. Er war sehr freundlich und sprach mit jedem von ihnen, am längsten mit Shakspeare. Seit wir England verließen, habt ihr, sagte er, wie ich von Bouwinghausen höre, wieder mehrere neue Stücke gedichtet, hoffentlich werdet ihr während eurer Anwesenheit in Stuttgart auch einige davon aufführen. Der Dichter versprach dieß und Friedrich fuhr fort: Was macht euer Freund, Ben Johnson, schreibt er auch noch für die Bühne? Er ist wohl auf, Durchlauchtiger Herr, antwortete Shakspeare und erinnert sich noch immer dankbar an die große Gnade, welche Eure Durchlaucht ihm erzeigten. Nachdem der Herzog nun noch seinem Leibdiener befohlen hatte, den Engländern nichts abgehen zu lassen, kehrte er ins Schloß zurück.

Schon am nächsten Tage war die Schaubühne im großen Saal des neuen Lusthauses eben so schnell als schön eingerichtet und am Abende noch wurde die erste Vorstellung hier gegeben. Der ganze Hof war dabei gegenwärtig, auch hatte Friedrich die in Stuttgart anwesenden Adelichen, die Kanzleiherren und die vornehmsten Bürger der Stadt dazu einladen lassen. Obwohl nun die wenigsten von ihnen verstanden, was die Schauspieler sprachen, so konnten sie nachher doch nicht genug Worte finden, um zu erzählen, wie Alles so kostbar und prächtig gewesen sei. Auch einige ungebetene Gäste hatten

13 Gerichten gespeist. In goldenen Bechern wurde eingeschenkt, keine Kurzweil gespart, der Hofküchenmeister Burkhardt Mettelin trug selbst auf und Tafelmusik erschallte.

Am Sonntag gab Herzog Christoph ein Laufen; ein paar niederländische Hosen waren der erste Preis, der zweite ein Wamms, der dritte ein Federnhut. Hierauf wurde ein Fechten im Lustgarten gehalten, wozu die Herzogin mit ihren fünf Prinzessinnen und dem Hofstaate in kostbaren Wagen erschienen. Nach dem Fechten, dessen Bestes ein seidenes Wamms und zwei Thaler waren, ging es zum Vespern. Hierauf fand ein Umzug statt.

Unter Vortritt der Pritscher, der Trompeter und zweier Spielleute und im Gefolge der Neuner trugen zehn weißgekleidete Knaben mit goldenen Ketten und schönen Schnüren geziert, schwarz und gelbe, mit Wappen geschmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächsten nach dem Hauptpreise. Zwei Knaben trugen die Beutel mit den Gewinnsten an einer Stange.

Der Zug ging nach den Schranken, wo die Schützen voller Erwartung waren, was Jeder gewinnen werde. Um das Beste, eine große seidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die hundert ungarische Dukaten hingen, mußten Wendelin S t e t t n e r aus Nürnberg und Melchior S t r a u b aus Donzdorf stechen (schießen). Ersterer gewann. Auch den andern Schützen gab man Fahnen mit den Geldgewinnsten. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunstfertigkeit,

in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathhaus einzuliefern.

Zuletzt erschien unter Vortritt des Marschalls und vier blasender Trompeter, von zwei Grafen geführt, des Herzogs älteste Tochter, die 13 Jahre alte Jungfer Hedwig, einen Kranz von Gold und Perlen in der Hand. Jedermann war gespannt, wem sie diesen überreiche, jedoch

Die Fürstin thät sich bald bedenken,
Dem Churfürsten aufsetzen und schenken,
Pfalzgraf Friederich an dem Rhein,
Ein Herzog in Baiern, als ich mein,
Den schönen wohlgemachten Kranz,
Mit einer schönen Red und Substanz.

Auf dem Hauptschießen waren 505 Schützen. Nach dessen Ende wurde noch ein Nachschießen gehalten, wobei ein großer Ochse das Beste war. Der Ochs wurde auf der Schießstätte dem jubelnden Volke vorübergeführt; eine kostbare Wappendecke verhüllte ihn bis zum Boden, auch der Kopf war in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; sein Werth war ohne die reiche Decke 30 Gulden sammt fürstlicher Fahne. Peter Spieß von Neuenstadt an der Hardt gewann ihn.

Dritthalbhundert Schützen waren bei dem Nachschießen und der Herzog erzeigte dieselbe Gastfreiheit, wie beim Hauptschießen. Der Herzog ließ die Schützen durch Dr. Johann Krauß mit großen Ehren abdanken, so wie die Neuner ihre Danksagung machten und auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, wurden nach Hof geführt.

Mit Essen nnd Trinken hielt mans gar wol
Und hatten gar ein frohes Leben,
Eim Jeglichen hat man sein B'soldung geben,
Der Fürst thäts ihm aus Gnaden schenken,
Ueber hundert Jahr werdens sein gedenken.

Flexels Gedicht hat 1640 Verse und fast das Wappen jedes Anwesenden und seines Herkunftortes. Am 16., 25. und 29. Juli 1571 wurden gleichfalls zu Stuttgart Armbrustschießen gegeben, welche auch in einem Spruchgedichte beschrieben sind. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte der Landhofmeister Junker Jakob von Hoheneck.

Der Verfasser jenes Spruchs, selbst ein Schütze, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister aus Cannstadt. Wenn auch reich an Preisen und Volkslust, so war das Schießen unter Herzog Christoph dennoch in jeder Hinsicht bedeutender und merkwürdiger.

Mehrere der angesehensten protestantischen Fürsten waren zugegen; in den Reihen der Schützen fanden sich Geschäftsmänner, wie Magister Jörg Weißbrot, kurfürstlicher Pfalz-Sekretari, der von den Fürstenstädten zum Neuner gewählt wurde, und der Doktor Johann Jakob Varenbüler, markgräflich baden'scher Kanzler. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Christoph eifrigst mit dem von ihm ausgegangenen Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen Unterschrift des Augsburgischen Bekenntnisses und einer festeren Verbrüderung zu versammeln. Mit Recht be-

gründet sich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei.

Im Sommer des Jahrs 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Hauptschießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Ein alter Dichter, Johannes Fischart, gibt uns in seinem „glückhaften Schiff" davon Kunde und wie eine Anzahl Züricher 30 Meilen Wegs an Einem Tage auf Limmat, Aar und Rhein dorthin zurücklegten, um zu zeigen, wie schnell sie im Fall der Noth ihren Freunden zu Hilfe kommen könnten. Dieselben Züricher waren auf dem Schießen 1560 in Stuttgart, von wo aus gleichfalls Schützen nach Zürich abgegangen waren. Das Freischießen zu Straßburg nach Fischarts Dichtung gab Karl Spindler den Stoff zu seiner Novelle „Blümlein Wunderhold", und ein hiesiger Schriftsteller hat im Jahr 1845 ein nach Gedicht und Novelle bearbeitetes Schauspiel der Intendanz übergeben, ohne daß es zur Aufführung kommen konnte.

Derselbe projektirte das „Armbrustschießen zu Stuttgart", verflochten mit der Liebesgeschichte einer holden Stuttgarter Maid jener Zeit, für die Bühne zu verarbeiten und so — wenn es ihm gelingt — Volkeslust, Bürgertreue und Frauenliebe, Tugenden, welche sich bis heute in unsrem lieben Schwaben fortpflanzten, auf die Bretter zu bringen, die da die Welt bedeuten.

Herzog Friedrich von Wirtenberg.

Von
Karl Pfaff.

Der neue Landesherr.

Am Nachmittage des 8. Augusts 1593 bot die Stadt Stuttgart das Bild einer tiefen und allgemeinen Trauer dar; das Schloß hallte von Klaggeschrei wieder, die Hofleute schlichen mit betrübten Gesichtern umher, die Räthe in der Kanzlei steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich mit besorgter Miene, die Bürger aber verließen ihre Werkstätten und Arbeitsstuben und sammelten sich da und dort in Haufen, aus deren Mitte man manche Klage, manches unheilverkündende Wort vernehmen konnte. Denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Trauerkunde verbreitet, der gute, fromme Herzog Ludwig ist todt! Diese Kunde kam um so unerwarteter, da man den Herzog wenige Tage zuvor gesund und munter auf die Jagd, die sein Lieblingsvergnügen war, hatte reiten und auch

anscheinend im besten Wohlsein Abends am 7. August hatte zurückkehren sehen. Ein starker Trunk, den er nach seiner Rückkehr stark erhitzt that, hatte seinen Tod schnell herbeigeführt. Gegen Morgen wurde er von einer heftigen Bangigkeit überfallen und starb trotz aller angewendeten Mittel nach 9 Uhr Vormittags.

Der Verstorbene war auch ein seelenguter Herr, herablassend und freundlich gegen Jedermann, auch gegen den Geringsten seiner Unterthanen. Mit seinen Hofleuten, Adelichen und Räthen lebte er sehr vertraut, erzeigte sich gegen sie „ganz gnädig und holdselig," trieb mit ihnen nach der Tafel oft „allerhand Vexation und kurzweilig Gespräch," suchte sie öfters auch „unversehens in ihre Wohnungen heim und ließ alle Nothdurft von Hof nachtragen." Denn nebst der Jagd war seine liebste Unterhaltung ein „fröhlicher Trunk" mit guten Freunden. Diese Güte wurde dann freilich auch öfters mißbraucht und es ging namentlich während den letzten Zeiten der Regierung Ludwigs zu Hof und bei der Canzlei oft gar seltsam zu. Es war die gute Zeit der Herren Vetter und der Frauen Basen, eine geistliche weltliche Oligarchie bildete sich, deren Häupter der Geheimerath Melchior Jäger von Gärtringen, der Landhofmeister Erasmus von Leiningen und der Ober-Hofprediger Lukas Osiander waren; wer ihnen treu ergeben, wer mit ihnen verwandt war, dem durfte es wegen einer guten Versorgung nicht bange sein, und wenn er sich auch verfehlte, so sah man ihm durch die Finger. Dieß war im Lande auch wohl bekannt; in einer Satyre aus

jener Zeit heißt es: Drei Ding schwächen gute Polizei in Wirtenberg: Verschwägerte Theologie, verschwägerte Politici, blinde Bericht'; drei Dinge betrügen Wirtenberg, Weiberzungen, schwäbisch Geschwäz, Dauzbrüder. Es war aber eben doch behaglich zu leben; wenn um neun Uhr Vormittags in der Canzlei die Hofdiener mit dem „Morgenimbiß" erschienen, setzten „Räthe und Schreiber sich treulich zusammen und verplauderten ein Stündchen mit einander; um drei Uhr Nachmittags beim „Vesperbrod" geschah dasselbe; zuviel mit Arbeiten strengte man sich nicht an; schickten die gebietenden Herren einen Befehl, der den Canzleiherrn nicht gefiel, so hieß es eben: „Potz Schapperment, es ist nur des Melchiors Arbeit," und es ging im alten Schlendrian fort. Den Morgenimbiß und das Vesperbrod lernten die Bürger Stuttgarts den Herrn besser und schneller ab, als irgend etwas Anderes. Denn sie hatten ihren guten Verdienst, der Weinhandel war in der besten Blüthe, Hof und Canzlei aber trugen auch etwas Erkleckliches ein. Von der Polizei war wenig zu verspüren und ging's auch, wie z. B. an der Fastnacht, etwas toll her, so machte man sich nicht viel daraus. Wenn die Frommen, — denn solche gab es damals auch schon und vielleicht mehr ächte als jetzt — wenn die Frommen auch ein Aergerniß daran nahmen, so tröstete sie dafür das Betragen des Herzogs, der selten einen öffentlichen Gottesdienst versäumte und auch die Seinigen ernstlich zu dessen Besuchung anhielt. Die Weltkinder erfreute er dafür durch Feste und Schauspiele und noch damals, obgleich es schon ziemlich lange her

war, erinnerten sie sich mit Vergnügen der Aufführung des jüngsten Gerichts auf dem Markte zu Stuttgart im Jahre 1571. Wie da Gott Vater so ernsthaft auf dem Throne saß, um Gericht zu halten und links die schwarzen gehörnten Teufel so lustig das höllische Feuer schürten; sie konnten aber auch ihre Teufeleien nicht lassen; auf einmal gerieth das Schaugerüste in Brand, die Teufel liefen davon, Gott Vater begann zu zanken und die feierlich ernste Scene endete mit einem allgemeinen Gelächter. Das war einmal ein rechter Spaß für die Weltkinder.

Das Alles sollte nun anders werden; denn kein Sohn Ludwigs bestieg den verwaisten Thron; da er kinderlos starb, so erhielt sein Vetter, Graf Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgard das schöne Erbe. Der aber war ein ganz anderer Mann, als der fromme Ludwig, jeder Zoll ein Herrscher, nur Schade, daß für die Thätigkeit eines solchen Herrschergeistes Wirtenberg einen zu kleinen Schauplatz darbot und daß das politische Treiben in Teutschland damals so kleinlicht war. Fridrich besaß einen hohen, kräftigen Geist, einen scharfen Verstand, eine gesunde Urtheilskraft, ein treffliches Gedächtniß und einen durchdringenden Scharfsinn. Schon früher hatte er sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigt und auf Reisen, an denen er ein besonderes Gefallen fand, sich mancherlei Erfahrungen und einen damals seltenen Grad von politischer Einsicht und Klugheit erworben, die sich überall deutlich offenbarten, wo nicht die Hitze und Ungeduld seines Temperaments, welche er nicht

immer zu zügeln wußte, ihn zu Uebereilungen hinrissen. Auch sein Eigenwillen artete öfters in starren Eigensinn aus; einer seiner Räthe, welcher ihn wohl kannte, sagt hierüber: Wenn der Herzog einmal sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so war es gar schwer, ihn wieder davon abzubringen, und es mußte gehen oder brechen, wenn es auch gleich gefährlich und höchst schädlich war.

Ein solches Verfahren war man freilich beim Herzog nicht gewohnt und auch das wußte man nur zu gut, daß das vertrauliche Verhältniß zwischen Herren und Dienern, welches beim seligen Herrn geherrscht hatte, bei dem neuen Regenten ganz aufhören werde. Patriotischen Männern aber, welche den Sturz der Oligarchie und des Nepotismus nicht ungerne sahen, bangte vornämlich vor den „Wälschen," von denen man sagte, daß der neue Herzog ihrer so viele an seinem Hofe habe und daß sie sich so übermüthig betragen, so ausschweifend lebten. Die weibliche Jugend Stuttgarts, mit so mannigfachen Reizen geschmückt, war bisher in aller Zucht und Ehrbarkeit auferzogen worden; wie sollte es nun werden, wenn diese fremden Lüstlinge, in allen Künsten der Verführung geübt, sich in der Stadt einnisteten? Diese Frage warf im Stillen wohl mancher Vater auf, wenn er mit Wohlgefallen seine blühende Tochter betrachtete und schaute noch besorgter der nahen Zukunft entgegen. Schon geraume Zeit vor dem Tode Herzogs Ludwig, seit die Gewißheit vorhanden war, daß Friedrich sein Nachfolger werden würde, sprach man im engern Kreise der Familien wie in den Wirthshäusern und sonst an öffent-

lichen Orten von den Folgen, welche Ludwigs Tod haben werde, und nur wenige waren, welche sich von der neuen Regierung etwas Gutes versprachen. Dazu gehörten die Abenteurer und Projektenmacher, welche von des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künsten und zu seltsamen Unternehmungen vernommen hatten, und die jungen Leute, welche die Erzählung von dem lustigen Leben an seinem Hofe und von der Pracht seiner Feste für ihn einnahmen. Dem ehrbaren Bürger aber und noch mehr den Frommen waren solche Dinge ein Gräuel und mit gespannter, unruhiger Erwartung sahen sie der Ankunft des neuen Landesherrn entgegen.

Ein festlicher Tag aber war der 30. September 1593 dennoch, an welchem Herzog Friedrich in seine neue Residenz einzog. Vom frühen Morgen an war in der Stadt Alles auf den Beinen, der Ton der Trommeln rief die bewaffneten Bürger auf ihre Versammlungsplätze und lärmend zog die muntere Jugend hinter drein. Die „ehrsamen, weisen und fürsichtigen" Väter der Stadt, in ihren langen Mänteln gravitätisch daherschreitend, begaben sich auf's Rathhaus, um sich hier über die Anrede zu besprechen, welche der Bürgermeister Melchior Kurrer an den Herzog halten sollte. Das Canzleithor, welches seit 1575 an der Stelle des alten Tunzhofer Thores stand, mit seiner weiten hohen Wölbung, wurde mit Maien und frischem Tannenreis verziert. Auch die Canzlei-Herren und die Mitglieder des städtischen Ausschusses versammelten sich allgemach und im Schlosse herrschte ein reges Leben, um den neuen Herrscher würdig zu

empfangen. Von Zeit zu Zeit ritt auch ein Edelmann oder „Provisioner“ mit seinem Gefolge durch die Straßen, denn auch sie waren zum Empfang des Herzogs aufgeboten worden.“

Endlich ertönten die Glocken, ein Zeichen, daß der herzogliche Zug, welcher am frühsten Morgen Tübingen verlassen hatte, auf der Höhe der Weinsteig angekommen sei; die bewaffneten Bürger bildeten Spaliere, die Edelleute und Provisioner bestiegen ihre ungeduldig harrenden Rosse, um dem Herzog entgegen zu reiten; die Rathsherrn stellten sich am Kanzleithor, die übrigen Beamten am Schloßthore auf. Durch die halbgeöffneten Fenster aber blickte manch leuchtendes Augenpaar; denn obwohl die Väter ihren Töchterlein streng befohlen hatten, sich beim Einzug des Herzogs in bescheidener Ferne zu halten, so siegte die weibliche Neugierde doch über das Verbot. Warum sollten sie denn die furchtbaren wälschen Mädchenfresser nicht wenigstens auch verstohlen betrachten und warum den Herzog und seine Gemahlin, von deren Schönheit man so viel erzählte, nicht auch sehen?

Melchior Kurrer, hatte nicht ohne starkes Herzklopfen seine Rede vollendet, der Herzog iu kurzen Worten gedankt und die vielgetreue Stadt Stuttgart seiner Gnade versichert, darauf der lange Zug sich dem Schlosse zu bewegte. Voraus ritt die französische Leibwache Friedrichs, eine stattliche Schaar, in rothen, goldgestickten Wämmsern, auf schönen Rossen, ihre Trompeter muntere Weisen blasend; ihnen folgte der Herzog selbst, auf welchen die Blicke Aller gerichtet waren. Er ritt ein weißes,

jedoch brüstete sich im Hirsch Cäsar-Morel mit der Freundschaft des englischen Dichters, von dessen großen Vorzügen er auch die ehrsamsten Bürger Stuttgarts vollkommen zu überzeugen wußte; er wurde nicht müde, von ihm und seinen Genossen zu erzählen, welche in den letzten Tagen des Mai's, wohl zufrieden mit ihrer Aufnahme und reichlich vom Herzog beschenkt, Stuttgart wieder verlassen hatten.

So wirktest du auch während deines kurzen Aufenthalts in Wirtenbergs Hauptstadt Großes, herrlicher „Schwan vom Avon" und es freut mich sehr, daß ich der erste war, welcher seinen Landsleuten verkündigen durfte, wie einst auch Stuttgart das Glück hatte, den unsterblichen Shakspeare in seinen Mauern zu sehen.

Das Ordensfest.

Die Prophezeiung Morels, daß 'der glänzende Hofstaat, die Prachtliebe und die vielen Feste Friedrichs den Bewohnern Stuttgarts nicht nur Unterhaltung, sondern auch Gewinn verschaffen würden, war richtig eingetroffen, aber eben so auch die Befürchtung patriotisch gesinnter Männer, wegen des Eindringens fremder Sitten und Thorheiten. Seine französische Leibwache hatte der Herzog zwar, weil ihre allzu ausgelassene Aufführung großen Unwillen erregte, gleich im November 1593. wieder fortgeschickt; aber an seinem Hofe traf man noch immer genug Fremde, Franzosen, Engländer und Italiener. Jede Jahreszeit brachte andere Feste und Vergnügungen, Ringelrennen und Fußturniere, Schießen mit

Armbrust und mit Feuergewehren, Fechtspiele, Tänze und Konzerte. Die Zahl aller zum Hof gehörigen Personen betrug gegen 400; neben den höheren Hofbeamten fand man da eine wohlbesetzte Hofmusik, welche der kunstfertige Johann Konrad Raab als Kapellmeister dirigirte, eine 40 Mann starke Trabantenschaar, lauter stattliche, hochgewachsene Männer, unter den Befehlen des Hauptmanns Rudolph Reinhard, ein starkes Jagdpersonal, viel Köche und andere Diener, Kämmerer, Lakeien, Jungen, Knechte, Hofmeister und Boten, auch einen ansehnlichen Marstall mit Pferden, Maulthieren und Eseln, selbst zwei Kameelen, welche der nach Kunst- und Natur-Seltenheiten begierige Herzog mit schweren Kosten herbeigeschafft hatte, die aber bald dem ungewohnten Klima erlagen. Auch einen Zwerg, Stenglin, hielt der Herzog, ein kleines niedliches Männlein, das bei ihm in großer Gunst stand und wegen dessen einmal der Stallmeister Haugwitz scharf gestraft wurde, weil er „trunkener Weise die Wehr gegen es zuckte." Die Hofdiener aber waren ein ausgelassenes, übermüthiges Volk, welches allerlei Unfug trieb, sang, schrie und lärmte, nirgends lieber aber sich verweilte, als in Weinschenken oder beim Essen in der Turnitz. Der Hofmarschall selbst klagte, daß sie sich „wie die Säue" aufführten und daß selbst das niedere Gesinde zur Mahlzeit „Weißbrod, Braten und Fische" begehre. Solche Leute konnten auf Stuttgarts männliche Jugend keinen guten Einfluß ausüben und wirklich ging es oft gar ausgelassen her. Dieß war besonders während der Fastnachtszeit der Fall, wo sich die Leute „schier toll und

rasend" stellten, mit Masken und in „Butzenkleider" vermummt umherliefen, mit Kuhschellen, Fuhrmannspeitschen und schrecklichem Gebrüll den ärgsten Lärmen verführten und Tag und Nacht allerlei Muthwillen ausübten. Der Herzog aber war hierin sehr nachsichtig; wenn Beschwerden über die Fastnachtstollheiten bei ihm geführt wurden, achtete er nicht darauf, sondern meinte, man könne Niemand eine gebührliche Fastnacht wehren.

Bei den höheren Ständen fanden auch die fremden Sitten und die Romane des Auslands, welche die Wälschen zuerst in das Land brachten, vielen Eingang. Schauer und Erstaunen, Freude und Schmerz bewegten abwechselnd besonders die zarten Frauenherzen, wenn sie von den kühnen Thaten und schrecklichen Abenteuern des Amandus von Gallien, dieser Perle aller fahrenden Ritter, von dem mannhaften Esplandian, dem galanten Lancelot vom See lasen und wie pochte vollends ihre Brust von bisher unbekannten Gefühlen, wenn die Dichter die Liebe des Paris und der Vienna, des Tirant und der Cölestine, des Pruthus und der Sidonia mit so vielem Feuer schilderten! Da war, wie der Hofprediger Lukas Osiander öffentlich rügte, kein Maaß noch Aufhören der Hoffart, sondern was aus Frankreich, Niederland, Wälschland und von andern hoffärtigen Völkern nach Teutschland kam, das mußte man alsbald auch haben und nachthun, es mochte kosten, was es wollte, obgleich solche Hoffart den Weibern und Jungfrauen, den Männern und Hausvätern übel haushalten half und viel dazu diente, daß man verarmen, sich in Schulden einlassen

und endlich an den Bettelstab gelangen mußte. Es geht, sagt der strenge Sittenmeister, bei den Weibspersonen eine große und leider! schier allgemeine Sünd' im Schwang, das ist nämlich die Hoffart in Kleidung und Schmuck des Leibes, darin sie ganz und gar kein Maaß halten können oder wollen, und es sind derer vielmehr, die den Leib äußerlich schmücken und mit köstlichen Kleidern zieren, denn derer, die nach dem inwendigen Schmuck, nämlich nach wahrer Gottesfurcht, Demuth, Gehorsam und andern christlichen Tugenden mehr trachten. Dieser geistliche Schmuck ist bei Vielen in keinem Ansehen, sondern was prächtig, köstlich, stolz und hoffärtig ist, das gefällt ihnen, dem trachten sie nach. Er verbreitet sich dann auch weit über das Einzelne der Kleidung, spricht von den kleinen, aus Wälschland gekommenen Sammthütlin, welche nicht den vierten Theil des Hauptes bedeckten, vom Aufziehen der Haare über Drähte, so daß sie einem „Säuhag" nicht unähnlich sehen, vom Anstreichen und Färben der Gesichter, von den, aus fremden Landen hergebrachten, großen, langen, breiten und dicken „Krößen" (Krausen) um den Hals, aus köstlicher, zarter, theurer Leinwand, die man mit Versäumniß andrer besserer Geschäfte stärke und mit heißen Eisen aufziehe, von den Reifen unten an den Kleidern, den unmäßig hohen Schuhen und Pantoffeln. Aber auch das männliche Geschlecht erhielt seinen guten Antheil an der Osianderschen Strafpredigt. Die Mannspersonen jetziger Zeit, heißt es, stellen sich in Kleidung und Zier ihres Leibes dermaßen, als hätten sie geschworen, daß sie es dem

lichen Vorsprüngen an allen Ecken, das 1555 von Herzog Christoph erbaute alte Lusthaus. Die größte Zierde des Gartens aber, ein wahres Prachtgebäude, ließ Herzog Ludwig durch den kunstreichen Baumeister, Georg Beer, einem geborenen Stuttgarter, von 1580 bis 1593 aufführen. Dieß war das neue Lusthaus, 275 Fuß lang und 120 Fuß breit, aus glattbehauenen weißen Quadern mit einem Aufwand von 300,000 fl. erbaut und durch die geschicktesten deutschen Maler und Bildhauer jener Zeit ausgeschmückt, mit einem hohen Giebeldache, einem rundem Thurme an jeder Ecke und einem rings herumlaufenden, aufgeströmten, konrinthischen säulenruhenden Gang. Jedes der zwei Stockwerke des Gebäudes enthielt einen großen, schön verzierten Saal, von denen der obere 207 Fuß lang, 61 breit und 17 hoch, seines gleichen in Teutschland nicht hatte. Vom untern Thor des Lustgartens lief die schnurgerade Linie eine halbe Stunde weit der Rennbahn das Thal hinab; in seiner Nähe erhob sich der Wasserthurm, der mit seinem Wasser die Wasserkünste des Lustgartens speiste. Die Baulust der wirtenbergischen Fürsten aber, namentlich des Herzogs Christoph, hatte Stuttgart auch sonst mit schönen Gebäuden geschmückt und bei den wohlhabenden Bewohnern eine Nachahmung erregt, welcher die Stadt es zu verdanken hatte, daß sie jetzt viel stattlicher aussah, als vor hundert Jahren.

Sie war aber auch viel volkreicher geworden, das konnte am 30. September Jeder leicht bemerken und daß in ihr auch Wohlhabenheit herrschte, das schienen am

Abende dieses Tages wenigstens die stark gefüllten Wirthshäuser zu beweißen, aus denen Gesang und Geschrei, Gläserklingen und anderer Lärmen dem Vorübergehenden entgegenschallte. Was Alles da gesprochen und verhandelt wurde, vermag ich nicht zu berichten, aber betreten wir einmal vom Markte aus jene von hochgiebeligen Häusern verfinsterte Straße und treten durch ein hochgewölbtes Thor in den Hirsch; denn hier scheint es besonders lebhaft herzugehen. Uns folgen zwei Männer, der eine mit ernster, nachdenklicher Miene, dessen Haar sich schon mit dem Schnee des Alters zu bedecken beginnt, ist Dr. Ulrich Broll, Landschaftsadvokat, ein wackerer Patriot und darum hochangesehen, in Stuttgart nicht nur, sondern auch im ganzen Lande; ihn begleitet sein junger Kollege, Johann Bidembach, durch das Ansehen, welches seine Familie genoß, die Wirtenberg mehr als einen geistlichen Würdenträger lieferte, noch in blühender Jugend zu seinen wichtigen Posten erhoben, aber von gediegenem Charakter und ein eben so furchtloser Kämpfer für des Volkes Wohl als sein älterer Gefährte. Als sie in die geräumige Wirthsstube traten, wo sie sich still in einer Ecke niedersetzten, standen die anwesenden Gäste alle auf, sie ehrerbietig zu grüßen; nur einer blieb sitzen und schaute die neuen Ankömmlinge stolz an. Dieß war Cäsar Moral, der Leibdiener des Herzogs, ein über seinen Stand gebildeter Mann, dem man es aber auch in Reden und Geberden ansah, daß er sich seines gewichtigen Einflusses bei Friedrich wohl bewußt war. Ohne sich um die beiden Landschaftsadvokaten weiter zu

höchsten derselben erblickte man das englische Wappen mit einer Inschrift, welche anzeigte, daß dieser Thron bestimmt sei: **au très haut, très puissant et très excellent prince James, par la grace de Dieu roi d'Angleterre etc.**, rechts und links davon standen die Thronsessel für den englischen Gesandten und Ordensherold, gegenüber der für den Herzog selbst bestimmte Thron mit dem wirtenbergischen Wappen. Die reicheren Kirchenstühle der ehemaligen Stiftsherrn, mit rothem Tuche ausgeschlagen, dienten zur Aufnahme des Gefolgs; mit gleichem Tuche war der Boden bedeckt, der Hauptaltar und die Kanzel der Kirche wurden mit rothseidenen Decken versehen. Für die Herzogin und ihre Töchter, für die Hofdamen und Hoffräulein war ein Theil der Emporkirche hergerichtet und mit Glasfenstern versehen. Im Rittersaal, welchen kostbare Tapeten schmückten, stand mitten die für den König bestimmte Tafel, unter einem mit dessen Wappen versehenen Thronhimmel ein kostbarer Armstuhl, rechts davon sah man die beiden Tische für den Gesandten und den Herold, links die für den Herzog, seine Gemahlin und seine Kinder. Auf den seidenen Decken dieser fünf Tafeln prangte der kostbare Schatz silberner und goldener Gefäße, der seit den Zeiten des Herzogs Ulrich sich noch bedeutend vermehrt hatte.

Der Landhofmeister, Schenk Eberhard von Limpurg, wurde mit mehreren Räthen und Adelichen dem englischen Gesandten, Robert Spencer, Lord von Worinleton, bis an die Landesgrenze zur Bewillkommnung entgegengeschickt. Er traf am 3. November 1603 in Stuttgart ein,

in seinem Gefolge befand sich der Ordensherold Wilhelm Dethik, zehen Adelige, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, ein Kämmerer, 4 ausgezeichnete Tonkünstler und 10 Diener. Auch einen Prediger brachte Lord Spencer mit, dessen sich die wirtenbergischen Theologen sogleich bemächtigten, gar eifrig mit ihm disputirten und ihn sehr artig und nachgiebig fanden. Letzteres ist auch sehr glaublich; denn welcher Sterbliche, selbst wenn ihm dreifach Erz die Brust umschloßen hätte, würde es damals haben wagen können, mit den geistlichen Klopffechtern aus der Schule des mannhaften Jakob Andreä sich in den Kampf mit auch nur einiger Hoffnung günstigen Erfolgs einzulassen! Einer schon hätte hingereicht, einem unglücklichen Theologen, der nicht steif und fest an die Konkordienformel glaubte, und dazu gehörte damals, wie jetzt, ein starker Glaube, — den Garaus zu machen und vollends mehrere — der englische Prediger muß ein kluger Mann gewesen sein.

Der Hauptfesttag war der sechste November. Früh Morgens versammelten sich die Hofleute und Adelichen, die vornehmsten Beamten und Offiziere im Schlosse. Von allen Seiten strömte die schaulustige Menge herbei, so daß zuletzt nicht nur der Platz vor dem Schlosse und der Kirche, sondern auch die benachbarten Straßen von dem dichten Gedränge der Neugierigen angefüllt waren, welche in gespannter Erwartung auf die Eröffnung des Zuges harrten. Dieser erschien endlich — doch es sei mir vergönnt, hier den vortrefflichen M. Erhard Cellius, Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Tübingen,

ihr Herrn, das ist eine ganz andere Sache, als wenn man nur so eine Hand voll lumpigter Räuber vor sich hat; da wird der größte Eisenfresser fromm wie ein Lamm; gewiß, in meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viel gebetet, wie damals. Aber der Wind warf unser Schiff auch hin und her, als wär's nur eine Eierschaale und mit dem verdammten Meerwasser überschüttete er uns, daß wir am ganzen Leibe keinen trockenen Faden hatten. Da hat sich mehrmals einer auf sein letztes Stündlein gefaßt gemacht und unser Herr allein blieb gefaßt. Nun, wir kamen auch mit der Angst davon; sonst säß' ich heute nicht wohlbehalten und guter Dinge im Hirsch zu Stuttgart. In England ging's uns gut; aber als hätt' es der plumpe Tölpel, der Sausewind, auf uns ganz besonders abgesehen gehabt, faßte er uns auf der Rückreise noch einmal und wo möglich noch tüchtiger als das erstemal. Da hob er mit dem Schiff einen Tanz an, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde; bald schwebte es so hoch oben, daß ich meinte, seine Masten würden eines der Himmelsfenster einstoßen, bald war es wieder so tief unten, daß Einer, wenn er nur gemacht, Kieselsteine aus dem Meeresgrunde hätte heraufholen können und wir alle wurden auf einmal tüchtige Wiedertäufer.

Wie meint Ihr das, Herr Morel? unterbrach ihn einer der Zuhörer. Wie ich's meine, entgegnete der Leibdiener, nun wir erhielten damals die zweite Taufe und die fiel noch reichlicher aus, als die erste. Selbst der Schiffspatron gerieth in schwere Angst; er ließ die

Stricke und Segel abschneiden, Geschütz und Waaren über Bord werfen, und da Alles nichts helfen wollte, trat er mit betrübter Miene zum Grafen und sprach: Erlaucht, die Hoffnung zur Rettung ist dahin. Dieser aber tröstete ihn und sagte: Erschreckt nicht so sehr, Patron; solch' einen Sturm haben wir schon einmal mit der Hülfe des barmherzigen Gottes glücklich überstanden; er wird uns auch dießmal aus der Gefahr helfen. So war es auch. Am andern Morgen, es war der siebente September, kamen wir zu Middelburg in Seeland an und sieben Wochen nachher saß ich wieder wohlbehalten im Schlosse zu Mömpelgard.

Hier endete Morel seine Erzählung und that einen tiefen langen Zug aus dem vor ihm stehenden silbernen Becher. Diese Pause benutzte einer der Anwesenden und sprach: Aber erlaubt, Herr Morel, ist wirklich etwas Wahres daran, daß Seine Durchlaucht die Reise nach England machten, um zum reformirten Glauben überzugehen? — Das sagen ihm schlechte Leute nach, entgegnete unwillig Morel, es ist aber ein dummes, verlogenes Geschwätz; mein Herr ist ein so guter lutherischer Christ als irgend einer; aber er läßt sich freilich von den Pfaffen nicht im Barte kratzen, wie der selige Herr. Hab ich mich doch, wie ich vor anderthalb Jahren mit meinem Herrn zum letztenmale hier war, nicht genug wundern können, was Alles der Osiander auf der Kanzel vor dem Ohre des Herzogs schwatzen durfte; weil die Hofleute, sagte er, so gut sündigten als die Bauern, müsse man sie strafen und das that er denn auch mit sehr scharfen

Ausdrücken. Mein Herr sagte nachher; Er habe schon mehrmals einen Hofprediger gehört, aber noch nie einen so unhöflichen und hochstrebenden, da doch die Hofprediger höflicher und bescheidener sein sollten, als die gemeinen Dorfpfaffen. Darum möcht' ich dem Osiander wohlmeinend rathen, daß er künftig einen andern Ton anstimmt. Doch ihr bringt mich da ganz von dem ab, was ich eigentlich sagen wollte. Unser Herrgott, mein' ich, hat Seine Durchlaucht nicht umsonst mehr als einmal gnädiglich aus Lebensgefahren errettet. Herzog Friedrich ist gewiß zu großen Dingen bestimmt und ich hoff' es noch zu erleben, ihn in höherem Stand und Würde zu erblicken. Das Regiment des Herrn Melchiors und des alten Landhofmeisters aber wird nun freilich aufhören; denn beim Regieren läßt sich mein Herr nicht drein reden. Ich hab' ihn mehr als einmal sprechen hören: wir sind der Herr, die Räthe die Diener, darum müssen sie thun, was Wir wollen und sollen's nur Uns verantworten lassen. Auch die Herren von der Landschaft mögen sich in Acht und das Maul nicht zu voll nehmen. Der Herzog weiß schon selbst, was er thun und lassen muß.

Ueber diese Aeußerungen des Leibdieners erhob sich ein ziemlich lebhafter Wortwechsel. Die Landschaft, behaupteten die Bürger, sei berechtigt, bei der Regierung des Landes auch mitzurathen und zu sprechen; dieses Recht verleihen ihr der Tübinger Vertrag und andere Landesverträge und die früheren Herzoge alle hätten es anerkannt. Morel dagegen meinte, an die Verträge sei

der Herzog nicht gebunden, da er kein Nachkomme Herzogs Ulrich, sondern dessen Brudersohn sei, und die Pfaffen und Bürgermeister, welche in der Landschaft säßen, hätten ihm in seine Regierung Nichts drein zu reden. Als der Streit heftiger zu werden drohte, sprach ein greiser Bürger: Was wollt ihr da länger hadern, dort sitzen die beiden Herrn Landschaftsadvokaten, die können uns darüber den besten Bescheid geben. Broll und Bidembach waren dem Gange des Gesprächs mit Aufmerksamkeit gefolgt, hatten mehrmals einander bedeutende Blicke zugeworfen, auch einigemal leise mit einander gesprochen, Nun erhob sich der erstere, trat vor den Tisch, an dem die Bürger saßen und sagte: Seine Durchlaucht haben noch bei Lebzeiten des seligen Herrn feierlich versprochen, Prälaten und Landschaft bei ihren Privilegien und Freiheiten zu lassen und zu handhaben, dieß Versprechen werden sie auch halten: darum beruhigt euch, lieben Freunde, und fangt keinen unnützen Streit an, sondern bedenkt, daß heute ein Tag der Freude und des Friedens ist. Hierauf winkte Broll seinem Gefährten und beide verließen die Gesellschaft.

Morel brummte etwas vor sich hin, war jedoch zu klug und zu vorsichtig, als daß er den Streit weiter fortgesetzt hätte und das Gespräch nahm bald eine andere Wendung. Er kam auf des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künsten namentlich zur Alchymie zur Sprache und der Leibdiener hatte seinen Unmuth bald wieder vergessen; denn nach dem Sprichwort: wie der Herr, so der Diener, hatte auch er eine hohe Meinung von jener wunder-

den Abgeordneten ein schriftliches, vom Herzog unterschriebenes Gelübde einhändigte, worin dieser versprach, die Gesetze des Ordens, so weit sie der Verfassung des deutschen Reichs, seiner Treue gegen dieses und dessen Oberhaupt, seinen früher andern Orden und Freunden geleisteten Versprechungen nicht zuwider wären, so zu halten, daß das Haupt des Ordens daraus seine Treue, dessen Mitglieder seine aufrichtige Freundschaft zu erkennen vermöchten!

Alsdann sprach der Gesandte: Erlauchter Herr, die edle Genossenschaft des Ordens vom blauen Hosenband nimmt Euch als Freund und Mitbruder auf und schickt Euch zum Zeugniß dessen die Ordenszeichen. Gebe Gott, daß Ihr sie zu seiner Ehre, zum Schmuck und Gedeihen des preiswürdigen Ordens und Eurer selbst empfangen und tragen möget! Mit diesen Worten befestigte er das mit Gold und Edelsteinen gezierte Hosenband, worauf die bekannte Devise gestickt war: **Honny sout, qui mal y pense,** dem Herzog mit einer goldenen Schnalle am Fuße unter dem rechten Knie und hing ihm die Ordenskette um. Diese bestand aus goldenen Muscheln, welche mit künstlich geschürzten Knoten vom nämlichen Metall wechselten und an ihr hing eine Medaille mit dem Bilde des heiligen Georg, des Drachentödters. Nachdem dieß vollbracht war, beide Abgeordneten den Herzog beglückwünscht und sich dreimal vor dem königlichen Thron verneigt hatten, kehrten sie auf ihre Sitze zurück. Die Festpredigt hielt der Probst Johann Magirus über den Text: Die Könige der Heerschaaren sind Freunde untereinander

(Psalm 6, Vers 13). Er führte darin weiter aus, daß es ein großes Glück sei, wenn christliche Herrscher mit einander innig und in gutem Vernehmen lebten und gab die rechtmäßigen Mittel zur Erlangung und Erhaltung dieser Einigkeit an. Nun begann die Musik von Neuem. Zuerst ertönten die feinen Discantstimmen der jüngeren Knaben, unter denen vornämlich zwei, welche als Engel gekleidet waren, sich auszeichneten, indem sie mit ihren Nachtigallkehlen den Engelsgesang nachahmten, mit großer Kunst und bewunderenswerther Geläufigkeit der Zunge trillerten. Hierauf vernahm man auch die Tenorstimmen der ältern Knaben und zuletzt fielen die Altisten und Baßisten, unter Begleitung der Instrumentalmusik, mit ihren tiefen Stimmen ein, so daß eine liebliche, den Ohren schmeichelnde Harmonie entstand. Indessen drängte sich das fürstliche Gefolge um den Herzog, welcher „strahlend auf seinem Throne saß." Zuletzt, als die Orgel das Zeichen zum Schlußchor gab, der kräftig durch die hohen Kirchenhallen erschallte, nahte sich der Ordensherold dem Herzog von Neuem, welcher unter dessen Vorantritt zum Altar trat, um das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Opfer darzubringen. Es bestand aus fünfzig neugeprägten Dukaten mit seinem Bilde, dem wirtenbergischen Wappen und dem Reichsadler, welche nachher unter die Armen vertheilt wurden. Dann bewegte sich der ganze Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen war, unter Trompetengeschmetter und dem donnernden Beifallsrufen der Zuschauer ins Schloß zurück.

Nachdem die Letzten des Zugs den Schloßhof betreten

eines Hauses, als aber mein Blick sie traf, trat sie erschrocken zurück. Das Haus hab' ich mir wohl gemerkt, es steht an der Ecke einer engen Gasse und ist mit den Steinbildern der Mutter Gottes und des heiligen Christophs geschmückt. Da wohnt ja der Landschaftsadvokat Broll, entgegnete Degenfeld, und das Mädchen wird wohl seine Tochter sein, deren Schönheit ich schon früher rühmen hörte. Aber ich kann euch hier von eurer Liebeswerbung wenig Erfolg versprechen; der Vater ist ein alter, teutscher Bär, der euch, wenn er eure Absicht merkt, kurz abfertigen wird; überdieß ist seine Tochter mit einem Amtsgenossen, dem jungen Bidembach versprochen und der läßt auch nicht mit sich spaßen. Je schwieriger der Kampf, desto glorreicher der Sieg, sprach Firks, ich lasse mich dadurch nicht abschrecken. Nun so versucht denn euer Glück, sagte Degenfeld, denkt aber doch ein wenig über die Sache nach und jetzt schlaft wohl!

Degenfeld hatte richtig geurtheilt; dem schönen Liefländer, der sonst sich so manchen leichten Siegs über Mädchenherzen zu rühmen wußte, wollte es bei Marie Broll nicht gelingen. Er ritt fleißig am Hause vorbei und gab hier seine besten Reitkünste Preis, aber das Mädchen zeigte sich nie am Fenster; nur die Gassenbuben und die Marktleute staunten den gewandten Reiter an und stoben rasch auseinander, wenn dieser im Zorn auf sie losritt. Beim Kirchgang war Marie entweder von ihrer Mutter, oder von einer alten Dienerin begleitet und schlug, wenn sie ihren ungebetenen Liebhaber er-

blickte, sittsam die Augen nieder. Da sann Firks auf ein anderes Mittel, sich ihr zu nähern; dem Hofrath, dem Günstling des Herzogs, konnte der Landschaftsadvokat seine Thüre nicht verschließen und so trat denn einsmals der Edelmann ganz unerwartet in Brolls Familienzimmer. Er wußte sich gar fein zu benehmen; einen so angesehenen und seiner Verdienste wegen so geachteten Mann, sprach er, habe er längst auch persönlich zu kennen gewünscht; er erzählte von seinen Reisen, von den Merkwürdigkeiten fremder Länder und gab sich alle Mühe, seine Liebenswürdigkeit ins rechte Licht zu stellen. Auch hatte er, nach Degenfelds Rath, seine gewöhnliche Leichtigkeit völlig bemeistert und so erschien er denn auch wirklich als ein bescheidener, einnehmender junger Mann. Die Besuche wurden, zum großen Aerger Brolls, der ihren Zweck bald merkte, fortgesetzt und Firks erschien dabei immer als der vollendetste Stutzer seiner Zeit gekleidet. Seine von Wohlgerüchen duftenden Haare waren zierlich gekräuselt, der Bart über der Oberlippe und am Kinn gar sorgfältig geordnet; er trug einen seidenen, mit Goldborten besetzten Mantel, ein enganschließendes Wamms von schwarzem Sammt, auf dem eine schwere goldene Kette glänzte; die Beinkleider von Atlas waren mit Kniebändern von Goldstoff versehen, die Strümpfe von glänzend weißer Seide und die Schuhe haben lange schöngebogene Schnäbel. So stand der fremde Edelmann, vor Marien und suchte mit süßem Geschwätz ihr Herz zu bethören, wurde ihr aber dadurch immer noch widerwärtiger. Sie klagte auch dem Bräutigam ihre Noth

will ich mich jetzt in den Adler begeben und mir's wohl sein lassen; denn so ein Fest kommt nicht alle Tage.

Die Umstehenden zauderten nicht, Martin's Beispiel zu folgen und in kurzer Zeit sah man auf dem Platze Niemand mehr als eine Schaar zerlumpter Bettler, welche in Erwartung des Abtrags vom Mahl des Hofgesindes, den man ihnen versprochen hatte, sich indeß an den süßen Düften labten, welche ein leichter Wind vom Speisesaal her ihnen zuführte. Schnuffelnd erhob einer von ihnen die lange Nase und sprach: Jockele, wenn d'Brota so riechet, müßt se wärle gut sei. — Jo, so riechet se, Hansjörg, entgegnete der Angeredete, i hans selber a mol g'spürt, wo se en Brota an mer verbeitrage hent.

Das Mahl am heutigen Festestage war aber wirklich auch ganz dazu geeignet, um den verwöhntesten Feinschmecker jener Zeit zu befriedigen. Luft, Erde und Wasser lieferten dazu, was sie Köstliches hatten, auch der Pfau, noch prangend im bunten Farbenglanze seines Schweifes, einst das Hauptgericht bei festlichen Rittermahlen, fehlte nicht, und damit nicht nur der Gaumen, sondern auch das Auge ergötzt werde, sah man kunstreiche Schauessen aufgestellt. Ein Mann von gewaltiger Größe, welcher den Herkules vorstellte, schlug zwei Gegner nieder; Minerva im vollen Waffenschmuck stand auf einem von vier Säulen getragenen Bogen, unter welchem die Bekehrung des Apostels Paulus dargestellt war; Merkur, der Götterbote, schwang seinen Heroldstab und ein nackter Reiter gallopirte auf einem weißen Roß dahin. Aus grünen Zweigen von Pomeranzenbäumen, welche voll von

Zudringlichkeit zu schützen wissen. Ihr seid in der That ein trefflicher Beschützer, lachte der Hofrath, wie ich euch bald zeigen werde; ihr sollt noch mehr von mir hören. Zürnend verließ er das Zimmer und nur zu bald wurde seine Drohung wahr.

Im Schlosse traf Firks auf Degenfeld, der ihm ein Schreiben reichte mit den Worten: da seht selbst, welchen Ton sich die Landschaft gegen unsern Gebieter erlaubt, und der, welcher dies Schreiben aufgesetzt hat, ist kein anderer, als euer Nebenbuhler bei der schönen Marie Broll, das ist ja herrlich, rief der Hofrath und paßt vortrefflich zu meinen Absichten. Er erzählte hierauf Degenfeld den Auftritt mit Bidembach und beide waren bald mit ihrem Plane fertig.

Sie gingen ungesäumt zum Herzog, den die Beschwerden und Wünsche, der Vorwurf, daß er die Fremden den Landeskindern vorziehe, die Warnung, sich nicht in auswärtige Kriege und Händel einzulassen und noch so manche andere Stelle im landwirthschaftlichen Schreiben sehr in Harnisch jagten.

Bei dieser Stimmung Friedrichs war es beiden, besonders da Firks sich nicht scheute, zu behaupten, Bidembach habe in der Unterredung mit ihm Drohworte gegen den Herzog ausgestoßen[1], nicht schwer, diesen zu einem Gewaltschritte gegen den Landschaftsadvokaten zu bewegen. Noch am Abend desselben Tages wurde Bidembach verhaftet und in ein sonst nur für Missethäter bestimmtes Gefängniß gesetzt. Diese That erregte großes Aufsehen; der Vater des Gefangenen, Friedrich

Bidembach, Prälat in Bebenhausen, verfiel in Schwermuth und stürzte vom Thurme seines Klosters herab; Marie, welche ihre Eltern sogleich aus Stuttgart entfernt hatten, härmte sich in der ländlichen Zurückgezogenheit eines fernen Schwarzwalddorfes ab, und die Landschaft bat vergebens um Gnade für ihren Advokaten, hiebei an die Verdienste seines Vaters und seines mütterlichen Großvaters, des berühmten Johann Brenz, erinnernd. Solchen schädlichen Narren, sprach der Herzog, muß man mit Kolben lausen. Erst als er den schlimmen Eindruck, den sein Verfahren im Lande gemacht hatte, genauer erfuhr, gab er den Verhafteten los; doch mußte er schwören, nirgends wider ihn zu klagen oder Rache zu suchen; auch wurde er aller fürstlichen und landschaftlichen Dienste für unfähig erklärt. Später erst sah der Herzog sein Unrecht ein und Bidembach erhielt eine Stelle im Oberrath und seiner Verbindung mit Marien stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Aber Firks wurde ebenfalls vom gerechten Strafgerichte ereilt. Er kam mit dem Grafen Conrad von Tübingen und mit Matthäus Enzlin von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurück. Als ihr Wagen im Schwarzwald bei Schömberg eine steile Staige herauf fuhr, stiegen sie aus und gingen zu Fuß voran. Der Graf von Tübingen beschmutzte zufällig die Stiefel des Hofraths, der darüber in solchen Grimm gerieth, daß er den Grafen herausforderte. Da beide betrunken waren, entstand sogleich ein heftiges Gefecht, dem Enzlin, welcher bei dem Versuch, Frieden zu stiften, verwundet wor-

den war, entfloh. Firks rannte dem Grafen den Degen durch die Brust und machte sich schnell davon. Indeß nahte sich das Gefolge, man verband den Verwundeten und brachte ihn im Wagen nach Schönberg, wo er aber nach sieben Tagen starb (den 25. Jan. 1600). Firks ging nach Kurland; als man aber seine Auslieferung hier begehrte, ritt er heimlich davon und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.

William Shakspeare in Stuttgart.

Während seines Aufenthalts in London hatte Herzog Friedrich auch das Theater daselbst besucht und grossen Gefallen daran gefunden. Da er nun die Nachricht erhielt, daß eine Schauspielergesellschaft von da in Teutschland angekommen sei, lud er sie ein, auch seinen Hof zu besuchen und bereitwillig folgten die Engländer dieser Einladung.

Schon ziemliche Zeit, ehe sie wirklich kamen, bildeten sie bei Hofe den Hauptgegenstand der Unterhaltung und auch in der Stadt wurde viel von den zu erwartenden fremden Gästen gesprochen. Wer etwas Genaueres von ihnen erfahren wollte, durfte nur in den Hirsch gehen, wo Cäsar Morel, welcher dieses Wirthshaus jede Woche einigemal seines Besuches würdigte, noch immer sich von einem ansehnlichen Kreise von Zuhörern umgeben sah. So saß er damals auch in der Mitte der ehrbaren Bürger Stuttgarts und führte das große Wort. Ihr habt vollkommen Recht, Meister Kornyßel, sprach er, zu London da verstehen sie es, Schauspiele kunstreich

Im April 1604 erschien dann eine wirtenbergische Gesandtschaft beim Ordensfest in Windsor, um dem König Jakob zugleich den Dank des Herzogs für seine Aufnahme in den erlauchten und berühmten Orden des Hosenbandes abzustatten. Friedrich selbst aber beging das Ordensfest jedes Jahr zu Stuttgart mit großen Feierlichkeiten.

Die Goldmacher und die Juden.

In einem Gemach des alten Schlosses saß zornfunkelnden Blickes Herzog Friedrich und vor ihm stand zitternd ein Mann mit grauen Haaren, welche sein tiefgefurchtes, von Leiden und Kummer entstelltes, Antlitz beschatteten. Es war der Goldmacher David Bürkheimer, welcher mit drei Gehülfen im Frühling 1596 in Stuttgart angekommen war und dem Herzog seine Dienste angeboten hatte. Betrogen habt ihr mich, rief Friedrich; ihr gebt euch für einen großen Künstler aus und versprecht mir, aus jedem Mark Silbers acht Loth Gold zu liefern und was habt ihr geleistet? Aber ihr sollt mir dafür büßen. — Gnade! Gnade! flehte auf die Knie sinkend der Alchymist, ich selbst bin betrogen worden; ich war ein wohlhabender Mann und konnte gemächlich leben, da kam der verruchte Johann Hasenbüchler und beredete mich, Gold mit ihm zu machen. Mein Vermögen ging in Rauch auf, der böse Schalk aber wußte mich immer noch im Wahne zu erhalten, als ob an seiner vorgeblichen Kunst etwas Wahres sei und überredete mich, mit ihm zu Euer Durchlaucht zu gehen, die als ein Lieb-

feurigen Augen. Ich freu' mich wahrhaftig recht sehr, den lustigen William wieder zu sehen.

Aber was spielen sie denn? sagte ein Anderer. Was sie spielen, erwiederte Morel, ganz wunderschöne Stücke, bald lustige, bald traurige, und die schönsten, die ich sah, hatte mein Freund William verfaßt; der versteht es meisterhaft, die Zuschauer bald zum Lachen, bald zum Weinen zu bringen und seine Personen sprechen ganz natürlich, jede nach ihrem Stand, ihrer Art und Weise. Da kommt so ein dicker Kerl vor, ich glaube, sie nannten ihn Fallstaff, ein wahres Weinfaß, ein gewaltiger Fresser und Säufer, der den Eisenfresser spielt, und im Grunde doch, wenn es gilt, eine feige Memme ist. Am besten aber hat mir das Stück gefallen, in welchem ein Prinz von Dänemark erscheint, der mit seines ermordeten Vaters Geist spricht. Diesen Geist spielte mein Freund William so gut, daß es wirklich schauerlich anzuhören und anzusehen war und einem ganz kalt über den Rükken lief. Sein eigener Bruder hatte diesen König von Dänemark getödtet, dafür aber befördert dann ihn der Prinz auch aus dem Leben, stirbt jedoch ebenfalls, von einem vergifteten Degen getroffen.

Das ist ja eine grausame Geschichte, sagte Meister Kornyßel, wo zuletzt Alles umkommt. Das nennen sie, fuhr Morel fort, indem er noch eine wichtigere Miene annahm, als zuvor, eine Tragödie; wenn das Stück aber lustig ausgeht, heißt es eine Komödie. Um aber so etwas zu erfahren, muß man freilich mit hohen Herrschaften reisen und nicht mit dem Stock in der Hand

und dem Wanderbündel auf dem Rücken herumziehen. Doch ich verweile mich zu lange; heute Nacht kommen die englischen Schauspieler und da ist noch so Vieles zu rüsten und zu besorgen. Darum guten Abend! Die Bürger unterhielten sich noch einige Zeit über die Wunderdinge, welche sie eben gehört hatten; dann aber brachen sie auch auf, um zu Hause die wichtige Neuigkeit von der bevorstehenden Ankunft der Fremden zu verkündigen.

Die Engländer kamen wirklich auch noch in derselben Nacht, den 10. Mai 1597, zu Stuttgart an; der Leibdiener aber, um seinen Herrn beschäftigt, konnte sie nicht sogleich begrüßen. Er ging daher am andern Morgen früh in das Lusthaus, wo schon eine emsige Thätigkeit herrschte, weil im großen Saale desselben die Schaubühne für die Engländer aufgeschlagen wurde. Die Arbeiten dabei leitete der Hofrath Benjamin von Bouwinghausen zu Walmerode, ein sehr gebildeter, mehrerer neuen Sprachen kundiger Mann, welchen der Herzog vornämlich zu Sendungen ins Ausland brauchte und der auch als Gesandter in London gewesen war. Der erste seiner englischen Freunde, den Morel erblickte, war der unter dem Namen des lustigen Williams uns schon bekannte Shakspeare. Ihn zärtlich umarmend, sprach der Leibdiener: Es freut mich ungemein, euch auch einmal wieder zu sehen und zwar frisch und gesund: es muß euch indeß gut gegangen sein. Was macht denn der wilde Eberskopf in Eastcheap, geht es immer noch recht lustig her? Der Angeredete sprach lächelnd: Willkom-

men, großer Cäsar! unüberwindlich im Kampf mit Sekt und Doppelbier, euer Anblick erquickt mein Herz; denn ich glaubte schon, die salzige Fluth des Ozeans habe euch verschlungen. Aber Gottlob! ich sehe, daß ihr ganz wohl auf seid und euch der Rede tönender Schwall noch immer frisch von den Lippen strömt. Ha! Ha! lachte Morel, ihr seid noch immer der alte Spaßvogel; aber sieh', da treff' ich ja noch mehr alte Bekannte; willkommen Herr Burbage, willkommen Herr Green, willkommen all' ihr Herrn, ich hoff', es soll euch wohl gefallen hier zu Lande.

Der erste Empfang wenigstens war ganz vortrefflich, erwiederte Green, und wenn der Humor so fortgeht, so reut es uns nicht, hieher gekommen zu sein. Wir haben uns in dem Garten da ein wenig umgesehen und wahrhaftig, ich muß gestehen, daß der Pack zu Windsor nichts Schöneres aufzuweisen hat; dieser Saal hier würde das Schloß des mächtigsten Monarchen zieren. Da habt ihr Recht, vollkommen Recht', sprach Morel, und was den Humor betrifft, wie ihrs nennt, der soll immer noch besser werden. Ich bin gerade gekommen, um euch, ihr Herrn, zum Morgenimbiß einzuladen. Das war den Fremden gar nicht unangenehm. Voran, du Römerheld, sagte Shakspeare, wir folgen dir und führtest du uns zu den finstern Schatten des wilden Emilius, schaffst du nur Wein und saft'gen Braten uns. William ist heute wohl aufgelegt, sprach im Fortgehen Burbage zu Green, wir bekommen heute gewiß noch viel über den hochmüthigen Lakeien zu lachen.

Nach der Mittagsmahlzeit erschien Herzog Friedrich selbst, von Bouwinghausen und einigen Hofleuten begleitet, im Falkenhause, welches er zur Aufnahme der fremden Gäste hatte einrichten lassen. Er war sehr freundlich und sprach mit jedem von ihnen, am längsten mit Shakspeare. Seit wir England verließen, habt ihr, sagte er, wie ich von Bouwinghausen höre, wieder mehrere neue Stücke gedichtet, hoffentlich werdet ihr während eurer Anwesenheit in Stuttgart auch einige davon aufführen. Der Dichter versprach dieß und Friedrich fuhr fort: Was macht euer Freund, Ben Johnson, schreibt er auch noch für die Bühne? Er ist wohl auf, Durchlauchtiger Herr, antwortete Shakspeare und erinnert sich noch immer dankbar an die große Gnade, welche Eure Durchlaucht ihm erzeigten. Nachdem der Herzog nun noch seinem Leibdiener befohlen hatte, den Engländern nichts abgehen zu lassen, kehrte er ins Schloß zurück.

Schon am nächsten Tage war die Schaubühne im großen Saal des neuen Lusthauses eben so schnell als schön eingerichtet und am Abende noch wurde die erste Vorstellung hier gegeben. Der ganze Hof war dabei gegenwärtig, auch hatte Friedrich die in Stuttgart anwesenden Adelichen, die Kanzleiherren und die vornehmsten Bürger der Stadt dazu einladen lassen. Obwohl nun die wenigsten von ihnen verstanden, was die Schauspieler sprachen, so konnten sie nachher doch nicht genug Worte finden, um zu erzählen, wie Alles so kostbar und prächtig gewesen sei. Auch einige ungebetene Gäste hatten

sich durch Begünstigung der Hofdiener eingeschlichen; unter ihnen gab Gretchen, die Tochter des Meisters Kornyßel, welche der Leibdiener aus Freundschaft für ihren Vater eingeschmuggelt hatte, die aufmerksamste Zuhörerin ab.

Als sie wieder nach Hause kam, rief ihr die Mutter entgegen: Hast jetzt dein' Naseweisheit b'friedigt, Mädle, aber was ist's denn mit der, fuhr sie fort, als sie das weinende Mädchen genauer ansah, du heulst ja wie a Schloßhund. Die wälsche Possereißer werdet der doch ner thau hau? Ach! Mueter, antwortete Gretchen, mir ist ner gschea, aber die G'schicht mit dem schöne Frele und dem schmucke Herre, die ist grausig — und damit begann Gretchen von Neuem zu weinen und zu schluchzen. Was ist's denn mit dene, was hendse und was ist en g'schea? fragte die Mutter. Was wird en g'schea sei, war die Antwort, er hot en giftige Trank nag'schluckt, und sie hot se a Messer in Leib g'stoßa. Ist's möglich, rief die Mutter, so ebbes hot g'schea könne, wo der Herzog und so viel vornehme Herre darbei gwea sind, die hents glitte? Ach! du meine Güte, was ist wirklich für a Welt! — Das ist nur so zum Schein geschehen, werthe Frau Meisterin, unterbrach hier eine dritte Person das Gespräch. Es war der hochgelehrte Benedikt Quällenzer, wohlbestallter Schulmeister zu Stuttgart, zugleich ein großer Poet und Meister in der Kunst, Reime zu schmieden, **threnodias, epicedia, hymenaeos, epithalamia** und andere artificiöse und sinnreiche Carmina, wie er selbst zu sagen pflegte. Dergleichen kommt auf den

theatra oft vor, absonderlich in den tragoediis, wo es bisweilen hergeht, daß man gleichsam mit jenem Alten ausrufen könnte: **Ubi est Alexander magnus? Mortuus est. Ubi est Helena? Mortuus est. Omnia mortuus est.** Die **histriones** aber, welche dergleichen agiren, stehen nach vollendeter **tragoedia** wieder gesund und frisch auf. Aus dem, was eure Tochter hier gesprochen von dem doppelten **succidio**, kann ich schon merken, daß ein wichtiger **casus tragicus** aufgeführt wurde, wie deren in **historia et mythologia** gar viele vorkommen. Herr Schulmeister, unterbrach ihn die Meisterin, i hans üch jo schon oft g'sait, daß e von eurem Kauderwälsch ner verstand. Sel merke, daß se koin Stück aus der Bibel aufg'spielt hent, wissa aber möcht' e, was es denn so eigentlich gwä ist. Jo! gucket Mueter, sprach Gretchen, welche sich indeß wieder ein wenig gefaßt hatte, von dem Gewälsch hau e au net a Brösele verstande, z'erste aber do hent se ananander gar todtschlage wölle; aber a Prinz ist komme und hots en g'wehrt; no send se wieder gwä, hent g'molte G'sichter vorbunda, tanzt und musicirt; au ist a paarmol a Kapuziner komma, des schöne Frele aber und den schmucke junge Herre hot mer net z'samma lasse wölla und doch hent se ananander grausig lieb g'het. Druf ist se g'storba und se hent se uf'm Kirchhof in a G'wölb g'legt; aber was g'schieht, er kommt und au a anderer junger Herr, die fanget Händel mit ananander an und er verstîcht en; no zieht er a Gläsle mit Gift raus und verschluckt's. Wie er no so maustodt do leit, wacht auf eimol sei Schatz wieder

uf, fängt an z'jammern und verstickt se. Des sind rechte Narretheia, wie könnet no Christamenscha so ebbes treiba und anseha; Mädle, du derfst mer nemma he.

Ihr habt wohl gesprochen, Frau Meisterin, begann hierauf Benedikt Quällenzer wieder; der Autor solcher Tragödie muß den Aristotelem nicht studirt haben, sonst würde er nicht also comica mit tragicis vermischen, das versteh' ich besser und weil, wie es scheint, Seine Durchlaucht die Tragödie lieben, so will ich alsbald eine ächte tragoediam verfassen, deren Gegenstand auch der Tod zweier Amanten sein soll; die werd' ich denn Seiner Durchlaucht allerunterthänigst überreichen und mir die hohe Gnade ausbitten, sie mit einigen guten Freunden vor derselben agiren zu dürfen.

Ja! das will ich, rief der Poet, hocherfreut über seinen klugen Einfall und war verschwunden, ehe noch die Meisterin Worte finden konnte, ihn von seinem närrischen Vorhaben abzubringen.

Das Trauerspiel „Romeo und Julie", denn daß dieses aufgeführt worden war, haben meine schönen Leserinnen aus Gretchens meisterhafter Darstellung schon gemerkt — hatte großen Beifall beim Herzog und allen Kennern erlangt und am nächsten Tage war Shakspeare um eine schwere goldne Kette, die ihm Friedrich verehrte und um eine feurige Umarmung seines Freundes Cäsar reicher. Letztere mochte ihm minder behagen als erstere; denn als er sich aus des Leibdieners ihn umklammernden Armen wieder frei gemacht hatte, rief er: Zum Teufel, ihr seid tüchtig armirt, Held Cäsar,

ihr könntet gleich dem Herkules einen Antäus ersticken. Seine Gefährten lachten und Morel, obwohl er die Anspielung nicht recht verstand, ging mit ihnen; dann setzten sie sich zum Mahle nieder, bei dem wir sie lassen wollen, um nach unsrem begeisterten Poeten zu sehen.

Benedikt Quällenzer hatte bald einen Stoff gefunden, von dem er überzeugt war, derselbe werde ein würdiges Gegenstück zu Sheakspeares Trauerspiel liefern, und sich nun flugs auf den Pegasus gesetzt, welcher die Sporen des Reiters fühlend, pfeilschnell mit ihm davon eilte. So war denn das Meisterstück bald fertig; es hatte, wie in dem trefflichen Prologus zu der trauer- und schauervollen Tragödie weiter auseinander gesetzt wurde, die erschreckliche Geschichte des Pyramus und der Thisbe zum Gegenstand.

Wie beide sich zu Nini's Grab bestellt, allein
Die treue Thisbe, die des Nachts zuerst gekommen.
Ein gräßlich wildes Thier, mit Namen Löwe groß,
Thät' schmähen, ja vielmehr erschrecken, daß sie blos
Den Mantel fallen ließ und d'rauf die Flucht genommen.
D'rauf dieser schnöde Löw' in seinen Rachen nahm
Und biß mit Blut befleckt den Mantel lobesam.
Sofort kommt Pyramus, ein Jüngling weiß und roth,
Und find't den Mantel da, von seiner Thisbe todt.
Worauf er mit dem Deg'n, dem blutigbösen Degen
Die blut'ge heiße Brust sich tapferlich durchstach.
Und Thisbe, die indeß im Maulbeerschatten g'legen,
Zog seinen Dolch hervor und sich das Herz zerbrach.

Wohlgefällig überlas Quällenzer sein Werk, schrieb es dann sehr zierlich ab und überbrachte es dem ihm

ebenfalls bekannten Leibdiener, mit einem Zueignungsgedicht an den Herzog, dessen Anfang wenigstens ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten will.

Er lautete also:

Durchlauchtigst Oberhaupt und Vater dieser Landen,
Fürst Friedrich, o Sonn, die bis daher gestanden
In vollem Licht ob uns, und Davids Zeiten gleich,
Ja über die regiert, an allem Segen reich,
Durch manche trübe Wolk' und finster Luft gedrungen,
Die endlich selbst den Neid durch Gottes Hülf' bezwungen,
Und so bisher dem Land in vollem Glanze strahlt,
Wie man die schöne Sonn' in ihrer Zierde malt,
Glückseliger! (Dieß Wort wir zu dem Namen setzen
Mit allem Recht) laßt uns, laßt uns an Euch ergötzen,
Uns, Eure Diener, laßt im Schmuck der grauen Haar',
Im Jugendschmuck und Glanz Euch schauen noch viel Jahr.

Der Herzog nahm Quällenzers Meisterstück gnädig auf und gestattete ihm, es vor dem Hof und seinen englischen Gästen aufzuführen. Mit großem Eifer begann der Schulmeister nun die dazu nöthigen Vorbereitungen; die wenigen, zur Agirung seiner Tragödie nöthigen **histriones**, um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen, hatte er bald gefunden; denn die Rolle des Pyramus übernahm er selbst, die Thisbe mußte sein Schulgehülfe, Balthasar Rennmayer, darstellen, da er noch gar jung und bartlos war und Meister Kornyßel, der eine gewaltige Baßstimme hatte, ließ sich leicht überreden, als Löwe aufzutreten. Seine Frau wollte Anfangs zwar nicht leiden, daß er solche Narrenpossen treibe; als ihr aber der Schulmeister vorstellte, wie der Meister dadurch dem Her-

zog und dem Hofe bekannt werde und einen bessern Verdienst erlangen würde, überdieß eine gute Belohnung zu erwarten habe, ließ auch sie es sich gefallen. Bei der Aufführung ging, wie wenigstens Quällenzer versicherte, Alles vortrefflich; der Löwe brüllte so gewaltig, daß die zarten Hoffräulein die Ohren zuhielten, Thisbe fistulirte, daß man die feinste Mädchenstimme zu hören glaubte, und der Schulmeister agirte und deklamirte mit dem rasendsten Pathos. Daß dem Löwen, als er nach Thisbes Mantel schnappte, die Kopfmaske entfiel, hatte nicht viel zu bedeuten; denn es kam dabei eine solche Fülle zottiger Haare des Meisters Kornyßel zum Vorschein, daß sie füglich für eine Löwenmähne gelten konnten. Zuletzt freilich passirte ihm noch ein kleiner Spuck. Als nämlich sein Freund Quällenzer so ausgezeichnet agirte, schlich der Löwe, diesem unbewußt, herbei, um sein treffliches Spiel in der Nähe zu sehen und als nun der lange, dürre Schulmeister sich gar herrisch erstach, fiel er der Länge nach auf den Löwen, der erschrocken auf die Hinterbeine sprang und nun zur großen Belustigung der Zuschauer als leibhaftigter Meister Kornyßel dastand. Der todte Pyramus aber zog den sich Sträubenden rasch in den Hintergrund und Thisbe durchstach ihr zartes Herz so rührend mit ihres Liebhabers blutigem Dolch, daß ein allgemeines Beifallklatschen, mit Lachen untermischt, sich erhob und der Herzog, der sich an der ganzen Scene sehr ergötzt hatte, die Schauspieler mit großem Lob und reichlich beschenkt entließ.

Niemand hatte der Aufführung mit mehr Aufmerk-

samkeit und größerem Wohlgefallen zugeschaut, als Shakspeare, welcher der Güte Bouwinghausens eine englische Uebersetzung des Quällenzerischen Meisterstücks verdankte. Green fragte ihn daher auch scherzend: Siehst du jetzt ein, William, daß du doch nicht der größte Tragiker unsrer Zeit bist? Merk' nur recht auf, daß dir keine der Schönheiten dieses Stücks entgeht. Burbage aber gab ihm nach geendigter Vorstellung seine Verwunderung zu erkennen, wie er einem solchem Machwerk so viel Aufmerksamkeit habe schenken können. Hierauf jedoch antwortete Shakspeare: In seiner Art ist dieß Machwerk vorzüglich und mir kommt es ganz geschickt. Ich hab' euch neulich den Plan meines neuesten Stücks, mit dem ich gerade jetzt beschäftigt bin, mitgetheilt, in ihm werd' ich die ganze Scene, welche wir eben ansahen, mit noch einem gehörigen Zusatz von Unsinn und Abgeschmacktheit, aufnehmen; wenn's auch bekannt wird, woher ich sie nahm, so hat's nicht viel zu sagen; sie haben mir ja auch früher schon vorgeworfen, daß ich mich gerne mit fremden Federn schmücke. Welch' prächtiger Kontrast zu Oberon, Titania und ihren zarten Elfen werden diese tölpischen, unbeholfenen Gesellen bilden! Daran erkenn' ich deinen Geist, William, sprach Green, der auch das zu benutzen weiß, was Andere als völlig unbrauchbar wegwerfen würden und ich freue mich schon jetzt darauf, diese tragischste aller Tragödien auf der Schaubühne zu erblicken; ja, ich erbiete mich, die Rolle des Pyramus selbst zu übernehmen und denke sie trefflich darzustellen;

denn ich bin mit vieler Aufmerksamkeit dem poetischen Spiele des Schulmeisters gefolgt.

Shakspeare hat auch Wort gehalten. Quällenzers Tragödie und ihre Aufführung lieferten ihm den Stoff zu dem ergötzlichen Zwischenspiel von Squenz und Kompagnie im Sommernachtstraum und mein patriotisches Herz ist hocherfreut, daß ich die Ehre der ersten Erfindung davon einem Landsmann, dem gelehrten Benedikt Quällenzer, Bürger und Schulmeister in Stuttgart, vindiziren kann. Auch die gelehrte Welt wird mir, wie ich hoffe, für diese Entdeckung und meine Bereicherung der ohnedieß schon so reichen Shakspeare-Literatur dankbar sein.

Der Mai hatte indeß seinen vollen Schmuck entfaltet und Thäler und Anhöhen mit seinem weißen und rosigen Blüthenschnee übergoßen; die Maiglöckchen in den frischgrünen Wäldern läuteten hell zur Maienlust: laue Lüftchen umspielten schmeichelnd die bunten, duftreichen Kinder des Lenzes und dem englischen Dichter, welcher nicht allein in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens drang, sondern auch gern die Natur in ihrem stillen Gange belauschte und ihrer Schönheit sich freute, wurde es ganz wohl um's Herz. Wollen wir nicht auch, sprach er zu seinen Freunden, „einen Maienmorgen begehen *)" und die schöne Gegend einmal genauer betrachten. Diese waren hiezu gleich bereit und der dienstfertige Morel sorgte für tüchtige Pferde aus dem herzoglichen

*) Aus dem Sommernachtstraum.

Marstall. So ritten sie denn an einem hellen kühlen Maienmorgen zum Thor hinaus und weit umher in den vom Frühling geschmückten Gefilden. Mancher Scherz, manche feine, treffende Bemerkung floß von Shakspeares Lippen und der Leibdiener wunderte sich sehr über die begeisterte Stimmung, in welche ihn die reizende Natur versetzte, für deren Schönheiten er in der schwülen, beengenden Hofluft allen Sinn verloren hatte, gab sich aber dennoch, zur nicht geringen Ergötzung seiner Begleiter, alle Mühe, in des Dichters Ton mit einzustimmen. Da rief ihm, als sie auf einer Höhe hielten, um der schönen Aussicht zu genießen, Shakspeare zu:

„Siehst du das zarte Blümchen dort,
Sonst milchweiß, purpur nun durch Amors Wunde,
Die Mädchen nennen's Lieb' im Müßiggang,
Hol' mir die Blume, denn ihr Saft,
Geträufelt auf entschlafene Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur,
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft. *)

Dieß war dem Leibdiener doch zu viel; ihr treibt euern Scherz mit mir, Herr William, sprach er, solche Wunderkräfte kann das Blümlein dort unmöglich haben, es sieht ja nicht besser aus als eine Gänseblume. Lachend entgegnete Shakspeare: Probirt's nur einmal, Freund Cäsar, und ihr werdet sehen, ob ich die Wahrheit sprach oder nicht. Morel jedoch schüttelte ungläubig den Kopf und sie ritten weiter. Der Leibdiener versäumte nicht,

*) Aus dem Sommernachtstraum.

sie auch nach der alten Stammburg des wirtenbergischen Fürstengeschlechts zu führen, wo ein Frühstück eingenommen werden sollte. Lange verweilte, versunken im Anblick der lieblichen Gegend, Shakspeare auf dem steinernen Altan der Burg und rief dann: Schön seid ihr, meiner Heimath Gefilde, ihr Gestade des rauschenden Avon; doch im Lenzesschmucke prangt dieses Thal noch herrlicher als ihr; gleich einem Silberband durchzieht der Fluß dessen buntgewirkten Teppich und die Dörfer liegen so still in seinem Grunde oder an seinen rebenbekränzten Abhängen und ruhen friedlich unter dem Schutze ihrer Gotteshäuser! Die Gegend ist schön, fiel hier Morel dem begeisterten Dichter ins Wort; ich hab's euch schon gesagt; aber wer, wie ich, so weite Reisen mit Seiner Durchlaucht machte und dadurch auch in der Baukunst sich einige Kenntnisse erwarb, der wird doch gestehen müssen, daß die Bauart, absonderlich auch jener Kirchen, viel schöner sein könnte. Dieser Wasserguß kalter Prosa störte den Dichter sehr unsanft in seiner Begeisterung, und er rief aus: O Cäsar, Cäsar; für diese Rede hast du einen zweiten Brutus und Cassius verdient! Seine Gefährten lachten laut auf und das Gespräch nahm eine lustige Wendung.

Die Prosa hatte sich aber heute recht eigentlich gegen die Poesie verschworen. Als Shakspeare wieder in Stuttgart ankam, war die erste Person, welche er erblickte, Benedikt Quällenzer, welcher erfahren hatte, daß der Dichter lateinisch spreche, und sich nun nicht abhalten ließ, seinem Mitbruder im Apollo, wie er ihn nannte, einen Besuch

abzustatten. Ach! seufzte Shakspeare, als er ihn sah, jetzt ist's vollends aus mit der Poesie, da kommt gar der Pyramus der Tragödie,

> ein Schulmonarch, ein Knabenbändiger,
> dem an Großhaftigkeit kein Staubsohn gleicht!

Er hatte sich aber schnell gefaßt und nun war es ein ergötzliches Schauspiel, den Dichter und den Poeten einander gegenüber zu sehen und zu hören, wie letzterer den ersteren in hochtrabender Weise begrüßte, mit sich und seinen Werken bekannt machte und ihm mehrere seiner lateinischen Gedichte, gar sauber und zierlich geschrieben, überreichte. Denn seit Herzog Friedrich dem Dichter die goldene Kette umgehängt hatte, räumte Quällenzer diesem doch bescheiden den Vorrang ein. Shekspeare spielte seine Rolle meisterhaft und wußte den Schalk unter allerlei bombastischen Redensarten zu verbergen, so daß der Schulmonarch mit der Aufnahme, welche er bei ihm gefunden hatte, sehr zufrieden war. Noch lange nachher erzählte er mit großer Selbstzufriedenheit, wie freundlich sich sein **confrater in Apolline**, der englische Dichter gegen ihn bewiesen habe und bedauerte nur, daß er aus Unkenntniß der englischen Sprache dessen vortreffliche **tragoedias et comoedias** nicht lesen könne. Gretchen Kornyßel aber gab noch oft die rührende Geschichte von dem Frele und dem Junker im Kreise ihrer Gespielinnen Preis und die heißen Zähren, welche sie dabei jedesmal vergoß, bewirkten, daß auch die Thränenschleußen ihrer Freundinnen sich mit öffneten. Am meisten

jedoch brüstete sich im Hirsch Cäsar-Morel mit der Freundschaft des englischen Dichters, von dessen großen Vorzügen er auch die ehrsamsten Bürger Stuttgarts vollkommen zu überzeugen wußte; er wurde nicht müde, von ihm und seinen Genossen zu erzählen, welche in den letzten Tagen des Mai's, wohl zufrieden mit ihrer Aufnahme und reichlich vom Herzog beschenkt, Stuttgart wieder verlassen hatten.

So wirktest du auch während deines kurzen Aufenthalts in Wirtenbergs Hauptstadt Großes, herrlicher „Schwan vom Avon“ und es freut mich sehr, daß ich der erste war, welcher seinen Landsleuten verkündigen durfte, wie einst auch Stuttgart das Glück hatte, den unsterblichen Shakspeare in seinen Mauern zu sehen.

Das Ordensfest.

Die Prophezeiung Morels, daß der glänzende Hofstaat, die Prachtliebe und die vielen Feste Friedrichs den Bewohnern Stuttgarts nicht nur Unterhaltung, sondern auch Gewinn verschaffen würden, war richtig eingetroffen, aber eben so auch die Befürchtung patriotisch gesinnter Männer, wegen des Eindringens fremder Sitten und Thorheiten. Seine französische Leibwache hatte der Herzog zwar, weil ihre allzu ausgelassene Aufführung großen Unwillen erregte, gleich im November 1593. wieder fortgeschickt; aber an seinem Hofe traf man noch immer genug Fremde, Franzosen, Engländer und Italiener. Jede Jahreszeit brachte andere Feste und Vergnügungen, Ringelrennen und Fußturniere, Schießen mit

Armbrust und mit Feuergewehren, Fechtspiele, Tänze und Konzerte. Die Zahl aller zum Hof gehörigen Personen betrug gegen 400; neben den höheren Hofbeamten fand man da eine wohlbesetzte Hofmusik, welche der kunstfertige Johann Konrad Raab als Kapellmeister dirigirte, eine 40 Mann starke Trabantenschaar, lauter stattliche, hochgewachsene Männer, unter den Befehlen des Hauptmanns Rudolph Reinhard, ein starkes Jagdpersonal, viel Köche und andere Diener, Kämmerer, Lakeien, Jungen, Knechte, Hofmeister und Boten, auch einen ansehnlichen Marstall mit Pferden, Maulthieren und Eseln, selbst zwei Kameelen, welche der nach Kunst- und Natur-Seltenheiten begierige Herzog mit schweren Kosten herbeigeschafft hatte, die aber bald dem ungewohnten Klima erlagen. Auch einen Zwerg, Stenglin, hielt der Herzog, ein kleines niedliches Männlein, das bei ihm in großer Gunst stand und wegen dessen einmal der Stallmeister Haugwitz scharf gestraft wurde, weil er „trunkener Weise die Wehr gegen es zuckte.“ Die Hofdiener aber waren ein ausgelassenes, übermüthiges Volk, welches allerlei Unfug trieb, sang, schrie und lärmte, nirgends lieber aber sich verweilte, als in Weinschenken oder beim Essen in der Turnitz. Der Hofmarschall selbst klagte, daß sie sich „wie die Säue“ aufführten und daß selbst das niedere Gesinde zur Mahlzeit „Weißbrod, Braten und Fische“ begehre. Solche Leute konnten auf Stuttgarts männliche Jugend keinen guten Einfluß ausüben und wirklich ging es oft gar ausgelassen her. Dieß war besonders während der Fastnachtszeit der Fall, wo sich die Leute „schier toll und

rasend" stellten, mit Masken und in „Butzenkleider" vermummt umherliefen, mit Kuhschellen, Fuhrmannspeitschen und schrecklichem Gebrüll den ärgsten Lärmen verführten und Tag und Nacht allerlei Muthwillen ausübten. Der Herzog aber war hierin sehr nachsichtig; wenn Beschwerden über die Fastnachtstollheiten bei ihm geführt wurden, achtete er nicht darauf, sondern meinte, man könne Niemand eine gebührliche Fastnacht wehren.

Bei den höheren Ständen fanden auch die fremden Sitten und die Romane des Auslands, welche die Wälschen zuerst in das Land brachten, vielen Eingang. Schauer und Erstaunen, Freude und Schmerz bewegten abwechselnd besonders die zarten Frauenherzen, wenn sie von den kühnen Thaten und schrecklichen Abenteuern des Amandus von Gallien, dieser Perle aller fahrenden Ritter, von dem mannhaften Esplandian, dem galanten Lancelot vom See lasen und wie pochte vollends ihre Brust von bisher unbekannten Gefühlen, wenn die Dichter die Liebe des Paris und der Vienna, des Tirant und der Cölestine, des Pruthus und der Sidonia mit so vielem Feuer schilderten! Da war, wie der Hofprediger Lukas Osiander öffentlich rügte, kein Maaß noch Aufhören der Hoffart, sondern was aus Frankreich, Niederland, Wälschland und von andern hoffärtigen Völkern nach Teutschland kam, das mußte man alsbald auch haben und nachthun, es mochte kosten, was es wollte, obgleich solche Hoffart den Weibern und Jungfrauen, den Männern und Hausvätern übel haushalten half und viel dazu diente, daß man verarmen, sich in Schulden einlassen

und endlich an den Bettelstab gelangen mußte. Es geht, sagt der strenge Sittenmeister, bei den Weibspersonen eine große und leider! schier allgemeine Sünd' im Schwang, das ist nämlich die Hoffart in Kleidung und Schmuck des Leibes, darin sie ganz und gar kein Maaß halten können oder wollen, und es sind derer vielmehr, die den Leib äußerlich schmücken und mit köstlichen Kleidern zieren, denn derer, die nach dem inwendigen Schmuck, nämlich nach wahrer Gottesfurcht, Demuth, Gehorsam und andern christlichen Tugenden mehr trachten. Dieser geistliche Schmuck ist bei Vielen in keinem Ansehen, sondern was prächtig, köstlich, stolz und hoffärtig ist, das gefällt ihnen, dem trachten sie nach. Er verbreitet sich dann auch weit über das Einzelne der Kleidung, spricht von den kleinen, aus Wälschland gekommenen Sammthütlin, welche nicht den vierten Theil des Hauptes bedeckten, vom Aufziehen der Haare über Drähte, so daß sie einem „Säuhag" nicht unähnlich sehen, vom Anstreichen und Färben der Gesichter, von den, aus fremden Landen hergebrachten, großen, langen, breiten und dicken „Krößen" (Krausen) um den Hals, aus köstlicher, zarter, theurer Leinwand, die man mit Versäumniß andrer besserer Geschäfte stärke und mit heißen Eisen aufziehe, von den Reifen unten an den Kleidern, den unmäßig hohen Schuhen und Pantoffeln. Aber auch das männliche Geschlecht erhielt seinen guten Antheil an der Osianderschen Strafpredigt. Die Mannspersonen jetziger Zeit, heißt es, stellen sich in Kleidung und Zier ihres Leibes dermaßen, als hätten sie geschworen, daß sie es dem

weiblichen Geschlecht mit Hoffart und Ueppigkeit weit zuvorthun wollten. Sonderlich zieren sie sich gemeiniglich also, daß sie an ihrem Leib dadurch häßlich entstellt werden, und dieß soll nichtsdestoweniger hübsch und zierlich sein. Um die Hüte tragen sie sammtene Weibergürtel mit vergoldeten oder silbernen Spangen; sie gewöhnen immer die Haare über sich, daß sie müssen gestrobelt sein, als wenn eine Sau zornig ist, daß ihr die Borsten über sich stehen. Hinten und zur Seite aber müssen sie gar lang und zottig sein; das hat dann ein Ansehen, als wenn junge Katzen eine Zeit lang daran gesogen hätten oder als wenn Morgens ein polnischer Bauer aus dem Stroh hervorbricht, oder als wenn der Teufel einen hinterwärts durch den Zaun gezogen hätte. Gar herrlich nehmen sich auch die langen und breiten Krößen aus; denn aus ihnen ragt ein langer dürrer Hals hervor; um diesen aber schlingt man jetzt, statt der goldenen und silbernen Ketten wie früher, einen seidenen Strick, dessen Zipfel auf dem Rücken geknüpft werden; die weiten und langen Aermel sehen den Kommißsäcken der Landsknechte und Wurstsammler gleich und sind gut, um auf dem Tische Pfeffer, Brei und Gemüse damit zu kredenzen. Der herrlichste Schmuck aber sind die häßlichen langen, ausgefüllten „Gänsbäuche", welche vom Hals herab bis weit unter den Gürtel reichen und die kleinen Mäntelchen, welche der deutschen Ehrbarkeit ganz widerstreiten. Auch schlärft man nicht allein im Winter, sondern auch mitten im Sommer in Pantoffeln daher, und junge Kerle schleifen dieselben an den Füßen nach und

klöpfen damit wie alte sechzig- und siebenzigjährige Weiber. Dazu ist es nicht mehr allein um die Form der Kleider zu thun, sondern auch um den Stoff; man begnügt sich nicht mehr mit Sammt und Seide allein, sondern man muß auch silberne und goldene Borten haben.

Eine besondere Ehre setzte Herzog Friedrich auch darein, fremde Orden zu haben. Den französischen St. Michaelsorden hatte er schon 1596 erlangt und viele Mühe gab er sich, den Orden des blauen Hosenbandes zu bekommen. Seine Erwerbung war ein Hauptzweck der Reise nach England und die Königin Elisabeth versprach ihm denselben auch damals; obwohl der Herzog aber einigemal eigene Gesandtschaften deßwegen an sie schickte, erlangte er ihn doch erst nach ihrem Tode durch ihren Nachfolger, den König Jakob I. Als die sichere Kunde hievon nach Stuttgart kam, wurden zum würdigen Empfang der Gesandtschaft, welche den ersehnten Orden bringen sollte, große Zurichtungen gemacht. Die fürstliche Familie versammelte sich, Lehensleute, Provisioner, geistliche und weltliche Behörden wurden einberufen. Der Hofrath von Bouwinghausen war Oberceremonienmeister und hatte die oberste Leitung bei all diesen Anstalten; ihm war der Kämmerling, Francois du Bois, beigegeben und eine Menge geschäftiger Hände setzten sich unter ihrer Leitung in eifrige Bewegung.

Zu den Hauptlokalen des Festes wurden der Rittersaal im Schlosse und die Stiftskirche bestimmt. Im Chor der letzteren erhoben sich vier prächtig geschmückte, mit Purpur ausgeschlagene Thronsessel. Auf dem ersten und

höchsten derselben erblickte man das englische Wappen mit einer Inschrift, welche anzeigte, daß dieser Thron bestimmt sei: **au très haut, très puissant et très excellent prince James, par la grace de Dieu roi d'Angleterre etc.**, rechts und links davon standen die Thronsessel für den englischen Gesandten und Ordensherold, gegenüber der für den Herzog selbst bestimmte Thron mit dem wirtenbergischen Wappen. Die reichern Kirchenstühle der ehemaligen Stiftsherrn, mit rothem Tuche ausgeschlagen, dienten zur Aufnahme des Gefolgs; mit gleichem Tuche war der Boden bedeckt, der Hauptaltar und die Kanzel der Kirche wurden mit rothseidenen Decken versehen. Für die Herzogin und ihre Töchter, für die Hofdamen und Hoffräulein war ein Theil der Emporkirche hergerichtet und mit Glasfenstern versehen. Im Rittersaal, welchen kostbare Tapeten schmückten, stand mitten die für den König bestimmte Tafel, unter einem mit dessen Wappen versehenen Thronhimmel ein kostbarer Armstuhl, rechts davon sah man die beiden Tische für den Gesandten und den Herold, links die für den Herzog, seine Gemahlin und seine Kinder. Auf den seidenen Decken dieser fünf Tafeln prangte der kostbare Schatz silberner und goldener Gefäße, der seit den Zeiten des Herzogs Ulrich sich noch bedeutend vermehrt hatte.

Der Landhofmeister, Schenk Eberhard von Limpurg, wurde mit mehreren Räthen und Adelichen dem englischen Gesandten, Robert Spencer, Lord von Worinleton, bis an die Landesgrenze zur Bewillkommnung entgegengeschickt. Er traf am 3. November 1603 in Stuttgart ein,

in seinem Gefolge befand sich der Ordensherold Wilhelm Dethik, zehen Adelige, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, ein Kämmerer, 4 ausgezeichnete Tonkünstler und 10 Diener. Auch einen Prediger brachte Lord Spencer mit, dessen sich die wirtenbergischen Theologen sogleich bemächtigten, gar eifrig mit ihm disputirten und ihn sehr artig und nachgiebig fanden. Letzteres ist auch sehr glaublich; denn welcher Sterbliche, selbst wenn ihm dreifach Erz die Brust umschloßen hätte, würde es damals haben wagen können, mit den geistlichen Klopffechtern aus der Schule des mannhaften Jakob Andreä sich in den Kampf mit auch nur einiger Hoffnung günstigen Erfolgs einzulassen! Einer schon hätte hingereicht, einem unglücklichen Theologen, der nicht steif und fest an die Konkordienformel glaubte, und dazu gehörte damals, wie jetzt, ein starker Glaube, — den Garaus zu machen und vollends mehrere — der englische Prediger muß ein kluger Mann gewesen sein.

Der Hauptfesttag war der sechste November. Früh Morgens versammelten sich die Hofleute und Adelichen, die vornehmsten Beamten und Offiziere im Schlosse. Von allen Seiten strömte die schaulustige Menge herbei, so daß zuletzt nicht nur der Platz vor dem Schlosse und der Kirche, sondern auch die benachbarten Straßen von dem dichten Gedränge der Neugierigen angefüllt waren, welche in gespannter Erwartung auf die Eröffnung des Zuges harrten. Dieser erschien endlich — doch es sei mir vergönnt, hier den vortrefflichen M. Erhard Cellius, Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Tübingen,

welcher dieses Fest mit einem großen Aufwande von Phantasie und Gelehrsamkeit beschrieben hat, selbst sprechen zu lassen, da mir das zu solchen Beschreibungen nöthige Talent fehlt.

Wie der Wanderer, also beginnt der Herr Professor, wenn er am frühesten Morgen seinen Weg antritt, den Aufgang der Sonne, welche das Licht zurückbringt, begierig erwartet und endlich seines Wunsches Gewährung erlangt, indem die Sonne, welcher der Morgenstern und ihr anderes himmlisches Geleite vorantritt, die glänzenden Strahlen allüberall hin ergießend aus dem Bette der goldenen Aurora sich in höchster Majestät erhebt, und die übrigen Gestirne am Firmament mit ihrem Glanz verdunkelt, so trat auch der erlauchte Herzog mit seinem glänzenden Gefolge im kostbaren Festgewande aus seinem Gemache, prächtig und gravitätisch. Ihm voraus schritten der Landhofmeister, die vornehmsten Hofbeamten und seine fünf Söhne. Im Rittersaale erwartete er den englischen Gesandten, welcher auch sogleich erschien und dem der Ordensherold in rothseidenem, weiß ausgeschlagenem Leibrocke, auf einem seidenen Kissen die Ordens-Insignien tragend, voranging. Beide wurden vom Herzog mit einem Handschlag empfangen; hierauf sprach Bouwinghausen über den Zweck und die Bedeutung des Festes; Lord Spencer aber überreichte das Schreiben seines Königs, worin dieser erklärte, daß er als Zeichen alter Freundschaft und um sich noch inniger mit dem Herzog zu verbinden, ihn, mit allgemeiner Uebereinstimmung,

zum Ritter des Hosenbandordens ernannt habe und ihm dessen Insignien hiemit überschicke.

Nun folgte die Ceremonie der Einkleidung des neuen Ritters, vor welcher der Herold eine kurze Rede in französischer Sprache hielt. Er nahm dem Herzog seinen schwarzseidenen, goldgesäumten Mantel ab, dieser überreichte ihm Dolch und Schwert mit kostbaren Scheiden, welche nun nach alt hergebrachter Sitte des Herolds Eigenthum waren. Hierauf zog er ihm, indem der Gesandte selbst Hülfe leistete, das Ordenskleid an. Dieses bestand aus einem blauen weißgefütterten Leibrock, mit einer kunstreich gewirkten seidenen Binde, an welcher ein Dolch in vergoldeter Scheide hing, und aus einem violetten, mit goldenen Fransen besetzten Mantel mit langer Schleppe.

Hierauf setzte sich der Zug nach der Kirche, wo längst der Glocken helles Geläute die Einwohner Stuttgarts zur Feier des festlichen Tages herbeigerufen hatte, in Bewegung. Voraus die herzoglichen Musiker und Trabanten, mit schwarzen Hüten und in spanischer, aus weißen und rothen Streifen bestehender Tracht, denen der Trabanten-Hauptmann mit vergoldeter Hellebarde in gemessenen Schritten voranging. Dann kam der Hofmarschall von Prinzenstein mit silbernem Stabe, ihm folgten der Oberhofmeister und der Reiterhauptmann, die Hofleute, Adeliche und Ritter, mit dem Gefolge des englischen Gesandten, je drei und drei in langem Zuge und in festlicher Kleidung. Hinter den fürstlichen Prinzen, durch ihre Schönheit und ihr stattliches Aussehen

noch mehr als durch ihre kostbare Tracht ausgezeichnet, schritt Dethik einher, wie früher die Ordens-Insignien und das Statutenbuch des Ordens tragend. Unmittelbar nach ihm kamen Herzog Friedrich und Lord Spencer; dem erstern trug Graf Ludwig von Löwenstein die Schleppe nach. Den Zug schloßen, vom Landhofmeister angeführt, das Kanzlei- und Hofpersonal. Er bewegte sich langsam und feierlich zwischen zwei Doppelreihen von Soldaten dahin und bis er die Stiftskirche betrat, schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommler und knallten die Gewehre von 400 Musquetiren, mit denen sich beim Eintritt in die Kirche das Geläute aller Glocken vereinte.

Die Zuschauer standen da und staunten ob der nie gesehenen Pracht, besonders seltsam kam ihnen die Schleppe an des Herzogs Mantel und dessen ganze Kleidung vor. Jetzt so ebbes han e no niemols g'sehe, sprach ein ehrlicher Gablenberger, so moi i traget se's drinna bei dene grausame Hoide in der Türkei. — Was moinst no, erwiederte hierauf sein Nachbar Andres, daß selle Menschafresser so a fürnehms Häs traget, noi i glaub', unser Herzog ist a Kurfürst worde, oder gar a Kaiser, drum bloset se au so und schießet, s'ist a wahrer Graus. — Er wisset boide nex, sprach ein dritter, das ist akkerat die Kloiding, wie se die Wälsche traget und wie mer se mei Vatter, s'Hansa Michele b'schrieba hot, der mit dem Herzog als Eselstreiber Anno 1599 im wälsche Land gwä ist. — Und du, Aedamle, bist selbesmol als Esel derbei gwä, sprach Andres spöttisch. Der Aedamle aber nahm die Sache schief und es hätte leicht eine Prügelei absetzen

können, wäre nicht der ehrbare Meister Kornyßel dazwischen getreten. Ei soll uich, ihr Strolche, hub er an, wellt er heut, ans Herzogs Ehretag, a Balgarei anfanga hent Acht, daß net der Stadtknecht kommt und uich ins Narrehäusle sperrt. Schauet, desmol sind er älle uf'm Holzweg, der Herzog hot koi wälsch und koi türkisch Häs a, der König von Engelland hot em en Orden g'schickt und des Häs, des derzu g'hört, hent se am drobe im Schloß anthu, so hot me der Herr Leibdiener selber, der Herr Morel, gestern im Hirsch b'richtet. Aber horchet, mer fangt scho a z'orgla, und wenn er no en gute Platz kriega wöllt, um des Spetakel mit anz'seha, müßt er tapfer mache. Auf diese kluge Rede des Meisters eilte Alles der Kirche zu.

Hier war indeß der Festzug durch die mittlere Pforte eingetreten. Der Herzog, Lord Spencer und der Herold nachdem sie vor dem königlichen Throne ihr Kompliment gemacht, bestiegen die für sie bestimmten Thronsessel und ihr ganzes Gefolge zog, sich ehrerbietig neigend, an ihnen und am königlichen Thron vorbei und stellten sich zu beiden Seiten auf. Dann begann die Musik mit den ernsten feierlichen Klängen der Orgel, stimmten die Schulknaben ihre Figuralgesänge an und die geschickten Künstler der Hofmusik sangen und spielten so lieblich, daß man, wie Cellius sagt, den ganzen Chor der Musen zu hören glaubte. Der Gesandte und der Herold traten vor den Herzog und machten ihm ihre Reverenz, worauf Dethik ihm die Ordensstatuten überreichte, welche Friedrich dem neben ihm stehenden Kammersekretär Köstlen gab, der dagegen

den Abgeordneten ein schriftliches, vom Herzog unterschriebenes Gelübde einhändigte, worin dieser versprach, die Gesetze des Ordens, so weit sie der Verfassung des deutschen Reichs, seiner Treue gegen dieses und dessen Oberhaupt, seinen früher andern Orden und Freunden geleisteten Versprechungen nicht zuwider wären, so zu halten, daß das Haupt des Ordens daraus seine Treue, dessen Mitglieder seine aufrichtige Freundschaft zu erkennen vermöchten!

Alsdann sprach der Gesandte: Erlauchter Herr, die edle Genossenschaft des Ordens vom blauen Hosenband nimmt Euch als Freund und Mitbruder auf und schickt Euch zum Zeugniß dessen die Ordenszeichen. Gebe Gott, daß Ihr sie zu seiner Ehre, zum Schmuck und Gedeihen des preiswürdigen Ordens und Eurer selbst empfangen und tragen möget! Mit diesen Worten befestigte er das mit Gold und Edelsteinen gezierte Hosenband, worauf die bekannte Devise gestickt war: **Honny sout, qui mal y pense**, dem Herzog mit einer goldenen Schnalle am Fuße unter dem rechten Knie und hing ihm die Ordenskette um. Diese bestand aus goldenen Muscheln, welche mit künstlich geschürzten Knoten vom nämlichen Metall wechselten und an ihr hing eine Medaille mit dem Bilde des heiligen Georg, des Drachentödters. Nachdem dieß vollbracht war, beide Abgeordneten den Herzog beglückwünscht und sich dreimal vor dem königlichen Thron verneigt hatten, kehrten sie auf ihre Sitze zurück. Die Festpredigt hielt der Probst Johann Magirus über den Text: Die Könige der Heerschaaren sind Freunde untereinander

(Psalm 6, Vers 13). Er führte darin weiter aus, daß es ein großes Glück sei, wenn christliche Herrscher mit einander innig und in gutem Vernehmen lebten und gab die rechtmäßigen Mittel zur Erlangung und Erhaltung dieser Einigkeit an. Nun begann die Musik von Neuem. Zuerst ertönten die feinen Discantstimmen der jüngeren Knaben, unter denen vornämlich zwei, welche als Engel gekleidet waren, sich auszeichneten, indem sie mit ihren Nachtigallkehlen den Engelsgesang nachahmten, mit großer Kunst und bewundernswerther Geläufigkeit der Zunge trillerten. Hierauf vernahm man auch die Tenorstimmen der ältern Knaben und zuletzt fielen die Altisten und Baßisten, unter Begleitung der Instrumentalmusik, mit ihren tiefen Stimmen ein, so daß eine liebliche, den Ohren schmeichelnde Harmonie entstand. Indessen drängte sich das fürstliche Gefolge um den Herzog, welcher „strahlend auf seinem Throne saß." Zuletzt, als die Orgel das Zeichen zum Schlußchor gab, der kräftig durch die hohen Kirchenhallen erschallte, nahte sich der Ordensherold dem Herzog von Neuem, welcher unter dessen Vorantritt zum Altar trat, um das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Opfer darzubringen. Es bestand aus fünfzig neugeprägten Dukaten mit seinem Bilde, dem wirtenbergischen Wappen und dem Reichsadler, welche nachher unter die Armen vertheilt wurden. Dann bewegte sich der ganze Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen war, unter Trompetengeschmetter und dem donnernden Beifallsrufen der Zuschauer ins Schloß zurück.

Nachdem die Letzten des Zugs den Schloßhof betreten

hatten, schloß sich hinter ihnen das Thor, die Zuschauer aber standen noch eine geraume Weile gaffend da und die Fremden unter ihnen bewunderten die kunstreiche Bildhauerarbeit, mit welcher Herzog Friedrich das Thor hatte verzieren lassen, und stritten sich über die seltsamen Gestalten, welche so wild auf sie herabschauten. Eine ansehnliche Zuhörerschaft aber hatte sich um einen jungen, zierlich gekleideten Mann versammelt, der ihnen von der Pracht und Zurüstung im Rittersaale erzählte. Es war der herzogliche Sekretär, Rudolph Weckherlin, der als Kunstverständiger an der Ausschmückung des Saales theilgenommen hatte und dessen schon damals sich entfaltendes Dichtertalent, wie seine Kenntniß der neueren Sprachen die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gezogen hatten. Vornämlich wunderte man sich, daß für den abwesenden König von England eine eigene Tafel aufgestellt sei, auf welche bei jedem der drei Gänge der Mahlzeit dreißig Gerichte kamen. Auch erschien es Vielen lächerlich, daß die Truchseßen mit jeder Schüssel vor dem küniglichen Speisenprüfer niederknieen mußten, der dann die Speise kostete, dem Träger derselben einen Bissen in den Mund steckte und sie hierauf unter vielen Bücklingen auf die Tische stellten, und als der Sekretär ferner erzählte, daß zwei Adeliche mit Waschwasser und Handtuch sich der Tafel nähern und beides knieend dem königlichen Stuhle darreichen mußten, entstand ein helles Gelächter. Der Sekretär aber sagte: Ländlich, sittlich, ihr Herrn, so geschieht's seit Jahrhunderten in England; auch wenn der König abwesend ist, wird seine Tafel mit

Speisen und Getränken besetzt und bedient, als ob er gegenwärtig wäre. Wie ich gelesen habe, hat diese Sitte einen traurigen Ursprung. Im Jahre 1399 wurde König Richard von England abgesetzt und sein Verwandter, Herzog Heinrich von Lancaster bestieg den Thron. Der ließ den abgesetzten König in ein Gefängniß zu Pontefract setzen, wo er jämmerlich vor Hunger sterben mußte. Denn man ließ ihn von den Speisen, mit denen sein Tisch jeden Tag reichlich besetzt wurde, Nichts genießen und rüstete auch noch einige Tage nach seinem Tode seine Tafel zu, als ob er lebte. So hat mir auch der edle Herr von Bouwinghausen erzählt, daß man mehrere Wochen lang vor dem Tod der seligen Königin Elisabeth, obwohl sie damals nicht mehr zur Tafel ging, diese doch alltäglich, wie in früheren Zeiten, ausstattete. — Ein sonderbarer Brauch aber bleibt's immerhin, sprach einer der Zuhörer, und wenn ich der Speiseprüfer wäre, ich triebe mein Handwerk recht gründlich und wollte die köstlichen Leckerbissen prüfen, daß es eine Lust sein sollte, mir zuzuschauen. — Da möcht' ich lieber der Mundschenk sein, sagte ein Anderer, der zu jedem Gericht einen frischen vollen Becher setzen muß, ich wollt' trinken — bis du umfielst, Martin, unterbrach ihn der erste; das hast du auch schon oft gethan, ohne der Mundschenk des Königs von England zu sein. — Geht es dich etwas an, du Vielfraß und Leckermaul? erwiederte Martin, aber horch da schmettern droben im Schlosse die Trompeten, das ist das Zeichen, daß sie jetzt zur Tafel gehen; weil man aber jetzt sonderbarerweise vergessen hat, mich auch einzuladen, so

will ich mich jetzt in den Adler begeben und mir's wohl sein lassen; denn so ein Fest kommt nicht alle Tage.

Die Umstehenden zauderten nicht, Martin's Beispiel zu folgen und in kurzer Zeit sah man auf dem Platze Niemand mehr als eine Schaar zerlumpter Bettler, welche in Erwartung des Abtrags vom Mahl des Hofgesindes, den man ihnen versprochen hatte, sich indeß an den süßen Düften labten, welche ein leichter Wind vom Speisesaal her ihnen zuführte. Schnuffelnd erhob einer von ihnen die lange Nase und sprach: Jockele, wenn d'Brota so riechet, müßt se wärle gut sei. — Jo, so riechet se, Hansjörg, entgegnete der Angeredete, i hans selber a mol g'spürt, wo se en Brota an mer verbeitrage hent.

Das Mahl am heutigen Festestage war aber wirklich auch ganz dazu geeignet, um den verwöhntesten Feinschmecker jener Zeit zu befriedigen. Luft, Erde und Wasser lieferten dazu, was sie Köstliches hatten, auch der Pfau, noch prangend im bunten Farbenglanze seines Schweifes, einst das Hauptgericht bei festlichen Rittermahlen, fehlte nicht, und damit nicht nur der Gaumen, sondern auch das Auge ergötzt werde, sah man kunstreiche Schauessen aufgestellt. Ein Mann von gewaltiger Größe, welcher den Herkules vorstellte, schlug zwei Gegner nieder; Minerva im vollen Waffenschmuck stand auf einem von vier Säulen getragenen Bogen, unter welchem die Bekehrung des Apostels Paulus dargestellt war; Merkur, der Götterbote, schwang seinen Heroldstab und ein nackter Reiter gallopirte auf einem weißen Roß dahin. Aus grünen Zweigen von Pomeranzenbäumen, welche voll von

Früchten hingen, waren kunstreich fünf Waldmenschen gebildet. Die besten Weine, welche das Land hervorbrachte, waren im Ueberfluß vorhanden, und abwechselnd spielten die wirtenbergischen und die englischen Musiker. Der Herzog, Lord Spencer und der Herold saßen jeder an einer besondern Tafel, die Herzogin aber in der Mitte ihrer fünf Söhne und fünf Töchter, nahm die fünfte Tafel ein. Die übrigen Gäste hatte man in andern Zimmern untergebracht und drunten in der Turnitz lärmte, sang und jauchzte beim reichlichen Mahl das Hofgesinde.

Nach geendeter Mahlzeit begaben sich die herzogliche Familie und ihre Gäste in ihre Gemächer zurück, um sich zum Balle anzukleiden, zu welchem sie bald der Trompeten heller Klang in den festlich geschmückten Tanzsaal rief. Herzog Friedrich allein war noch in voller Ordenstracht und nahm daher auch keinen Theil am Tanze, den nun der englische Gesandte mit der Herzogin Sibylla durch ein Menuet eröffnete. Ihnen folgte der Ordensherold mit Sibylla Elisabeth, der ältesten Tochter des Herzogs. Der lauteste Beifall wurde dem Reigentanz zu Theil, welchen die fünf fürstlichen Geschwisterpaare zusammen aufführten, nachdem sie zuvor paarweise getanzt hatten. Sibylla Elisabeth, ausgezeichnet durch ihre schöne Gestalt, ihr holdes Angesicht, die reiche Fülle blonder Locken und die Anmuth ihrer Bewegungen, mit ihrem ältesten Bruder Johann Friedrich; Eva Christina mit dem schlanken hochaufgewachsenen Ludwig Friedrich, Agnes mit Julius Friedrich, Barbara mit dem erst dreizehnjährigen, aber durch Größe und Fülle des Körpers

bemerkbaren Friedrich Achilles, und die siebenjährige Anna mit dem neunjährigen Magnus, deren unbefangene kindliche Fröhlichkeit die Zuschauer sehr ergötzte. Nach althergebrachter Sitte begleiteten vier Adeliche mit Windlichtern jedes Paar. Vor allen schauten die fürstlichen Eltern auf die muntern, blühenden Kinder, wie sie in gemessenem Takte sich bald gegen einander, bald wieder rückwärts bewegten und die kunstreichen Verschlingungen und Entwicklungen des Tanzes so zierlich und genau ausführten. Hierauf wurde der Tanz allgemein. In langer Reihe, sagt Cellius, saßen die edlen Frauen und Fräulein da, Göttinnen und Nymphen gleich, mit Gesichtern wie Milch und Blut, geschmückt mit kostbaren Kleidern, goldenen Ketten und Halsbinden, Armspangen und Ringen, auf die Tänzer harrend, welche sie ehrerbietig aufforderten und in die Reihen der Tanzenden führten. Fremde und Einheimische. Adeliche und Hofleute nahten sich der Damen blühendem Kreis und manchem Paare sah man es an, daß nicht allein das Vergnügen des Tanzes, sondern ein noch innigeres Gefühl es zusammengeführt hatte. Während der Pausen boten reichgekleidete Diener Erfrischungen herum, überzuckerte Mandeln, eingemachte Früchte und allerlei Backwerk, auch Wein in vergoldeten Pokalen. Der Ball endete, wie er begonnen hatte, mit einem Tanze des englischen Gesandten und der Herzogin, des Ordensherolds und ihrer ältesten Tochter. Nun erst legte der Herzog seine Ordenskleidung ab und das Abendessen fing an, wobei ein Theil des Gefolges des englischen Gesandten die Ge-

schichte der Susanna unter großem Beifall aufführte. Am nächsten Tage, nach genossenem Frühmahl, rief der Klang der Hörner Einheimische und Fremde zur Jagd in Schönbuchwalde. Im Schlosse zu Waldenbuch übernachtete der Herzog mit seinen Gästen, wo sie den kunstreich, in Gestalt einer Buche, gearbeiteten Willkommbecher austrinken mußten. Am 8. November wurde die Jagd fortgesetzt und die Fremden verwunderten sich besonders über die Menge von Wildschweinen, welche dabei erlegt wurden. Das Schloß zu Tübingen bot ein bequemes, geräumiges Nachtlager und der nächste Tag wurde der Besichtigung des **Collegium illustre**, jener vom Herzog Ludwig begonnenen, von Friedrich vollendeten Bildungsanstalt für junge Adeliche und Fürstensöhne, und andern Merkwürdigkeiten der Stadt gewidmet. Von hier führte der Herzog seine Gäste über Nürtingen nach Kirchheim und kehrte am 12. November mit ihnen nach Stuttgart zurück. Hier vertheilte er reiche Geschenke unter sie, silberne und goldene Pokale und andere Gefäße, Ketten, an welchen sein Bildniß hing, und an die Dienerschaft neugeprägte wirtenbergische Dukaten. (Die Geschenke wurden auf 12,000 fl., die für den Gesandten allein auf 5000 fl. geschätzt; der Ordensherold erhielt neben des Herzogs Kleidung, Schwert und Dolch noch 1000 Thlr., sein Sohn einen goldenen Becher mit 100 Thalern). Als hierauf am 14. November die Gesandtschaft die Heimreise antrat, gab Friedrich ihr noch das Geleite bis Hohenasberg, einige Hofleute und Adeliche aber mußten sie bis Speier begleiten.

Im April 1604 erschien dann eine wirtenbergische Gesandtschaft beim Ordensfest in Windsor, um dem König Jakob zugleich den Dank des Herzogs für seine Aufnahme in den erlauchten und berühmten Orden des Hosenbandes abzustatten. Friedrich selbst aber beging das Ordensfest jedes Jahr zu Stuttgart mit großen Feierlichkeiten.

Die Goldmacher und die Juden.

In einem Gemach des alten Schlosses saß zornfunkelnden Blickes Herzog Friedrich und vor ihm stand zitternd ein Mann mit grauen Haaren, welche sein tiefgefurchtes, von Leiden und Kummer entstelltes, Antlitz beschatteten. Es war der Goldmacher David Bürkheimer, welcher mit drei Gehülfen im Frühling 1596 in Stuttgart angekommen war und dem Herzog seine Dienste angeboten hatte. Betrogen habt ihr mich, rief Friedrich; ihr gebt euch für einen großen Künstler aus und versprecht mir, aus jedem Mark Silbers acht Loth Gold zu liefern und was habt ihr geleistet? Aber ihr sollt mir dafür büßen. — Gnade! Gnade! flehte auf die Knie sinkend der Alchymist, ich selbst bin betrogen worden; ich war ein wohlhabender Mann und konnte gemächlich leben, da kam der verruchte Johann Hasenbüchler und beredete mich, Gold mit ihm zu machen. Mein Vermögen ging in Rauch auf, der böse Schalk aber wußte mich immer noch im Wahne zu erhalten, als ob an seiner vorgeblichen Kunst etwas Wahres sei und überredete mich, mit ihm zu Euer Durchlaucht zu gehen, die als ein Lieb-

haber der edlen, vortrefflichen Kunst der Alchymie uns gut aufnehmen würden. Jetzt hat er sich mit seinen beiden Genossen heimlich entfernt und mich allein als Ziel des gerechten Zornes Euer Durchlaucht überlassen.

Ihr schmäht noch die Kunst, entgegnete der Herzog, da doch nur eure und eurer Spießgesellen Unwissenheit Schuld ist am Mißlingen eurer Versuche. Wenn ihr nichts verstandet, warum wolltet ihr denn mich betrügen; meint ihr, jeder Landstreicher dürfe kommen und ungestraft meine Gnade mißbrauchen? Fort mit euch; im Kerker sollt ihr erkennen lernen, daß ihr ein unwissender Tropf und ein Betrüger seid. Morel, sprach er zu seinem Leibdiener sich wendend, sorgt dafür, daß dieser Mensch wohlverwahrt ins Gefängniß gebracht wird.

Der bestürzte Goldmacher ließ sich ohne Widerstand fortführen; Morel übergab ihn der Wache im Vorzimmer draußen, deren Anführer er die schärfste Wachsamkeit anempfahl, damit der Gefangene nicht entwische und kehrte dann wieder zu seinem Herrn zurück. Euer Durchlaucht hatten ganz Recht, sprach er, daß Sie den Kerl einen unwissenden Betrüger nannten; ich hab's ihm gleich angesehen, daß er Nichts versteht; aber heute ist einer zu Stuttgart angekommen, der scheint mir der rechte Mann zu sein.

Wo ist er und wie heißt er? unterbrach ihn hastig der Herzog. — Nun, diesen Morgen, fuhr Morel fort, als Euer Durchlaucht mich zum Herrn von Bouwinghausen schickte, sah ich die Leute zusammen laufen und als ich mich erkundigte, was es gebe, sagte man

mir, da sei eben ein vornehmer Herr mit starkem Gefolge den besetzten Weg heruntergeritten, man wisse nicht, sei es ein Graf oder gar ein Prinz. Nachdem ich daher meinen Auftrag ausgerichtet hatte, begab ich mich in den Adler, wo, wie ich erfuhr, der Fremde abgestiegen war. Ich erkannte bald, daß man mich nicht falsch berichtet hatte; ich erblickte da sechs oder sieben Diener in kostbaren Livreen und hörte, daß der fremde Herr etlich und zwanzig Pferde, zum Theil mit reicher Ladung, gebracht und auch seinen eigenen Stallmeister habe. Den suchte ich nun sogleich auf und fand an ihm einen recht freundlichen gefälligen Mann. Er ist vom Adel und heißt Johann von Werden; sein Herr aber, wie er mir sagte, ist der berühmte Alchymist, Georg Honauer, Freiherr zu Brunnhof und Grabenschütz, der gerade auf einer Reise nach Madrid, wohin ihn Seine königliche Majestät von Spanien berufen haben, begriffen ist. — Das wäre ein Mann für mich, rief der Herzog, von seinem Sitze aufspringend, den soll mir der König von Spanien nicht wegschnappen. Geh' Morel und erkundige dich näher nach dem Fremden; er wird wohl Stuttgart nicht verlassen wollen, ohne das Schloß und den Lustgarten zu sehen. — Ihre Durchlaucht kennen mich, sprach der Leibdiener, ich habe deßwegen schon auf den Busch geklopft, ganz behutsam natürlich und schlau, und so weiß ich denn, daß der Freiherr von Grabenschütz Eurer Durchlaucht gerne auch die Aufwartung machen würde, wenn er nur wüßte, ob dieselben ihm die Gnade erweisen wollen und ihm eine Audienz gewähren. — Wenn er dar-

um, wie sichs gebührt, anhält, warum nicht? sagte der Herzog und Morel versprach, die Sache gehörig einzuleiten.

Indeß saßen im Adler der Freiherr und sein Stallmeister, in eifrigem Gespräch begriffen, bei einander. Du wirst doch, sprach ersterer zum letzteren, bei deinem Gespräch die nöthige Vorsicht nicht vernachläßigt haben? — Sei ohne Sorgen, Georg, erwiederte dieser, es wird nicht lange anstehen, so kommt er wieder und berichtet mir, daß der Herzog dich zu sprechen wünsche; spiel nur du deine Rolle gut, dann dürfen wir hoffen, hier einen eben so guten Fang zu thun, als beim Herzog von Teschen. — Es ist mir diesmal bei der Sache doch nicht ganz wohl zu Muthe, sagte der Freiherr, der Herzog von Wirtenberg, hab' ich mir sagen lassen, ist ein gar kluger Herr und läßt überdies nicht mit sich spassen. So eben erzählte mir der Wirth, man habe vorig einen Goldmacher ins Gefängniß geführt, weil er den Herzog durch falsche Vorspiegelungen von seiner Kunst betrog. — Das wird so ein Lump gewesen sein, entgegnete der Stallmeister, wie wir sie wirklich zu Dutzenden herum laufen sehen, der alle seine Habe im Wanderbündel trug, ein einfältiger Tropf, welcher nicht Schlauheit genug zu seinem Handwerk besitzt. Pfui, schäme dich, Georg, mit solchen Menschen dich zu vergleichen. — Du hast Recht, erwiederte dieser, es war schwach von mir, daß ich dadurch mich schrecken ließ, aber ich weiß nicht, wie diese plötzliche Furcht an mich kam, besitze ich doch sonst eine gehörige Portion von Unverschämtheit. — Das ist das

wahrste Wort, das ich dich je sprechen hörte, sagte der Stallmeister lachend; jener aber fuhr fort: Ist Alles, was wir brauchen, gehörig vorbereitet? — Alles, war die Antwort, Goldpulver, nämlich Kreide und Schwefel, haben wir in hinreichender Menge und Tiegel sind auch einige zugerüstet, die Bodendecke von Blei ist gar künstlich eingefügt und darunter liegt ein Stück feines Gold von der Kette, welche der Graf von Holstein dir verehrte, zum Dank dafür, daß du ihn nur um Weniges betrogst.

Die Reihe wird auch noch an ihn kommen, sprach der Freiherr; du weißt aber, wie es gegenwärtig mit uns steht; wir müssen einen tüchtigen Fang thun, wenn wir unser lustiges Leben fortsetzen wollen. Da hörte der Stallmeister die Stimme Morels unten. Horch! der Leibdiener kommt, ich will ihn sogleich empfangen und morgen schon soll unser Geschäft angehen. Nach kurzer Zeit kam er mit Morel zurück, der dem vermeintlichen Freiherrn große Ehrfurcht bewies und mit welchem die beiden Betrüger — denn daß sie dies waren, hat ihr Zwiegespräch dem geneigten Leser schon gezeigt — nun die Art und Weise, wie Honauer um eine Audienz anhalten sollte, abmachten. Sie luden ihn zu einem Vespertrunk ein und wußten listig von ihm des Herzogs Charakter und seine Schwächen zu erforschen. Morel aber, welcher seine Freunde im Hirsch durch einen neuen Zweig seiner ausgebreiteten Kenntnisse überraschen wollte, sagte: Gnädiger Herr! ich versteh zwar auch ein wenig von eurer edlen Kunst und habe oft schon zugeschaut, wenn sie im alten Lusthaus laborirten, aber nehmts nicht übel,

wenn ich euch als einen so hochgelehrten Meister bitte, mir noch weitere Belehrung darüber zu ertheilen. Das thue ich herzlich gerne, Herr Leibdiener, entgegnete Honauer, für jetzt will ich euch darüber etwas im Allgemeinen sagen; wir werden schon noch Gelegenheit haben, weiter über diesen Gegenstand zu sprechen. Hierauf hub er so ernsthaft, als er nur immer vermochte, an zu sprechen: Die Alchymie ist eine solche Kunst, durch deren Hülfe man, als welche von den Anfängen der Natur herrühret, ein jegliches Metall in gutes und rechtes Gold und Silber verwandeln kann. Diese heimliche und verborgene Kunst hat gleichsam einen lebendigen Athem und Seele; denn sie kann verwandeln und gibt ihres Gleichen von sich. Auch ist sie ein **principium vegetabile** oder ein ernährender Anfang, was daraus genügsam abzunehmen ist, daß sie verwandelt. Ueberdieß ist auch das gewiß, daß die **Vegetation** und **Animation** Werke und Geschäfte dieser Heimlichkeit sind, nicht zwar eigentlich und für sich selbst, sondern **subjective** oder als Dinge, damit sie fürnämlich umgeht. Und zwar so hat diese Wirkung der heimlichen Kunst mehr nicht als eine einige eigene Qualität oder Eigenschaft, die andern Geschäfte aber **subjective** als Werke, damit sie umgeht; denn was vegetirt, transmutirt oder verwandelt und minirirt, das ist ja ein **subjectum**, **vegetatum**, **animatum** und **mineratum**. Sonsten aber hat sie auch ihre **passiones**, so mit den **actionibus** oder Wirkungen übereinkommen, als da sind: die **vegetata**, **animata**, **transmutata** und die **minerata**. Aus diesen **actionibus** oder Wirkungen

kommen die andern oder zweiten, als da ist, das **vegetare, transmutare** und **animare** und von diesen allen entsteht die herrliche Kunst der Alchymie. —

Was ihr Gnaden da sagen, unterbrach hier Morel den Alchymisten, ist gar scharfsinnig und hochgelehrt, mir aber noch nicht recht verständlich. — Das eben ist der hohe Vorzug der Alchymie, antwortete Honauer, daß sie Anfangs so unverständlich erscheint; aber wartet nur, Herr Leibdiener, so bald ihr weiter in ihre wundervollen Geheimnisse eindringt, wird euch Alles verständlich werden. Diejenigen, so sich in dieser Kunst der Alchymie zu üben begehren, müssen nachfolgende 4 Stücke, als ohne welche unmöglich ist, etwas Fruchtbarliches in derselben auszurichten, an sich haben, nämlich, daß sie sich keine Zeit dauern lassen, keine Mühe und Fleiß sparen, geduldig sind und das Vermögen haben. Wenn ihnen nur ein einziges dieser 4 Stücke mangelt, können sie nichts Gutes und Löbliches ausrichten. Endlich erfordert diese Kunst auch verständige und scharfsinnige Leute; denn die andern, so eines geringen und groben Verstandes sind, erlangen nicht allein keine Ehre, sondern thun auch der Kunst vielmehr eine Schande an, in dem sie dieselbige, als welche sie mit ihrem Unverstand nicht erreichen können, als falsch und unwahrhaftig und daß die Kunst, Gold und Silber zu machen, Anderes nichts als ein lauteres Lügenwerk und ungegründetes Geschwäz sei, ausschreien und schmähen. — Ganz das nämliche, sagte Morel, hab ich Seiner Durchlaucht schon mehrmals sagen hören und einen solchen unverständigen Pfuscher erst

heute noch ins Gefängniß spediren helfen. Doch es ist Zeit, daß ich weiter gehe, wir werden aber noch mehr Gelegenheit haben, mit einander über die Wunderkunst zu sprechen; denn ich zweifle sehr daran, daß mein durchlauchtiger Herr euch sobald wird weiter ziehen lassen, Herr von Grabenschütz.

Nur eins noch, werther Freund, sagte Honauer, über die beste und bequemste Zeit, das große Werk zu beginnen. Nachdem ihr Alles wohl präparirt und angeordnet habt, fangt es in Gottes Namen mitten im Herbstmonat an, damit ihr es ungefähr gegen die Mitte des April vollenden möget, in der Stunde und am Tag des Merkurii oder Jovis, wenn der Mond zwar in seinem Zunehmen, jedoch in keinem bösen Zeichen ist. Dieselbe belangend, muß dieselbe auch in einem guten Zustande sein und keinen bösen Aspekt haben, in Summe, der ganze Himmel soll und muß zu der Stunde, wenn ihr es anfangt, sich geneigt und gütig erzeigen. Damit ihr aber noch sicherer und gewisser fahret, so fragt zuvor andere wohlgeübte Alchymisten oder Astrologen um Rath, wie ihnen der Zustand des Himmels bedünke, damit nicht etwa eine böse Influenz euch hindere. Denn wiewohl etlich thörichte und unerfahrene Tropfen vorgeben, es sei hiebei von solchen **observationibus** des Himmelslaufs nichts zu halten, so sage ich doch, daß an denselbigen nicht wenig gelegen und weiß, daß deren viel, so es aufs Ungefähr hinein gewagt und den Zustand der Gestirne nicht geachtet, all ihr Habe und Gut damit hindurch gebracht. Leset nur den Albertum Magnum, so

werdet ihr sehen, wie fleißig derselbe die Gestirne wahrgenommen und wie trefflich es ihm allezeit gelungen. — Hier endigte der Alchymist seine Vorlesung und voll Ehrfurcht vor seiner tiefen Weisheit verließ ihn Morel, um dem Herzog den Erfolg seiner Sendung zu berichten, wobei er die großen Einsichten Honauers gehörig herauszustreichen nicht vergaß.

Am nächsten Morgen schon hatte der angebliche Freiherr eine Audienz bei Friedrich und wußte diesen so für sich einzunehmen, daß der Herzog ihm volles Vertrauen schenkte. Er selbst führte ihn ins alte Lusthaus, wo sich die Werkstätte der geheimen Kunst befand. Es war ein steinernes gewölbtes Gemach, welches für Uneingeweihte in der Alchymie einen sonderbaren merkwürdigen Anblick bot. Da sah man Gefäße von mannigfacher Gestalt, krumme, kürbisförmige Brennkolben von Glas oder Zinn mit langen Hälsen und Schnäbeln, zuckerhutförmige und rundliche Brennhelme vom nämlichen Stoff, gläserne Destillirgefäße mit zwei Armen oder sogenannte Pelikane, Schmelztiegel, Krystallkugeln und Spiegel, auch sonst noch andere seltsame Geräthschaften. Große Haufen von Kohlen und Sand, Stangen von Blei und Eisen lagen da; in einem großen Kasten mit vielen Fächern aber befanden sich mancherlei andere zu alchymistischen Versuchen nothwendige Stoffe, Vitriol, Alaun, Salpeter, Salz, Korallen, Schwefel, Arsenik, Glasgalle, Grünspan, Pech, Drachenblut, Weinstein, Bolus, Bleiweiß, Spießglanz, venetianische Seife und dergleichen. In der einen Ecke befand sich ein thurmähnlicher Ofen, von Backsteinen

aufgemauert; der in der andern Ecke stehende Ofen war von runder Gestalt, und hatte einen mit vielen Oeffnungen versehenen Deckel; außer ihnen erblickte man auch noch einige Heerde in dem Gemach.

Honauer prüfte diese Gegenstände lange mit ächter Kennermiene; hierauf sagte er: Euer Durchlaucht haben hier ein schönes Laboratorium: nur eines vermiß ich, den philosophischen Thurm, einen gar kunstreichen, zu allen Arbeiten sehr nützlichen Ofen, den ich zu Siena bei dem großen Meister, Johann Baptist Birelli, gesehen habe. — Wißt ihr vielleicht, wie man ihn baut, fragte der Herzog und erhielt zur Antwort: Allerdings; zuerst wird ein hohles Viereck von guten Backsteinen aufgeführt, an jede Seite desselben fügt man dann einen schmalen runden Thurm, um die Destillirkolben darauf zu setzen; wenn man aber die Kohlen auf den im Viereck befindlichen Rost schüttet und anzündet, so brennt das Feuer mindestens zwölf Stunden lang, sobald man nur den Ofen oben wohl verschließt und in den Thürmen steigt eine gewaltige Hitze empor. — Solch ein Ofen soll bald auch hier in der noch leeren Ecke stehen, sagte Friedrich, rief dem Aufseher über seine Laboranten, Florian Keppler, und befahl ihm, sogleich Anstalten zu treffen, daß unter der Leitung des Alchymisten ein solcher philosophischer Thurm gebaut werde.

Ich habe auch, fuhr Honauer fort, eine neue gar bequeme Art von Tiegeln bei mir, von denen ich einen herschaffen ließ; zugleich nahm er den Tiegel aus den Händen des Stallmeisters, erklärte dem Herzog dessen

Vorzüge und stellte ihn dann neben andere Gefäße derselben Art.

Noch einmal betrachtete er hierauf die Geräthschaften, bis er sah, daß Friedrich einige Zeichen von Ungeduld blicken ließ, worauf er sich an ihn wendete und sprach: Wenn Eure Durchlaucht es erlauben, so geb ich nur eine kleine Probe meiner Kunst; in dem Kölbchen habe ich etwas von meinem Goldpulver, dort liegt ein Stück Blei und hier sind ja Tiegel genug bei der Hand. Wohlweißlich aber ergriff Honauer seinen eigenen Tiegel, legte das Blei hinein, schüttete das Pulver darauf und zündete ein Kohlenfeuer darunter an. Dann bat er Friedrich und alle Anwesenden, das Gemach zu verlassen, schloß dieses ab und überreichte den Schlüssel dem Herzog, auf welchen die Ruhe und Kaltblütigkeit des Alchymisten großen Eindruck machte. Er wandelte mit ihm einige Zeit im Garten auf und ab, bis Honauer ihn erinnerte, daß jetzt die Verwandlung vorgegangen sein werde. Der Herzog selbst schloß die Thüre wieder auf und trat rasch zum Tiegel, aus welchem ihm ein Stückchen Gold entgegen glänzte. Keppler mußte es sogleich prüfen und versicherte, daß es vom reinsten Gehalt sei. Friedrich war hocherfreut; ihr dürft mich sobald nicht verlassen, Herr von Grabenschütz, sprach er, es soll euch bei mir gewiß so gut gefallen, als in Spanien; ihr seid von jetzt an mein Gast und was ihr wünscht oder begehrt, sollt ihr erhalten. Der schlaue Goldmacher machte Anfangs einige Schwierigkeiten, entsprach jedoch zuletzt des Herzogs Wunsche, welcher nun sogleich einigen im Schlosse

wohnenden Räthen und adelichen Dienern auszuziehen befahl, damit Honauer ja eine recht stattliche Wohnung erhalte. Auch stellte er ihm für sich und alle die Seinigen einen Schirm- und Freibrief aus, schloß mit ihm einen Vertrag, daß beide Verlust und Gewinn gleich theilen wollen und gebot Keppler, alles Nöthige herbei zu schaffen, sonst aber sich nicht in des Alchymisten Sache zu mischen.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saßen der Freiherr und sein Stallmeister gar treulich bei einander in einem schönen Gemache des Schlosses und freuten sich ihrer gelungenen List, wobei sie übrigens auch an einen Rückzug für den Fall der Noth dachten.

Während dieser saubern Unterhaltung klopfte es an der Thüre und herein trat Morel; er trug zwei goldene Ketten mit Medaillen, worauf des Herzogs Bild zu sehen war, in der Hand; die eine mit Edelsteinen verzierte übergab er Honauer, die andere dessen Stallmeister und sprach: Seine Durchlaucht läßt euch Ihren gnädigsten Gruß entbieten und übersendet euch diese Ketten als ein kleines Andenken. — Ihre Durchlaucht beweisen uns zu viel Gnade, antwortete der Goldmacher, ich werde derselben aber meinen unterthänigsten Dank persönlich abstatten. — Ja, fuhr Morel fort, der durchlauchtigste Fürst ist ein gar generöser Herr, wenn es gilt, Männer von wahrem Verdienst zu belohnen; nur gegen Pfuscher, Stümper und Betrüger zeigt er sich scharf. Daß aber eure Gnaden dieß nicht sind, haben sie heut bewiesen. Wenn ich das Geheimniß wüßte, ein solches Pulver zu

verfertigen, ich machte mir einen ganzen Haufen davon, schaffte etlich tausend Centner Blei an und wollte dann herrlich und in Freuden leben, wiewohl ich mit meiner jetzigen Lage auch nicht unzufrieden bin. — Ei! Herr Leibdiener, entgegnete der Alchymist, man muß auch an seinen Nebenmenschen denken; das ist eben ein Beweis unsrer edlen vortrefflichen Kunst, daß wir Alchymisten unsere geheimen wunderbaren Kenntnisse auch andern mittheilen. Was ihr bisher gesehen habt, ist nur eine Kleinigkeit; ich vermag noch viel Größeres zu leisten. Wenn ich Zeit bekomme, will ich demnächst euch einmal wieder **aurum potabile** verfertigen; das ist eine Arznei von solchem Vermögen und solchen Kräften, dergleichen kein Mensch auszusprechen vermag. Auch den **lapidem philosophicum** oder den Stein der Weisen, das große Magisterium oder die rothe Tinktur genannt, versteh' ich zu verfertigen, wiewohl das eine nicht nur schwierige, sondern auch langwierige und kostbare Sache ist; wenn man ihn aber einmal hat, so ist man für alle Mühen und Kosten auch genug belohnt; denn dieser Stein besitzt die wunderbarsten Kräfte, er heilt alle Krankheiten und verwandelt alle Metalle in Gold. Nach diesen Reden, deren Eindruck auf den Leibdiener dem Alchymisten nicht entging, verbreitete sich derselbe über andere Mittel, Gold und dergleichen zu bereiten und gab die Recepte dazu an.

So weihte der Alchymist den Leibdiener in seine geheimnißvollen wunderbaren Künste ein und dieser unterließ nicht, dessen große Kenntnisse dem Herzoge gehörig

herauszustreichen. Sobald der philosophische Thurm fertig war, begann Honauer, anscheinend mit großem Eifer, seine Arbeit und Friedrich besuchte ihn fleißig dabei. Der listige Goldmacher wußte diese Besuche klug zu benützen, um seine Gunst immer mehr zu gewinnen, seine Begierde immer höher zu entflammen; dafür erhielt er von Zeit zu Zeit reiche Geschenke von Friedrich und wurde mit seinem Gefolge aufs Beste traktirt. Die stolzesten Hofleute bewarben sich um seine Gunst und er ging mit ihnen wie mit seines Gleichen um, trank auch „auf den Dauz" mit ihnen und unterhielt sie mit mancherlei Kunststücken. Einmal legte er Mittags ein Ei in Sonnenschein, welches sich zur Verwunderung aller Zuschauer frei in die Luft erhob, ein andermal beschüttete er die Wurzeln eines Apfelbaums mit einem gewissen Pulver und nach kurzer Zeit fiel ein Apfel nach dem andern vom Baum; er bewirkte, daß Fische in einem Teich ihm von selbst zuschwammen, fing sie und bereitete sie in einer papierenen Pfanne zu. Bei den Hoffräulein empfahl er sich, indem er sie die Sommersprossen vertreiben und eine schöne Schminke bereiten lehrte. Bald war ganz Stuttgart voll vom Lob des großen Tausendkünstlers, in Gesellschaften und Wirthshäusern erzählte man die unglaublichsten Dinge von ihm und seinem Stallmeister, — denn ihn selbst sah man nur in der Gesellschaft von Adelichen und Hofleuten — der mit Morel die Zusammenkünfte der Bürger besuchte, trug durch seine Erzählungen treulich dazu bei, die hohe Meinung, welche man von seinem Herrn hatte, noch mehr zu steigern.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; die Wahrheit dieses Sprichworts sollte auch Honauer erfahren. Er beeilte sich natürlich bei seinem Hauptwerke nicht sehr, obwohl der Herzog der Beendigung desselben mit gespannter Erwartung entgegensah; denn nicht weniger als fünf Centner Heidenheimer Eisen sollten dadurch in Gold verwandelt werden. Friedrich wurde ungeduldig und als Honauer alle andern Ausflüchte und Entschuldigungen erschöpft hatte, erklärte er auf einmal, das Heidenheimer Eisen sei zu weich, er müsse anderes aus Mömpelgard haben.

Sogleich erging dorthin der Befehl, alles im Zeughaus daselbst vorräthige Eisen nach Stuttgart zu liefern und der Goldmacher gewann eine neue Frist, welche er wohl zu benützen wußte. Vom Herzog hatte er neben den reichen Geschenken mehrere Edelsteine erhalten, welchen er einen schönen Glanz verschaffen zu können sich rühmte; sein Stallmeister aber hatte da und dort bei wohlhabenden Bürgern der Stadt unter allerlei Vorwänden Geld entlehnt, von Einigen, welche eine so gewinnreiche Kunst, wie das Goldmachen, auch lernen wollten, Vorschüsse empfangen und so brachten die beiden Betrüger über 20,000 fl. an Geld und Geldeswerth zusammen. Ihre Pferde hatten sie bis auf drei verkauft und ihre Diener beschlossen sie bis auf einen, welcher auch in den Betrug eingeweiht war, ihrem Schicksal zu überlassen. Ehe noch das Eisen aus Mömpelgard angekommen war, bat Honauer den Herzog um die Erlaubniß, einen Ritt nach Reutlingen machen zu dürfen; sie wurde

ihm nicht verweigert; denn er ließ ja mehrere schwere Kisten von beträchtlichem Umfang zurück, von denen der Stallmeister dem Leibdiener und Andern ganz im Vertrauen mitgetheilt hatte, daß neben andern kostbaren Sachen auch eine beträchtliche Quantität des berühmten Goldpulvers darin enthalten sei. Ganz wohlgemuth verließ Honauer mit seinem Stallmeister und einem Diener an einem trüben Novembertage Stuttgart, hielt sich aber in Reutlingen nicht lange auf, sondern eilte, weiter zu kommen. Als er zu lange ausblieb, ließ der Herzog sich nach ihm erkundigen und so wurde der ganze Betrug entdeckt. In den Kisten fand man nichts als Sand, Steine und anderes unnützes Zeug; die zurückgelassenen Diener aber wußten über ihren entflohenen Herrn nichts anzugeben, da dieser sie erst kurz vor seiner Ankunft in Stuttgart angenommen hatte, und man ließ sie daher nach kurzer Haft frei.

Als Friedrich sich so arg betrogen sah, gerieth er in heftigen Zorn und schwur, den Goldmacher bis in die fernsten Länder Europas verfolgen zu lassen. Der Kloster-Hofmeister zu Weil, Daniel Müller, der mit den Personen der Entflohenen wohl bekannt war, und Georg Porcell, Amtsknecht zu Knittlingen, welcher die Niederlande schon mehrmals bereist hatte, wurden sogleich abgeschickt, mit dem Befehl, den Land- und Leutebetrüger, wo sie ihn treffen, „niederwerfen zu lassen", und einem offenen Briefe an alle Stände und Obrigkeiten, welche gebeten wurden, den Abgesandten alle Hülfe zu leisten, damit sie

Honauer, dessen Person genau beschrieben wurde, einfangen könnten (den 17. November 1596).

Sie zogen lange umher, bis sie endlich die Spur der Entwichenen auffanden und erfuhren, daß diese sich zu dem Grafen Adolph von Holstein und Schaumburg begeben hatten. Sogleich wurde nun Benjamin von Bouwinghausen an den Grafen geschickt, um Honauers Auslieferung zu begehren. Der gewandte Betrüger aber hatte diesen schon so sehr für sich zu gewinnen gewußt, daß der Graf die Auslieferung geradezu verweigerte. Jetzt begehrte der Herzog vom Kaiser ein Mandat zur Auslieferung Honauers, schrieb auch an den Herzog von Braunschweig und an den Landgrafen von Hessen und bat sie, ihm hiebei behülflich zu sein.

Hierauf ward Bouwinghausen zum zweitenmal zum Grafen von Holstein geschickt. Dießmal hatte die Sendung auch einen bessern Erfolg; das kaiserliche Mandat und die Vorstellungen der beiden Fürsten machten den Grafen nachgiebiger und er lieferte nach kurzen Unterhandlungen Honauer aus, welcher nun nebst seinem Stallmeister auf einen Wagen geschmiedet und unter starker Bedeckung nach Stuttgart geführt wurde, wo er im März 1597 ankam. Die Untersuchung, die man nun anstellte, und die im Ausland gemachten Nachforschungen zeigten, daß der angebliche Freiherr der Sohn eines Goldschmieds aus Olmütz und ein gar arger Betrüger war, der seine falschen Künste schon an manchen Orten in Polen und Deutschland ausgeübt, und namentlich den Herzog von Teschen und einen Freiherrn von Diet-

richstein um große Geldsummen geprellt hatte. Man machte ihm daher ohne Weiteres den Prozeß und das Stadtgericht zu Stuttgart that den Ausspruch: Honauer solle wegen seiner vielfältigen Betrügereien und Diebereien, auch wegen Meineids und anderer schlechten Handlungen, dem Nachrichter übergeben, ihm von diesem auf dem Schloßplatz die Hand abgehauen und er hierauf gehängt werden.

Den Galgen aber, welcher zur Hinrichtung des Betrügers bestimmt wurde, ließ der Herzog aus dem von Mömpelgard herbeigeführten Eisen verfertigen. Er war schön roth angestrichen, 18 Fuß hoch und erhob sich aus einem Fußgestell von starken Quadersteinen. Oben auf ihm stand ein zweiter, 13 Fuß hoher Galgen, der gleich einer Wetterfahne vom Wind herumgetrieben werden konnte.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage, den 2. April 1597, sah man von allen Seiten her Schaaren Neugieriger nach Stuttgart strömen, in Wagen, zu Roß und zu Fuß, von nah und fern, selbst aus Ulm, Nürnberg und Augsburg; die Wirthe bekamen einen guten Tag, der Goldmacher aber einen desto schlimmern. Zuerst führte man ihn auf's Rathhaus und publicirte ihm das Urtheil; da schwand aller Trotz, den er bisher gezeigt hatte; demüthig flehte er um Gnade und da all' sein Flehen umsonst war, fing er an zu weinen und zu jammern; allein er fand wenig Mitleid unter den Zuschauern, selbst als man auf dem Schloßplatz ihm zwei Finger abhieb. Der Hofprediger Osiander, der ihn zur

Richtstätte begleitete, hatte große Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er sich nur einigermaßen faßte. Herr Gott! in deine Hände befehle ich meinen Geist! waren die letzten Worte des Verbrechers; still bestieg er hierauf die Leiter und bald hing am obern Galgen die Leiche des Freiherrn zu Brünnhof und Grabenschütz, gar stattlich mit einem Federnhut und einem Kleide von Goldschaum geziert, wie der Herzog es, um Honauers doppelten Betrug dadurch anzudeuten, befohlen hatte. Unten an den Galgen hin kam folgende Inschrift:

Hier hangt der Böswicht weit bekannt,
Georg Honauer ist er genannt,
Aus Mährenland kam er hieher,
Betrug und Hochmuth übet er,
Aus Eisen wollt' er machen Gold,
Welches doch Niemand ihm glauben sollt',
Er hat verläugnet seinen Stand,
Wollt' sein ein großer Herr genannt.
Hoffärtig's G'müth, leichtfertig's Herz
Fand sich bei ihm nur wie ein Scherz.
Fürsten und Herrn hat er betrogen,
Daß er auch Land und Leut' belogen,
Groß' Büberei hat er begangen,
Also hat er sein'n Lohn empfangen.
Er war nicht werth, daß er auf Erd'
Sollt' haben sein Begräbniß werth,
Sondern da hangen in der Luft
Zwischen Himmel und Erdenkluft,
Zur wohlverdienten Straf' und Lohn,
Andern zu einem Exempel schon.
Darum wer hier vorübergeht,
Dieß Exempel ihm vor Augen steht.

Er sei jetzt gleich frei oder Knecht,
Der soll bedenken, Gott ist gerecht,
Der läßt kein Uebel ungerochen.
Daß kein Urtheil werd' gesprochen,
Dafür behüt' uns Gott allsammen,
Wer hier vorübergeht, sprech: Amen!

Der eiserne Galgen stand in der Wolframshalde bei der von ihm benannten Galgensteig und wurde erst 1788 abgebrochen. Der letzte Verbrecher, welchen man daran aufhängte, war der berüchtigte Jude Süß.

Honauers Stallmeister wußte Anfangs alle Mitschuld von sich abzuwälzen; nach weitern Erkundigungen fand sich aber dann, daß derselbe sich fälschlich für einen Edelmann ausgegeben, vielmehr ein Juwelier sei, dessen Namen man wegen mannigfacher Betrügereien schon früher in Ungarn an den Galgen geschlagen hatte. Jetzt machte man wenig Umstände mit dem edlen Herrn von Werden, er wurde an den neben dem eisernen stehenden hölzernen Galgen aufgehängt.

Durch diese abschreckenden Beispiele aber wurden andere Betrüger ebensowenig gewitzigt, als der Herzog selbst durch den Schaden, welcher ihm von Honauer zugefügt worden war. Der nächste Goldmacher, der den Galgen zierte, war der blinde Johann Heinrich Neuscheler von Zürich, auf ihn folgten Peter Montanus und Johann Heinrich Müller. Dieser letztere, aus Wasselnheim im Elsaß gebürtig, seines Gewerbes ein Barbier, welcher früher in der benachbarten Reichsstadt Eßlingen in Diensten gestanden und auf der Wanderschaft zu

Florenz die Alchymie erlernt hatte, übertraf Honauer noch an Klugheit und List. Kaiser Rudolph, damals einer der eifrigsten Freunde der Alchymie, erhob den geschmeidigen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen in nicht geringem Grade ausgestatteten Mann unter dem Namen von Mühlenfels in den Adelsstand und Herzog Friedrich, der von seinem großen Rufe hörte, berief ihn im Jahre 1604 zu sich. Mühlenfels trat noch großprahlerischer auf als Honauer.

Im Frühjahr 1606 kam der Alchymist Michael Sendivogius, welchen der Herzog durch große Versprechungen aus den Diensten des Königs von Polen in die seinigen gelockt hatte, nach Stuttgart und wurde nach Neidlingen geschickt, um hier gemeinschaftlich mit Mühlenfels zu laboriren. Diesem jedoch war der neue Ankömmling gar nicht willkommen, weil er von ihm, der wirklich große Kenntnisse in der Chemie wie in der Alchymie besaß, eine Entdeckung seiner Betrügereien fürchtete. Daher suchte er ihn bald möglichst wieder fortzuschaffen, was ihm dadurch gelang, daß er demselben eine gewaltige Angst vor der Rache beizubringen wußte, welche ihn treffen würde, wenn er die Hoffnungen und Wünsche des Herzogs nicht schnell und genügend befriedige. Mühlenfels wußte es dahin zu bringen, daß er verhaftet wurde, half ihm aber selbst in der ersten Nacht aus dem Gefängniß zur Flucht. Mühlenfels meldete dem Herzog alsbald seine Flucht und dieser war über den Betrüger sehr erbost. Nach einiger Zeit jedoch kam ein Schreiben des Königs von Polen, worin er über die Behandlung

seines ehemaligen Dieners bittere Klage führte und nun fiel's wie Schuppen von Friedrichs Augen. Sogleich ward Mühlenfels verhaftet und nach Stuttgart gebracht. Er läugnete zwar; aber die Folter brachte ihn bald zum Geständniß, daß er ein Betrüger sei. Jetzt wurde auch er verurtheilt und, nachdem man ihm zuvor drei Finger abgehauen hatte, ebenfalls an den eisernen Galgen gehängt. Er verschmähte allen geistlichen Zuspruch und starb als verhärteter Bösewicht (30. Junius 1606).

Das Laboriren im alten Lusthause aber hörte deßwegen nicht auf und noch nach des Herzogs Tod wurde ein Alchymist, Namens Schuler, wegen seiner Betrügereien zur Strafe gezogen. Auch Abenteurer und Projektenmacher andrer Art besuchten damals häufig den Hof zu Stuttgart, wo des Herzogs Vorliebe für geheime Künste und seine Begierde, sich schnell und leicht die Mittel zu seinen hochfliegenden Planen zu verschaffen, ihnen stets eine gute Aufnahme versprach, wenn sie ihre Rolle nur einigermaßen gewandt zu spielen wußten.

Im Jahre 1598 erschien hier einer dieser Menschen, Abraham Calorno aus Ferrara, der große Judenkünstler genannt, welcher den Wundermann mit eben so viel Kühnheit und Glück zu spielen wußte und in allerlei Gauklerkünsten trefflich erfahren war. Wenn er mit seinem langen weißen Barte im faltigen Talar, den ein mit wundersamen Zeichen gestickter Gürtel zusammenhielt, auf der Straße erschien, liefen die Kinder vor Schrecken laut aufschreiend davon, die alten Mütterchen versteckten sich im nächsten Hause und die Frommen, Verwünschun-

gen vor sich hinmurmelnd, wandten sich schnell auf eine andere Seite. Denn es waren schreckliche, wunderbare Dinge, welche man von ihm erzählte; daß er einen Bund mit dem Teufel habe, war ganz ausgemacht, auch sollte er sich mehrere Jahrhunderte in den Pyramiden Egyptens aufgehalten haben und hier in der geheimen Weisheit des großen Hermes Trismegistos unterrichtet worden sein; einige hielten ihn sogar für den leibhaften ewigen Juden. Seine geringsten Wunderthaten waren, daß er Wasser in Wein, Steine in Brod verwandelte und einen Stab auf den Boden warf, der dann als zischende Schlange umher fuhr, bis der Zauberer diese am Kopf faßte und so wieder als einen Stab emporhob. Dem Herzog empfahl er sich hauptsächlich dadurch, daß er seiner Versicherung nach aus jeder unter freiem Himmel liegenden Erde einen trefflichen Salpeter zu bereiten wüßte. Deßwegen vornämlich nahm dieser ihn in seine Dienste und bezahlte ihn reichlich, weil er hoffte, demnächst ganz Deutschland mit Salpeter versehen zu können.

Als Calorno gerade in der höchsten Gunst stund, kam nach Stuttgart Maggino Gabrieli, der sich den Generalkonsul einer Gesellschaft hebräischer Kaufleute nannte, für welche er um Handelsfreiheit im Land nachsuchte. Der große Judenkünstler unterstützte seinen Stamm- und Glaubensgenossen auf's Nachdrücklichste und bewirkte, daß der Herzog dem Gabrieli und seiner Gesellschaft auf 15 Jahre die nachgesuchte Freiheit ertheilte, ihm ein eigenes Haus in Stuttgart einräumte und den Juden eine Niederlage in Neidlingen, wo sie auch zwei Jahrmärkte

sollten halten dürfen, anwies. Das gab einen großen Lärmen in Wirtenberg, wo seit den Zeiten des Herzogs Eberhard im Bart die Juden als „nagende Würm" von allem Handel und Verkehr ausgeschlossen waren. Die Landstände überschickten dem Herzog eine Vorstellung dagegen, in welcher sie ihn ernstlich ermahnten, die Juden als Feinde Christi nicht ins Land zu lassen. Denn er würde davon keine Vortheile haben, weil dieselben das Betrügen viel weniger lassen könnten, als die Katze das Mausen, auch Kundschafter und Landesverräther seien und durch ihr gefährliches, unehrliches und unziemliches Gewerbe das Volk verderbten, zu üppigem, verschwenderischem Leben und sogar zum Stehlen antrieben. Das Konsistorium bewies ihm, daß die Christen nächst dem Teufel keine ärgeren Feinde als die Juden hätten, Bürgermeister und Rath der Stadt Stuttgart aber drückten die Besorgniß aus, wenn man die Juden sich in Stuttgart festsetzen lasse, würde der Bürgerschaft dadurch die größte Unlust und arge Beschwerden aufgeladen werden und baten daher dringend, die Stadt mit diesem Volke zu verschonen. Am meisten aber ereiferte sich der Hofprediger Osiander, der längst schon mit tiefem Schmerz gewaltiger Entrüstung dem Treiben am Hofe, dem Unfug der Goldmacher und anderer Abenteurer zugeschaut hatte. Es drückte den guten Alten schwer, daß die, welche zunächst hier waren, und abrathen sollten, daß die geheimen und Oberräthe zu solchen Dingen schwiegen; er konnte sich nicht länger halten und erließ daher am 13. März 1598 ein sehr eindringliches Schreiben an den Herzog.

Eine so freie Sprache hatte noch Niemand gegen den Herzog zu führen gewagt und dieser gerieth darüber in gewaltigen Zorn. Des Herzogs Antwort an Osiander war höchst ungnädig, drohend und hart. Osiander wurde dazu noch vor den Oberrath gefordert, wo er einen scharfen Verweis erhielt und, da er weder Abbitte noch Fußfall thun wollte, des Landes verwiesen.

Mit Calorno nahm es jedoch dasselbe Ende, wie mit andern Betrügern seiner Art; er vermochte seine großen Versprechungen nicht zu erfüllen und läugnete, als ihn der Herzog nun verhören ließ, diese durchaus ab. Friedrich befahl, ihn deßwegen wohl zu verwahren; dennoch wußte Calorno verkleidet aus der Stadt zu entkommen und obgleich man ihm sogleich Reitende und Steckbriefe nachschickte, konnte man seiner doch nicht mehr habhaft werden (im März 1599). Seine Stammes- und Glaubensgenossen zu Neidlingen hatten das Land schon früher wieder verlassen, weil die vielen Beschränkungen, denen ihr Handel unterworfen wurde, ihnen alle Aussicht auf Gewinn raubten.

Der Kampf und das Ende.

An einem trüben Wintertage des Jahrs 1606 saßen in dem Sitzungszimmer des Oberraths im obern Stocke der Kanzlei zu Stuttgart zwei Männer, im eifrigen Gespräch mit einander begriffen. Der Gegenstand ihres Gesprächs mußte ein sehr wichtiger sein, denn ihre Mienen waren ernst und mehr als einmal versanken sie in tiefes, stilles Nachdenken. Man sah es beiden deutlich

an, daß sie seit einer Reihe von Jahren sich den Staatsgeschäften widmeten, daß sie am Schreibtische zwischen Aktenbündeln mehr Zeit zugebracht hatten, als in der heitern Gesellschaft sorgloser Weltleute; ihre glanzlosen, trüben Augen bezeugten, wie manche Stunde sie dem nächtlichen Schlafe gestohlen und in angestrengter Arbeit durchwacht hatten. In ihren Physiognomien lag etwas Finsteres, Zurückstoßendes, die zarteren wärmeren Gefühle der Freundschaft und Liebe schienen ihnen fremd, die Furchen in ihrem kalten, ernsten Antlitz aber hatten auch nicht Gram und Kummer, sondern die gewaltigen Leidenschaften, welche in ihrem Innern glühten, Ehrgeiz, Herrschsucht und Geldgier, gezogen; Leidenschaften, welche so Manchen verleiten, das Glück seines Lebens, die Ruhe seines Gewissens und seinen guten Ruf dem nichtigen Schimmer von Macht und Glanz aufzuopfern. Es waren die zwei bedeutendsten Staatsmänner Wirtenbergs aus der damaligen Zett, der Geheimerath Matthäus Enzlin und der Kanzler Johann Jakob Reinhard.

Darin, denk' ich, sind wir einig, hub Enzlin an, daß es anders werden muß, wenn der Herzog freier, unbeschränkter soll handeln, wenn die großen Plane, mit denen wir umgehen, sollen ausgeführt werden können. Diese Landstände treten uns überall hemmend in den Weg; sie sind gar zu lästige Aufpasser, gar zu zudringliche Mahner; immer führen sie die Verfassung, die alten Landesverträge im Munde; keinen Schritt kann man vorwärts thun, den sie nicht bekrittelten, keine Beisteuer von ihnen erlangen, für welche sie nicht die Abstellung einer

Menge, oft so kleinlicher, oft ganz grundloser Beschwerden begehrten. Und vollends ihre langsame Bedächtlichkeit, welche dem raschen Vorwärtsschreiten des Herzogs nichts als Hindernisse in den Weg legt. Wie ungeduldig er darüber, wie unwillig über die ewigen Wünsche und Beschwerden er schon geworden ist, welche Vorwürfe wir deswegen schon von ihm zu hören hatten, das wißt ihr, Herr Kanzler, so gut als ich. Wahrhaftig, wir verlieren noch Ansehen, Ehre und Geld darüber, wenn es nicht anders wird. Die Hofleute liegen so dem Herrn immer in den Ohren, wir vernachlässigten unsre Pflicht, hielten es heimlich mit den Landständen und wagten daher keinen entscheidenden Schritt gegen dieselben. Sie können gut schweigen, diese Müßiggänger und leere Köpfe, welche nur ihrem Vergnügen nachgehen, während wir uns den kostbaren Schlaf rauben, um für ihr und des Herrn Wohlergehen zu wirken. Sie glauben Wunder was gethan zu haben, wenn sie einmal ihr schwaches Gehirn anstrengen, um eine neue Lustbarkeit zu erfinden, das Ernste, Wichtige aber überlassen sie uns, den Geplagtesten aller Sterblichen.

Ihr wißt, daß ich über diese unnützen Geschöpfe, wie ihr, denke, Herr Geheimerath, aber wir dürfen es mit ihnen nicht verderben; sie, die immer um den Herrn sind, könnten uns gewaltig schaden; denn ein beleidigter Hofmann ist ein furchtbarer Feind, entgegnete der Kanzler. — Leider! sprecht ihr die Wahrheit, sagte Enzlin, wir müssen sie schonen; aber machen wir uns dem Herzoge unentbehrlich, verleiten wir ihn zu Schritten, welche ihn

ganz in unsere Hände geben, dann werden dieser Zwang, diese Knechtschaft ein Ende nehmen, und er wird lieber ein Duzend jener lockern Gesellen aufopfern, als den Beistand nur Eines von uns verlieren wollen. Dazu ist nun der sicherste Weg, wenn wir ihn von seinen lästigen, verhaßten Mitregenten, den Landständen, befreien, wenn wir ihm unumschränkte Herrschergewalt verschaffen. Der Herrscher, welcher die Schranken der Gesetze und der Verfassung durchbricht, kommt immer in eine gewisse Abhängigkeit von den Werkzeugen, deren er sich dazu bediente.

Da habt ihr vollkommen Recht, erwiederte Reinhard und es fragt sich nun: Wie greifen wir es an, um dem Regiment der Landschaft ein Ende zu machen? Die Geldverlegenheit des Herzogs macht, wie ihr wißt, die baldige Eröffnung des Landtags nothwendig, und hier muß ein entscheidender Schlag geschehen. Ich fürchte nur, wir werden wenig ausrichten, war die Antwort, so lange Ulrich Broll Landschaftsadvokat ist und Männer wie der Prälat von Adelberg und der Bürgermeister Mayer im Ausschuß sitzen. Wäre es nicht besser, wir schafften diese noch vor dem Landtag auf die Seite? — Keine Uebereilung, sprach sein ruhigerer Genosse, das gäbe böses Blut im ganzen Lande; versuchen wir es lieber einmal, ob wir den Starrsinn dieser Leute brechen, ob wir dennoch in der Versammlung die Stimmenmehrheit erlangen können; wenn es nicht geht, ist's noch immer Zeit genug, zu dem von euch vorgeschlagenen Mittel zu greifen. — Ihr habt Recht, erwiederte Enzlin, wir müssen Anfangs

etwas behutsamer auftreten, wenn wir nicht unserer Sache selbst schaden wollen. Aber dabei bleibt's, wir wagen einen entscheidenden Schritt. Hiemit endete das Gespräch; die Verschwörer gegen des Landes Wohl und die Verfassung reichten einander die Hände zu ihrem frevelhaften Bunde und gingen jeder seinen besondern Geschäften nach.

Wenige Tage später erging das herzogliche Ausschreiben, welches die Landstände auf den Januar des Jahres 1607 zusammen berief; mit ihnen sollten aber auch die herzoglichen Amtleute erscheinen, welche ernstlich angewiesen wurden, das Vorhaben und den Vortheil des Herzogs nach ihren Pflichten und ihrem besten Vermögen zu fördern. Dieses Ausschreiben wurde der Gegenstand der Unterhaltung im ganzen Lande, in Privatcirkeln, wie an öffentlichen Orten, „auf den Märkten, in den Wirthshäusern und bei Gastereien“ sprach man davon. Gutes erwarteten Wenige von dem Landtage; denn das gegenseitige Verhältniß zwischen dem Herzog und den Landständen, das Benehmen des erstern gegen die letztern, der scharfe, gebieterische Ton, welchen er neuerdings in seinen Verhandlungen mit ihnen angenommen hatte, erweckten wenig Hoffnungen, aber desto mehr Besorgnisse. Als man noch dazu erfuhr, daß Enzlin und Reinhard zu herzoglichen Kommissären ernannt worden seien, da sanken vollends die Erwartungen tief herab. Man sah voraus, daß es einen scharfen Kampf geben werde; doch gewährte es noch einigen Trost, daß Ulrich Broll jenen zwei im Lande allgemein verhaßten Beamten gegenüber

stehen sollte. Der Herzog selbst nämlich hatte dem ständischen Ausschuß geboten, zwei rechtsverständige Landeseingeborne zu Rechtsbeiständen zu wählen, da ja doch „schlecht verständige Leute" auf den Landtag kämen, die Prälaten aber mehr Theologen als Staatsmänner seien. Sie aber wählten nun neben einem Tübinger Rechtsgelehrten den Landschaftsadvokaten.

In dem Hause an der Ecke der Schulgasse, welches wir schon aus dem Anfang dieser Erzählung kennen, hatten sich eines Tags drei Männer zusammen gefunden, welche die besorgliche Lage des Vaterlandes eifrig besprachen. Es waren gerade die, welche Enzlin als die gefährlichsten Gegner bezeichnet hatte, Ulrich Broll, Felix Bidembach, Prälat von Adelberg und Christoph Mayer, Bürgermeister zu Stuttgart. Allen drei sah man es an, daß sie die erste Hälfte ihres Lebens schon zurückgelegt, daß sie für das Gemeinwohl viel gearbeitet und gewacht hatten, aber in ihren Physiognomien lag ein ganz anderer Ausdruck als in denen der beiden herzoglichen Minister. Es war der ruhige milde Ausdruck des guten Gewissens, des tröstenden Bewußtseins, stets redlich das Beste des Landes gewollt zu haben; mehr als eine Furche hatte die Zeit, keine aber Ehrgeiz und Geldgier in ihren Gesichtern gezogen. Wenn Enzlins verschmitzter und Reinhards stechender Blick Widerwillen und Furcht erregten, so erweckte dagegen die ehrliche, freundliche Miene dieser drei Männer Zutrauen; denn da fand man von Arglist und Verstellung, von Haß und Rachgier keine Spur.

Der Zeitpunkt, begann Broll, welchem wir längst mit gerechten Besorgnissen entgegensahen, ist herangenaht; der Herzog, verleitet von schlauen Rathgebern, gedenkt einen ernstlichen Angriff auf unser höchstes Kleinod, die Verfassung, zu wagen; daß aber dieser Angriff zunächst dem Tübinger Vertrag gelten wird, daran wird Niemand zweifeln, der da weiß, wie sehr dieser Vertrag dem Landesherren zuwider ist, der seine Ansicht kennt, daß er eigentlich zu dessen Beobachtung gar nicht verpflichtet sei. Lassen wir aber diesen Grundpfeiler unserer Verfassung niederreißen, dann stürzt das ganze Gebäude zusammen und um so nothwendiger ist es, daß wir hier fest und entschlossen auftreten.

Meine Ansicht ist es gleichfalls, entgegnete der Abt von Adelberg, daß, wenn sie auch nicht sogleich den Tübinger Vertrag völlig aufzuheben wagen, sie doch daran rütteln werden, wie an einem alten Hause, bis es ganz zusammenfällt. Enzlin wird all seine Gewandtheit und Schlangenlist anwenden, alle Kräfte seines ränkevollen Geistes anstrengen, um die Stimmenmehrheit zu erlangen, und wie es mit der politischen Weisheit so vieler unserer Kollegen in der Landschaft steht, das wißt ihr so gut als ich.

Mehr noch, fügte Mayer bei, fürchte ich die Selbstsucht und den Eigennutz mancher Mitglieder; die Aussicht auf Befriedigung seines Ehrgeitzes oder seiner Geldgier hat schon Manchen vom rechten Wege abgelockt. Mit glänzenden Versprechungen aber werden Enzlin und seine Genossen nicht kargen.

Eure Besorgnisse sind leider nur zu begründet, fuhr Broll fort; wir aber dürfen darum den Muth nicht sinken lassen, die Hoffnung nicht aufgeben; vielmehr wollen wir schon vor dem Beginn des Kampfes mit allem Eifer den schlimmen Einflüßen von der andern Seite entgegen zu wirken suchen. Ich zweifle nicht, daß unsre Vorstellungen bei so vielen schlichten redlichen Männern, welche das Fürstenthum zum Landtage senden wird, von nicht geringerem Erfolge sein werden, als die listigen Vorspiegelungen Enzlins, dem nur wenige recht trauen.

An unsrem Eifer hierin soll's nicht fehlen, erwiederte Bidembach und Mayer stimmte ihm bei. Als sie hierauf die einzelnen Mitglieder des künftigen Landtags besonders besprochen, fanden sie doch, daß die Zahl der Gutgesinnten nicht so gering war, als sie gefürchtet hatten.

So laßt uns denn, sprach der Abt von Adelberg, auf Gottes gnädigen Beistand vertrauend den Kampf erwarten, furchtlos und muthig für unser gutes Recht streiten und mit wackerem Beispiel unseren Kollegen vorangehen; der Ausgang steht in der Hand des Allerhöchsten. Seine Freunde reichten ihm als Zeichen ihrer Beistimmung die Hände und so wurde auch in dem Eckhause der Schulgasse ein Bund geschlossen, aber nicht zum Umsturz, sondern zur Erhaltung der Verfassung, nicht von einem Paar ehrgeiziger Minister, sondern von Männern, welche für das Wohl des Vaterlandes begeistert waren; die gute Sache aber, wenn auch Anfangs unterliegend, errang doch zuletzt den Sieg.

Am 26. Januar 1607 versammelten sich die Landstände zum erstenmal im Landhause: die feierliche Eröffnung des Landtages aber fand im Rittersaale des Schlosses, in Gegenwart des Herzogs und seines Sohnes Friedrich Achilles statt. Einer von den Abgeordneten nach dem andern trat vor den Herzog und reichte ihm die Hand; dann setzten sie sich auf den längs den Wänden des Saales angebrachten Bänken nieder; nur die Prälaten bekamen an einem mit schwarzem Tuche beschlagenen Tische ihren Sitz, ihnen gegenüber an einer mit schwarzem Sammt bedeckten Tafel saßen die herzoglichen Kommissäre. Nachdem Friedrich sich mit seinem Sohne wieder entfernt hatte, erhob sich Enzlin, um den Versammelten die fürstliche Landtags-Proposition mitzutheilen, und es geschah, was Broll vorausgesagt hatte. Enzlin verlangte nämlich im Namen des Herzogs eine sogenannte Erklärung und Erläuterung des Tübinger Vertrags, weil dieser in etlich Punkten unlauter sei, auch übel verstanden und mißbraucht werde und als die Landstände nun Zeitfrist verlangten, um sich über diesen „hochwichtigen, trefflichen Punkt" zu berathen, erklärte er, der Herzog begehre mündliche, nicht aber schriftliche Verhandlungen und sie sollten daher am nächsten Tage wieder erscheinen.

Die Kunde vom Inhalt der Landtagsproposition durchlief schnell die ganze Stadt und erregte allgemeine Bestürzung. Denn der Tübinger Vertrag galt wirklich allgemein, wie Broll sich ausdrückte, für den Grundpfeiler der Landesverfassung und selbst der Geringste im

Volke, mochte er mit dessen Inhalt nur unvollständig bekannt sein, war doch überzeugt, daß mit ihm die Freiheit Wirtenbergs stehe und falle. Ueberall sah man bedenkliche, traurige Gesichter und eine gedrückte unheimliche Stimmung gab sich selbst bei den an diesem Abende gar nicht zahlreichen Besuchern der Wirthshäuser kund. Indeß wurden die Amtleute und andere Ständemitglieder von Enzlin, Reinhard und dem Landprokurator Eßlinger bearbeitet, einem fleißigen, geschickten, dem Herzog eifrig ergebenen Mann, der sich aber durch seine Finanzkünste, seinen Eigennutz und die Weise, wie er frech und ungescheut den Diensthandel trieb, eben so verhaßt gemacht hatte, als jene beiden Männer. Sie richteten jedoch nicht viel aus; denn Broll und seine Freunde hatten dafür gesorgt, daß die Aufrechthaltung des Tübinger Vertrags den meisten Abgeordneten in ihren Vollmachten zur Pflicht gemacht wurde und ohnehin hatte die Mehrzahl derselben damals keine eigene Meinung, sondern stimmte gewöhnlich der Ansicht des Ausschusses bei, welcher, fortwährend mit den Landesangelegenheiten beschäftigt, diese auch viel besser kannte und in politischen Verhandlungen mehr Uebung und Gewandtheit besaß. In ihm aber hatten die Stimmen Brolls, Bidembachs und Mayers das meiste Gewicht und auch dessen übrige Mitglieder, der Abt Stecher von Bebenhausen, die Bürgermeister Stephan Schmid von Brakenheim, Georg Hoffmann von Urach, Philipp Chonberger von Schorndorf, Elias Epplin von Nürtingen und Jakob Kallwer von Tübingen waren meist ehrenwerthe Männer, welche

ihre Pflicht kannten und für Enzlins und Reinhards Ueberredungskünste unzugänglich waren.

Vergebens wandte daher auch der Geheimerath am andern Tage all seine dialektische Kunst an, um die Landstände zu gewinnen; diese waren entschlossen, auch nicht Einen Punkt des Tübinger Vertrags fallen zu lassen und begehrten noch einmal Bedenkzeit. Der Herzog, welcher ungeduldig auf die Entscheidung wartete, gerieth über dieses Begehren in großen Zorn; wozu brauchen, sagte er, diese Leute noch weitere Bedenkzeit, ist ihnen ja doch der Tübinger Vertrag so bekannt als das Vaterunser; auf die Vorstellungen seiner Räthe jedoch bewilligte er es.

Das Erste, was die Landstände nun thaten, war, daß sie den Ausschuß durch 6 Prälaten und 17 Stadtabgeordnete verstärkten und ihm auftrugen, die fürstliche Landtagsproposition in Berathung zu ziehen. Am 29. Januar wurde hierauf eine allgemeine Sitzung gehalten, bei welcher auch die Amtleute erschienen, „weil sie sich doch nicht würden ausschließen lassen.“ Der Sprecher des Ausschusses war Broll, welcher erklärte, die Ansicht desselben sei, daß man den Tübinger Vertrag nicht fallen lassen, noch in eine sogenannte Erläuterung desselben willigen dürfe, da er lauter und verständlich genug sei. Er endete seinen Vortrag mit den Worten: Niemand unter uns ist es unbekannt, welche Stimmung im Lande herrscht, wie das Volk bekümmert ist, da es sein höchstes Kleinod in Gefahr erblickt; dem Schutze seiner Abgeordneten hat es dieses Kleinod anvertraut, von ihnen

wird es, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren, Rechenschaft darüber verlangen. Unsere Väter haben in Zeiten der Noth dieses Kleinod erkämpft und bewahrt, wie wir es von ihnen empfingen; laßt es uns auch unsern Kindern überliefern, rein und unversehrt. Täuscht das Vertrauen eurer Landsleute nicht, zieht den eitlen Glanz der Ehre und des Geldes nicht dem ächten Ruhm treuer Pflichterfüllung vor, verschließt den Schmeichelworten listiger Verführer eure Ohren und hört nur auf die Stimme des Gewissens.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck in der Versammlung; wenn hie und da auch einer es wagte, zur Nachgiebigkeit zu rathen, so geschah dies doch nur schüchtern und so, daß man deutlich sah, der Sprechende erwarte keine Wirkung von seinem Vortrag; bei weitem die meisten traten der Ansicht des Ausschusses bei, der nun auch mit der Abfaßung einer Antwort auf die fürstlichen Anträge beauftragt wurde. Während aber diese nun verfaßt ward, waren auch die herzoglichen Kommissäre nicht müßig und es gelang ihnen, nicht nur die Amtleute wieder umzustimmen, sondern sogar zwei Mitglieder des Ausschusses, Hoffmann und Chonberger auf ihre Seite zu bringen. Die Mehrzahl jedoch blieb standhaft und unterschrieb die Antwort, worin es heißt: die Landstände hielten den Tübinger Vertrag für ihr höchstes und bestes Kleinod; dieser sei auch stets das Band und Mittel eines rechten, beständigen, ganz gnädigen und unterthänigen guten Vertrauens zwischen Herr und Land gewesen, durch ihn habe das Herzogthum vor an-

dern Ländern in gutem, friedsamem Wesen, Ruhe und Einigkeit wohl florirt und zugenommen. Der Herzog selbst aber hätte den Vertrag nochmals auf's Bündigste bestätigt und geboten, keine Aenderung darin vorzunehmen, sondern versprochen, gleich seinen Vorfahren die Landschaft dabei zu lassen und die seit einiger Zeit dawider eingerissenen Neuerungen und Beschwerden gnädigst zu mildern und abzuschaffen.

Mit finsterer Miene empfing am 1. Februar der Herzog seine Kommissäre, als sie ihm diese Antwort überbrachten; gegen sie entlud sich zuerst die ganze Gewalt seines Zornes; sie aber kannten ihn zu gut, als daß sie derselben gleich Anfangs entgegenzutreten versucht hätten; ganz behutsam und allmählich lenkten sie den brausenden Strom des fürstlichen Unwillens auf die Landstände über, und bezeichneten den Ausschuß, vornämlich aber Broll, Bidembach und Mayer als die Haupturheber dieses so respektswidrigen, die landesherrliche Gewalt auf's Höchste antastenden Benehmens. Holzwürmer sind diese Landschäftler, die kein G'lenk im Kopf haben, rief erzürnt der Herzog; aber ich will sie lehren, ihrem Herzog zu gehorchen; ich muß die verlangte Erläuterung haben, sonst heb' ich den Tübinger Vertrag ganz auf; denn ich bin gar nicht schuldig, ihn zu halten.

Lassen Eure Durchlaucht, sprach Enzlin, diese Leute nur einmal ihre Ungnade recht deutlich fühlen, dann werden sie gewiß anders sprechen. Es bedarf weiter nichts, als daß man die Rädelsführer der Verschwörung

entfernt, den Ausschuß auflöst und ihm einen scharfen Verweis ertheilt; die Uebrigen werden dann schon nachgiebig werden. —

Ich will aber gar nicht mehr mit ihnen verhandeln, entgegnete der Herzog; sie sollen nach Hause gehen und die Städte sollen mir andere Abgeordnete schicken, mit denen ich besser auskommen kann oder das ganze Land wird meine Ungnade schwer fühlen. Euch beide hab' ich zu meinen Kommissären ernannt; sorgt dafür, daß mein Wunsch erfüllt werde, sonst sollt' auch ihr mir dafür büßen.

Das war ein schwerer Sturm, sprach, als der Herzog sich entfernt hatte, der Kanzler. — Auf schweren Sturm folgt gewöhnlich Sonnenschein, erwiederte Enzlin, jetzt willigt der Herr in Alles, was wir ihm vorschlagen, wenn er nur seinen Zweck erreicht; drum seid jetzt nur recht wacker; noch eine letzte Anstrengung und der Sieg ist unser. Sie besprachen sich nun lange noch über das jetzt zu beobachtende Verfahren und kamen darin überein, daß, ehe man offene Gewalt versuche, noch alle Künste der List und Ueberredung angewendet werden müßten.

Wie gut ihnen ihr Plan gelang, erzählt die Geschichte. Obgleich die Landstände, durch die Absetzung Brolls, Bidembachs und Mayers und durch die Auflösung des Ausschusses ihrer kräftigsten Stützen beraubt, auf die scharfe Antwort des Herzogs mit demüthiger Unterwürfigkeit antworteten und sich mit ihrem „etwas ungenügsamen Verstand" entschuldigten, wurden sie dennoch

entlassen und Enzlin erbrach mit Gewalt die geheimen Gewölbe im Landschaftshause, woraus er Akten und Geld wegnahm. Kommissäre wurden ins Land hinausgeschickt und fanden die meisten Magistrate wider Erwarten nachgiebig gestimmt. Sie warfen alle Schuld des gegen den Herzog so feindseligen Benehmens auf den Landschaftsadvokaten, auf die Prälaten und den Ausschuß, versprachen, sich ganz nach dem Willen des Herzogs zu richten und die Vollmachten für die Abgeordneten nach der gegebenen Vorschrift abzufassen. So kam im März eine Ständeversammlung zusammen, wie der Herzog und seine Rathgeber es sich nur wünschen konnten; die Erläuterung des Tübinger Vertrags und eine ansehnliche Geldhülfe wurden bewilligt und Niemand dachte mehr an Widerstand. Friedrich war hocherfreut, er glaubte nun dem erwünschten Ziele ganz nahe zu sein und er war es auch. Doch war das Ziel, das er nun so schnell erreichen sollte, nicht unumschränkte Herrschermacht, sondern das Ende alles Herrschens, der Tod. Am Morgen des 29. Januars 1608 traf ihn ein Schlag, der nach 16 Stunden seinen Tod herbeiführte.

So starb, kaum an der Schwelle des Alters angelangt, Herzog Friedrich; seine Rathgeber aber traf nun die gerechte Strafe für ihr frevelhaftes Beginnen. Reinhard kam am besten weg, er wurde nur entlassen. Eßlinger aber, der „arge und schändliche Landesverderber, Leuteschinder und Landesfreiheitenbrecher" büßte mit langer Haft und Matthäus Enzlin, der „Landes- und Landschaftsfeind," zuerst nur mit einem Fußfall, Schaden-

ersatz und lebenslänglichem Gefängniß bestraft, wurde, da er neue Umtriebe machte, am 22. November 1608 auf dem Marktplatz in Urach enthauptet. Melchior Jäger und sein Anhang bemächtigte sich von Neuem der Herrschaft, Broll, Bidembach und Mayer aber wurden wieder in alle Ehren und Würden eingesetzt.

Die falsche Klinge auf dem Bopser bei Stuttgart.

Zeiten flogen, Zeiten kamen!
Hoch darüber wogt die Fluth!
Was ist ewig? — Guter Namen,
Der im Herzen Edler ruht?

Fr. Faut, Forstmeister zu Stuttgart ums Jahr 1500, erzählet also: „Ueb des Bopsers höchster Höh, geheißen „Letz-Hub", scheidelt eine tiefe Vorstkling zween Weg, den gen Sillabuch und Denkendorf und den gen Rohracker, allwo itzo ein mursch Gemäuer uff sonnigem Arnest noch zu erschauen ist. Inmitten dieser Kling ist wohlen hundert Elln im Umrund ein Ausrod (Liechthau), benamet die „Falsch-Pleyß", vor dem forchtsam Volk scheuet, dieweilen er ein Verscharrungsplatz ohnehrlicher Leiber, Mörder und Selbstthäter ist. Ein stark und hoch Gepfahl gränzet bemeldten Ort vom Umvorst ab und nur ein schmal Gepfahd vom obern Fuhrweg endet zum Eingang des Angers. An die Thür ist ein schwarz Rad und ein Schnappgalge gepinst und die jeweiligen Schändknächt

han Keuz und Eul dran genagelt. Wohl etlich und dreißig Hügel und Gruben sind im Rund sichtlich und in dürrer Hütt liegen die Grabscheidt der Henkersleut." Von diesem Orte, besser bekannt unter dem Namen „Falsche Klinge", wird von Schnell (1530) erzählet: Auf dem Berge, gegenüber von der Burg Rohreck, lag auf schroffem Sandhügel ein Wallfahrthaus, worinnen vor langen Jahren eine fromme Frau wohnte, genannt Sybilla, welche ein Buch besaß, aus welchem sie die Geschicke aller Derjenigen zu lesen vermochte, die zu ihr walleten und darnach fragten, woher sich der Name „Silla- oder Sillenbuch" schreibet. Nun geschah es häufig, daß Pilgrime in dem dicken Walde verirrten und entweder verhungerten oder von den Raubgesellen auf Rohreck in die Dürrbachkling, so hieß die Falsche Klinge ehmals, gelocket und dort erschlagen wurden, wovon noch einige Geschichten in den Sagen des Volkes uns aufbewahret wurden. Den letzten Raubmord that daselbst ein Sebastian v. Neuhausen an einem Armin v. Neufels, dem letzten seines Stammes, im Jahr 1483. Beide ritten mit einander gen Stuttgart, wo sich ihnen ein „fürtreffendlicher" Bogenschütz, Ulerich v. Krückinger und Kammervogt Kunz Gebröt, beide Bürger von Stuttgart, beigesellten, um nach Straßburg zu einem Zechfeste zu reiten, wo nach Ueblichkeit allerlei fremd Volk zusprach und jeder um sein Geld lebte und jeder nach seiner Kunst einen oder mehrere Wettkämpfer suchte. Gewöhnlich dauerten solche Festlichkeiten mehrere Tage, so auch dießmal, denn am zwanzigsten Tag erst ritten die vier be-

nannten Raufbolde heim. Der v. Neuhausen hatte alles verloren und war noch überdieß durch Nothanlehen bei dem Feste dem v. Neufels eine ansehnliche Summe verpfändet. In Stuttgart letzten sich die Viere, ehe sie von einander schieden, noch meisterlich, dann zogen Neufels und Neuhausen vereint weiter. In der Nähe der Letzt-Hub auf dem Bopser blieb Neuhausen eine Strecke zurück; arglos ritt Neufels weiter. Plötzlich aber sprengte der Zurückgebliebene mit eingelegter Lanze ihm nach und durchbohrte ihn rücklings, worauf der Verwundete alsbald verendete. Der v. Neuhausen beraubte den Todten, nahm ihm auch seine Verpfändung, schleppte ihn in die Dürrbachklinge hinab und verscharrte ihn. Dann ritt er heim und ließ das Roß des Erschlagenen laufen, wohin es wollte. Nach einigen Tagen brachte man das Pferd nach Neuffen, wo es am Wappenschildlein erkannt wurde, wen es getragen. Eilig wurde ein Bote nach Neufels mit der Unglückskunde gesendet, worauf die Familie des Vermißten sich auf die Spur legte und den muthmaßlichen Mörder in Sebastian v. Neuhausen ermittelte. Weil aber die v. Neufels nicht Gewalt genug hatten gegen den vermuthlichen Meuchler, so wendeten sie sich an den Grafen Eberhard den Erlauchten von Wirtenberg, mit der Bitte, den Sebastian v. Nenhausen vor ein ehrsam Gericht zur Verantwortung zu fordern, da die Ermordung nicht anders, denn auf des erlauchten Grafen Gebiet geschehen sein könne. Eberhard that nach Begehr und forderte den Beschuldigten „schutzmänniglich“ auf Samstag vor Judica 1483 nach Stuttgart zu ritter-

lichem Redstand auf, zu welchem er vierunddreißig „ebbürtige“ Männer berief, die auch „allsambtlich gehorsambst“ erschienen. In der Schloßtürniz harrten sie den ganzen Tag, aber umsonst, denn der Entbotene kam nicht. Dieses Ausbleiben nahm Eberhard hoch auf, er schickte einen Trompeter an den v. Neuhausen und entbot „ernstwillig“ ihn zum „zweitenmale“ zum Erscheinen, jedoch der v. Neuhausen kümmerte sich um diese Vorladung im Geringsten nichts. Jetzt schaarte Eberhard einen Heerbann zusammen, dreitausend Fußgänger und fünfzig Reiter und zog gen Neuhausen, wo ihrer Sebastian mit etwa 500 Eigenmannen stolz harrte, nicht denkend, daß Eberhard seine Forderung thätlich ausführen werde.

Es war den 3. Juni, als in aller Früh die Fähnlein auf den Fildern weheten und dem v. Neuhausen der Anzug des Grafen Eberhards verkündet wurde, und als er von seiner Warte aus die große Menge der Feinde sah, da hielt er sich verloren, setzte sich auf sein Pferd und nahm Reißaus gen Eßlingen, welche Stadt damals im Hader mit Wirtenberg lebte. Fort war der Vogel aus dem Nest.

Als Eberhard die Flucht des v. Neuhausen hörete, auch vernahm, wo er Bergung suche, schickte er einen Reiter in die Reichsstadt und ließ den Bürgern mit dürren Worten sagen: „Yn verprechher blutrinniger arth isch offenem stand vnd recht entflohen vnd hält sich fürsichtiglich hinter euerm Bollwerkh verborgen; so ihr aber disem beziehenen raubmörder euern schuz nicht versaget vnd denselpen herberkhet, so halt ich euch kyn härlen

besser, als den Sebast v. Newhus, vnd vermag kyn reputirlich wort mehren von euch zu tauschen."

Diese Rede gefiel den Eßlingern nicht gar sehr, die Rathsleute thaten sich zusammen und berathschlagten sich, was mit dem Zugerittenen anzufangen seie, ob man ihm Schutz geben oder ob man ihn nach Stuttgart ausliefern solle. Viele Edle des Rathes meinten, man solle den Angekommenen schützen, die Bürger aber wollten anders. Sie sagten: Der Wirtenberger hat den Neuhausen zu offnem Redstand vor Seinesgleichen zweimal geladen, damit er sich reinige von beziehenem Raubmord, und er ist nicht ehrmännlich erschienen, wie einem Braven sich ziemet, darum soll er erst sich freieiden von seinem Beschuld, und ist dieses geschehen, und er sollte dennoch wider Recht gepeinet werden, so soll sein Leid als unser Leid angesehen werden, dieweil er bei uns Zuflucht suchte gegen einen Mächtigern, als er. Den 10. Juni ritt der v. Neuhausen, begleitet von zwei Eßlinger Patrizier in die Thore Stuttgarts, wo seiner eine Menge Menschen harrete. Statt aber in den Schloßhof, mußte er jetzt auf den Marktplatz, wo er seine Ankläger und Zeugen fand. Der Bürgermeister Wilhelm v. Tagersheim las ihm die Anklage vor und beschuldigte den v. Neuhausen, gestützt auf die beistehenden Zeugen, öffentlich des Mords an seinem verschollenen Begleiter. Nach langem Hin- und Widergered legte man dem Beschuldigten den Ehrenpreis vor, den der v. Neufels zu Straßburg errungen, und welcher bei ihm gefunden wurde. Als er also überwiesen war, bekannte er seine Frevel-

that, worauf er nach dem Mordplatz auf der Letzthub geführet wurde, wo die Leiche des Gemordeten halbverweset aufgefunden, nach Stuttgart gebracht, und bei der Kirche zu St. Leonhard beigesetzt wurde. Hierauf wurde der Mörder seines Adels entwürdiget vor allem Volk und zwar also: Vierunddreißig Edelherren sammelten sich in Graf Eberhards Schloßhof, von wo sie unter Vortragung der wirtenbergischen Fahne, sämmtlich im Ritterschmuck nach dem Marktplatz ritten, wo ein Kreis von ihnen geschlossen wurde, in welchen nach kurzer Weile der Mörder einreiten mußte. Hierauf befragte ihn der Graf v. Achalm des ganzen Hergangs, auf wessen Fragen er laut und vernehmlich antworten mußte und wodurch er ein thatsächlich Bekenntniß seiner Blutschuld auf's Neue ablegte. Als dies geschehen, fragte der Graf v. Achalm die versammelten Ritter: „Ob der des Raubmords geständige Sebast v. Neuhausen inskünftige der Rittererhr theilhaftig bleiben solle?“ welche Frage mit Nein beantwortet wurde. Nun ritt der v. Entringen vor, schlug dem Mörder den Handschuh auf die Stirne, worauf der Entehrte vom Pferd steigen mußte und dann der bürgerlichen Gerechtigkeit übergeben wurde, die aber kurzen Prozeß mit ihm machte und ihn zum Tod durch das Schwert verurtheilte und Eberhard bestätigte das Urtheil. In jämmerlichem Armensündergewand führte man ihn an den Ort, wo er seine Schandthat begangen hatte, um ihn dort zu enthaupten und in der „Pleyß ob der Letzthub“ zu verscharren.

Während nun Sebast v. Neuhausen seinen Todes-

Weg wallete, fiel sein ältester Bruder Wolf v. Neuhausen, der ein Mitglied des Rathes war, dem Eberhard die Regierung anvertraute, als er ins gelobte Land zog, vor Graf Eberhard nieder und bat um Gnade für den Verurtheilten. Der Graf gewährte ihm seine Bitte mit dem Beding: daß der Begnadigte nach der Insel Rhodus wandere und dorten Johanniter werde zum Schutze der Pilger nach Jerusalem.

Eilig sprang Wolf seinem Bruder nach, um seine Begnadigung ihm anzuzeigen. Weil er aber ein sehr „masthafter“ Mann war, so wollt es nicht gar schnell den Berg hinaufgehen, er flehete daher Jeden an, der an ihm vorübereilte, ihm die Hand zu reichen und ihm fortzuhelfen, auch schrie er Jedem Gnade für seinen Bruder zu. So kam die Kunde früher dem Nachrichter zu Ohren, als der Bote ihm zu Gesicht. Da sagte der Mann des Schwertes: „Nach meiner Pflicht darf ich nicht länger säumen mit der Blutsühne, als die Dauer eines Ave-Maria-Gebets, willst du aber dein Grab dir selbst noch schaufeln, so will ich dir auch noch so lange Zeit fristen zu diesem Mühwerk. Da wühlte sich der v. Neuhausen sein Grab willig und eilfertig, nicht, als ob er Zeit gewinnen wollte zum Leben, denn er vollendete seine Arbeit und der gehoffte Bote erschien nicht, da knieete er nieder vor seiner Wurmgrube, um den Todesstreich zu empfangen. Schon schwang der Nachrichter das Schwert, als keuchend der Gnadenbot' erschien, der ihn nach Wernizhausen bei Nellingen begleitete, von wo

er etliche Tage darnach, von seinen Kindern Abschied nehmend, seinem Bestimmungsort zuwanderte.

Graf Eberhard gab dem Fortziehenden noch eine namhafte Unterstützungssumme mit und ertheilte ihm weise Reiseregeln, denn er hatte die Reise nach Rhodus selbst gemacht. Der v. Neuhausen aber kam nicht nur nach Rhodus, sondern auch nach Jerusalem, fiel auf seinem Rückweg türkischen Räubern in die Hände, durch welche er als Sclave nach Konstantinopel kam, wo er 18 Jahre schmachtete, bis seine Verwandten Nachricht von ihm erhielten und ihn mit theurem Lösegeld befreiten. Eine Beschreibung der merkwürdigen Lebensschicksale des Sebast v. Neuhausen hinterließ in Manuscript dem Kloster Roth im Jahr 1746, Pater Angelicus Maria Myller, der selbsten zweimal zu Jerusalem war, und woraus nachstehende Bruchstücke gezogen sind. „Auf einem Gaule auszuziehen, war dem Mörder nicht vergönnet, daher ihm seine treue Hauswirthin, die eine Edle v. Rißeck-Warthausen war, einen „groben“ (starken) Esel zu Nürtingen kaufte, auf welchen er getrost sich setzte und das Land verließ, das er am dritten Tage schon hinter sich hatte. Da fiel er auf die Erde nieder, rief mit aufgehobenen Armen seinen beiden zurückgelassenen Knaben, seinem Weibe, seinem Begnadiger und allen seinen Lieben letztes Lebewohl zu und wandte sich nach Tyrol. Schnee hatte bereits das Land bedeckt, und unter unsäglichen Gefahren, Entbehrungen und Leiden erreichte er um Weihnachten Venedig. Von dort aus zog er nach Ragusa, hierauf schiffte er nach Corfu, nach Candia und

dann nach Rhodus. Großmeister des Johanniterordens war damals Philipp de Villiers, ein Mann in voller Leibeskraft, der, als er mich abgemagerten Pilgrim (sagt Sebast selbsten) bedauerlich anschaute, trüblich fragte: Ob die Teutschen keine bessern Männern nach Rhodus schicken könnten, als mich? Nach wenigen Tagen Ruh und genugsamer Nahrung war ich dermaßen erstarket, daß ich zum Vordienst eingeschulet werden konnte, wobei ich mich nicht zum ungeschicktesten benommen, auch war ich meiner Schreibkunde wegen bald sehr beliebet bei dem Großmeister.

Ein volles Jahr verging in ruhigen Wachdiensten auf den Schirmwehren der Stadt. Da trieb sich die Kunde heran, ein namhaft Heer Sarazenen sei im Anmarsch, welche Kunde in weniger denn sechs Tagen sichtlich sich bestätigte. In zwei Abtheilungen erschienen die Feinde, unter Anführung Sul Bey-Ta. Reiter umritten täglich in kleiner Zahl die Stadt, jedes Gemäuer auf Pfeilweite erspähend, dann verschwanden sie wieder, Jedermann beraubend und mit sich führend, wen sie erreichten, auch schnitten sie der Stadt die Lebensmittel ab, welche durch die Umwohner auf Kameelen sonst täglich eingebracht wurden. Denn die Umgegend von Rhodus ist, obgleich sehr bergig, doch außerordentlich fruchtbar. Allein was zu Lande abging, das wurde auf dem Wasser herbeigeschafft, so daß kein eigentlicher Mangel eintrat. Jetzt aber wurden auch feindliche Schiffe in der Nähe des Hafens gesehen, deren Zahl bis auf siebenzig sich nach und nach steigerte.

Alle Tage ging der Großmeister hinaus, um sich von der nahenden Gefahr treulich zu überzeugen, immer aber kehrte er augfällig getrost zurück, traf aber in der Stille jed mögliche Vorsichtsmaßregeln. Es entstand jetzt Theurung und nicht lange darauf große Noth; es wurde gejammert und endlich der Großmeister mit Bitten bestürmet, seine Waffen gegen den Feind zu gebrauchen. de Villiers aber that, als ob er keine Ohren und keinen Muth hätte, weil er wohl wußte, daß, so lang die Noth die Bevölkerung von Rhodus nicht zum Mitkampfe gegen den vierzigtausend Mann starken Feind dränge, er mit seinen 170 Rittern und 700 Söldlingen aus allen Weltgegenden nicht gar viel ausrichten werde. Endlich da die Noth am größten war, berief er in der Stille nach Untergang der Sonne alle streitbaren Männer zusammen, und forderte sie auf, einen Schlag mit ihm in bevorstehender Nacht gegen den Feind zu wagen, indem bis gegen Mitternacht Beiram (ein hohes Fest bei den Türken) eintrete, zu welchem Vorhaben ihm alle Versammelten muthig gewillet waren. Hierauf gab der Großmeister jedem Johanniter-Ritter drei Bewaffnete und zwölf Bürger bei, welch letztere insgesammt vortreffliche Schwimmer waren. Jedem Häuflein gab er eine Nummer als Losung, vier Schwimmer führten Bohrer bei sich und ölgedrängte Strohwische, nebenbei waren sie behängt mit verborgenen Lampen, Säbeln und Stoßmessern. Auf langen zusammengenagelten Brettern schwamm unser kleines Heer bei herrlichem Sternenhimmel aus nach den eine welsche Meile vom Hafen entfernt liegenden Schif-

fen, die gleich einem Halbmond aufgestellet und mit leichten Ketten sicher an einander gekuppelt waren. Sicher schlief auf den Schiffen der Feinde Mann und Maus, Nichts als auf dem Hauptschiffe hörte man Gebete der Molas. Unvermerkt kamen unsere Bretter dem feindlichen Kranze unter ihren Ketten hinweg in den Rücken und unsere Hände arbeiteten mit den Bohrern mehr denn fleißig je am dritten Schiff. Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, da merkten die Türken, daß etwas um sie her vorgegangen war, denn sie fühlten Wassernoth und nebenbei brannten einige Dutzend ihrer Herbergen unlöschbar. Hier Wasser, dort Feuer! Hier das Schwert, dort der Stoßdolch! Schreckliches Verderben! Entsetzlich Hilfegeschrei! Vergebens! Ehe der Tag graute, war die gauze Seemacht vertilget bis auf das letzte Fahrzeug. Nur das große Segelschiff schwamm noch umher mit dem verzweifelnden Sul-Bei, der nach mannhafter Gegenwehr sich endlich ergeben mußte, mit all seinem Reichthum.

Dieses Schiff konnte seiner Schwere wegen nicht in den kleinen Hafen, der gar seichten Wassers ist, gebracht werden, daher man es beim Thurm Sant Angelo anlegte und seines Inhalts leichter machte. Es befanden sich auf dem Schiffe 28 Talente Goldes und 24 tausend Rubien. Das Gold behielt der Großmeister für den Johanniterschatz, das Silber wurde gleich vertheilet unter alle die, welche mitgezogen waren in der bemeldten Nacht. Den Sul-Bei fragte de Villiers: was würdest du mit mir beginnen, wenn ich in deine Hände gekommen, wie du in die meine? „Ich würde dich enthaup-

ten und deinen Kopf spießen lassen!" antwortete der Türke unerschrocken. Für deinen Freimuth schenke ich dir dein Leben nebst allen deinen Dienern und Weibern zur freien Verfügung. Zieh hin zu deinen Brüdern und sei frei! Sul-Bei bedachte sich nicht lange, von dieser Gunst Gebrauch zu machen, zog zum Landheer über die Berge und zeigte demselben seine gänzliche Niederlage an, worauf die Sarazenen nicht nur die Umgegend der Stadt, sondern die ganze Insel Rhodus verließen. Jedoch blieb der Weg nach Jerusalem immerhin unsicher für die Pilger, daher von Rhodus aus jede Caravane von den Johannitern abwechslungsweise bis nach Jerusalem hin und her begleitet wurde. Da ward des Bleibens denn bei Keinem lange an einem Ort, bald gings nach Limiso, nach Cypern, nach Nicosia, Gaza, Joppen, Larissa, Scio, Metelino und noch viel andern Orten. Ehe ich aber unter die Ordensritter aufgenommen wurde, vergingen vier volle Jahre, inner welcher Zeit ich fünfmal gegen die Türken mich schlug, wodurch ich „Ritter aus Gnaden" wurde, obgleich ich „Ritter von Rechtswegen" war, weil ich meinen Ahnenadel wohl darzuthun vermochte, allein er war beschimpfet. Im Jahr 1488 geschah meine förmliche Aufnahme in den Orden und zwar also: „Ich mußte in ein Bad steigen, und dann, nur mit einer Leibbinde umgeben, nackt in den Kreis der eben zu Rhodus anwesenden Ritter treten, von welchen Einer meinen Körper auf's Genaueste prüfte, ob an demselben kein Schandmal sichtbar, ob derselbe benarbet und wenn, woher die Narben rühren, ob von den

Türken oder sonst woher. Endlich ob ich keine Beschneidung erlitten. Nachdem diese Untersuchung bis aufs Kleinste ins Cavalierbuch eingeschrieben war, wurden mir die Unterkleider zum Anziehen gegeben, dann mußte ich den üblichen „Raymund du Puy-Eid ablegen, wornach ich zur Kranken- und Armenpflege, zur Keuschheit und zum ewigen Krieg gegen die Türken verbunden wurde, auch wurde ich zu einer der „acht Zungen", nämlich zur teutschen eingetheilt. Worauf mir ein schwarzer langer Mantel umgeworfen wurde, an welchem auf linker Brust ein großes achteckiges weißes Kreuz sichtbar war, in dessen Mitte ein kleines gleichförmiges goldenes Kreuzlein strahlte, auf welchem die Worte zu lesen waren: „**Pro Fide**" (für den Glauben). Jetzt trat der Großmeister des Ordens, de Villiers, vor mich und legte ein breites Schwert mit den Worten auf meine rechte Schulter: „Wir Großmeister des heiligen Hospitals zu Sct. Johann von Jerusalem, und Quardian der Armee Jesu Christi, nehme dich, kraft meiner fürstlichen Würde, in unsern Ritterbund auf und gebe dir dieses Schwert, es zu führen gegen die Ungläubigen bis zu deinem Tode." Raymund du Puy war im zwölften Jahrhundert Großmeister der Johanniter, und hatte den Anfangs geistlichen Orden zu einem weltlichen gemacht und in acht Zungen (Bezirke) eingetheilt. Sie heißen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Castilien, England und Teutschland (welches die vornehmste Zunge ausmacht und die bei Großmeisterwahlen drei Stimmen hat). Der Teutschmeister hatte seinen Sitz zu Mergentheim

auf dem Schloß Neuhaus und mußte ein Reichsfürst sein. Mein erster Zug als Ritter ging nach Cypern, auf welcher Insel die Sarazenen gelandet und ein schreckliches Blutbad aller Orten angerichtet hatten. Es war im Februar 1490, als unsere Fahrzeuge das Vorgebirg Capo Baso erreichten, und der Leichtigkeit unserer Schiffe wegen konnten wir bei Salines landen, von wo aus der nächste Weg zu Land nach der Festung Nicosia ist, welche von den Türken eng blokiret war und die von unserer Annäherung keinen Gedanken hatten. Unsere Zahl war mit denen, die als Flüchtling von den verheerten Orten uns zuliefen, etwa 5000 Köpfe, von denen aber kaum 3000 wehrbar waren. Die Zahl der Türken 7—8000, wovon aber mehr denn die Hälfte zu Famagusta, einer guten Hafenstadt, zehn welsche Meilen von Nicosia entfernt lagen. Nicosias feste Werke gleichen einem Stern mit eilf mächtigen Dreieckwehren, um welche ein 5 Klafter breiter und 4 Klafter tiefer Wassergraben sich ziehet, dessen Gewässer der hohen Berge wegen nicht abgeschnitten werden können und die von Zeit zu Zeit hoch anschwellen. Im Ganzen mochten etwa 3000 Feinde Nicosia umlagert haben, als wir sie trafen. Vor ihrem Lager, gegen Salines hin, war ein Wald von hohen Spießen zu sehen, auf deren jedem ein Christenkopf ohne Ohren zu schauen war, das schreckliche Loos denen in der Festung andeutend, sobald ihre Mauern erstiegen würden, wozu die Türken aber nur noch den Heranzug ihrer zu Famagusta bereits aufgebrochenen Glaubensbrüder erwarten wollten. Ehe aber diese Hilfe ihnen erschien,

waren die Belagerer von Nicosia mit Gottes und der gebenedeiten Mutter Hilfe allesammt aus der Zahl der Lebendigen vertilget.

Nördlich des Berges Pyrr und der Ruhestätthöhe des Rhodus stiegen wir hinan und überschauten weithin die ganze Gegend des Kriegslagers und die Stadt. Eine Reihe von Fahnen mit dem heil. Kreuze und dem Johanniterzeichen ließen wir in den Lüften flattern, so daß die Inwohner von Nicosia uns eher erblickten, als die Türken. „Jesus Maria, hilf siegen!" schallte es jetzt aus tausend Kehlen und in der Stadt drüben widerhallte es: „Jesus Maria!" Ohne einen Pfeil der Sehne zu entsenden, griffen wir zu den in Menge zu unsern Füßen liegenden Steinen und stürmten die Anhöhe hinab, einen schrecklichen Hagel über die Feinde verbreitend, die allen Muth verloren und nach ihren Zelten sich zu flüchten suchten, welche mit starkem Geflechte überzogen waren, und das sie auf einige Zeit vor unsern Steinen barg. Wohl zwei Stunden ward uns geboten, die zu unsern Füßen liegende Steine nach den Zelten zu werfen, damit die Wege in dem feindlichen Lager uneben gemacht wurden; dann banden wir an unsere Pfeilfedern brennende Reiser, und schoßen dieselbe nach den verschanzten Zelten. Nicht lange, so flackerte da und dorten eine Flamme auf, welche die Türken nicht zu löschen vermochten, weil ihnen das Wasser mangelte, das zwar in nächster Nähe von ihnen floß, aber von den Stadtbewohnern dermaßen mit Pfeilen bedroht war, daß an ein Herbeischaffen dieses nassen Elements nicht zu den-

ken war. Immer mehr griff das Feuer um sich und entzündete endlich auch die Hütte, worin der heilige Koran (Gesetzbuch der Türken) aufbewahrt war, und worin die Prophetendiener sich aufhielten. Da entstand ein allgemeiner Jammer, aber zugleich hob sich auch der Muth der Feinde, sich an uns zu rächen auf den Tod. Sie sammelten sich unter unserm Steinregen und stürmten mit wüthendem Geschrei gegen uns heran. Die Vorderwehr der unsern bildeten die Johanniter mit Panzer, Helm und Schwert. An ihren Leibern prallten alle Wurfgeschoße der Türken ab, während unser hinterer Haufen unaufhörlich vernichtenden Steinhagel auf die andringenden Türken, gleichwie von einem Dache herab warfen. Jeder Wurf traf und ließ seine blutige Spuren zurück, weil die Steine meistens scharfe Schiefer waren, die sich von der Höhe des Berges losgetrennt hatten. „Moia ta well haih Alla!“ das heißt: „Uns hat Gott verlassen!“ wanden sie sich gegen die Stadt, um über dem Flusse, der die Wassergraben speiset, ihr Heil zu suchen. Eben aber auch war das Wasser hoch angeschwollen und wer nicht schwimmen konnte, und sich hineinstürzte oder hineingestürzt wurde, im Drange der Flucht, der war eine Beute des Todes. Zu gleicher Zeit sprangen die Thore von Nicosia auf und die Bevölkerung, Jung und Alt, Weib und Maid, stürzte mit gräßlicher Rache auf die sich auf's jenseitige Gebiet, genannt „Sturrhgy,“ geretteten Türken, und hieben, stachen und schoßen gnadlos Jeden nieder. Als dieses blutige Unglück die noch Wehrhaften sahen, warfen sie ihre Waffen

weg, schlugen die Arme über einander und stürzten sich alle sammt und sonders in die Fluth. Ohne den Versuch zu wagen, durch schwimmen zu entrinnen, ertränkten sie sich alle, die es noch vermochten, und am andern Morgen war nicht ein einzig Lebendiger mehr zu finden. Die auf dem Lande Liegenden hatten sich selbst erstochen, oder waren sie von den noch Lebenden weniger Verwundeten umgebracht. Allen Weibern stack ein Dolch in der linken Brust, und ihr Antlitz schaute gegen Abend, während die Männer nach Morgen schauten. Die ganze Zahl der herumliegenden Todten waren 2857, ohne die, welche der Strom davon wälzte. Sechs Tage darnach kamen die Ertrunkenen ihren gegen Nicosia heranrückenden Brüdern entgegen; da diese aber die Leichen ihrer Brüder sahen, kehrten sie eiligst nach Famagusta um und versuchten ihr Heil in der Flucht, weil aber die Famagustier Nachricht von der Niederlage der Türken erhalten hatten, so griffen sie zu den Waffen gegen ihre schändlichen Bedrücker und ließen sie nicht mehr in ihre Stadt ein, auch überwältigten sie die türkische Schiffsmannschaft, welche im Hafen Wache hielt und machten auf diese Weise der möglichen Flucht ein Ende. Wir erreichten die Türken, und alle mußten über die Klinge springen, wenige fanden ihren Tod in den Wäldern durch Hunger und Elend. Unsere Beute war groß, doch wurde das Errungene den ausgeplünderten und unglücklichen Bewohnern der Insel Cypern ausgetheilt. Besonders war von großer Wichtigkeit für die Bewohner der Waffenvorrath, der in ihre Hände kam und wodurch eine

erhebliche Masse bewehrter streitbarer Männer sich bilden konnte, wenn je wieder ein Landungsversuch der Feinde des Kreuzes gemacht werden wollte. So viel mir bekannt ist, ist auch nicht ein Bote entronnen, der in groß Kairo, von wo der Heerzug ausging, hätte Nachricht von bemeldter Niederlage machen können. Ein Jahr später schifften wir nach Syrien.

Akra war unser Zielort, aber bevor wir dahin kamen, sollte uns eine jammervolle Schiffsnoth heimsuchen. Gleich beim Auslaufen aus Famagusta erfaßte uns eine Wasserhose und zertrümmerte unser Schiff. Von 370 Mann retteten sich nur 191, theils durch Schwimmen, theils auf den zwei Beinachen, welche unversehrt blieben, und auf welchen wir zurück in den Hafen zu rudern vermochten. Der mittlere Finger der linken Hand wurde mir bei diesem Unglück von einem meiner Schiffskameraden, im Kampfe um das Leben, abgebissen. Wir fielen nämlich zu Neun mit einander in die See, wo jeder eine Habe an dem Andern zu finden suchte. So geschah es, daß Einer meinen rechten Arm umfaßte, den ich mit der linken Hand befreien wollte von der angehängten Last. Dieser aber erwischte mich in seiner Verzweiflung mit den Zähnen und ließ mich nicht eher wieder fahren, bis er mit meinem Finger im Meere versank. Mehrere Tage lag ich in schwerem Krampfe darnieder, von welchem mich ein Nikomedier dadurch heilte, daß er den Stummel mir aus dem Gewerbe der Hand auslöste, die übrige Haut beizog und Mumiensalbe darauf that. Aus was diese Mumiensalbe gemacht ist, weiß ich nicht, so viel habe ich

vernommen, daß sie aus pulverisirter Menschenhaut und Knochen, Terpentin, Myrrhen und andern Spezereien zusammengesetzet sei. Und wäre ich diesem alten, beinahe blinden Arzt nicht in die Hände gefallen, so glaube ich, daß ich nicht mehr davon gekommen wäre; denn seit etlichen Tagen lag ich starr darnieder, auch ließ mir der Alte unter der Zunge zur Ader, wo ein schwarzer Blutkanal sich gezeigt haben soll, welcher nur bei den Wuthsüchtigen zuweilen sich zeiget, die etwa von einem grimmen Thier gebissen wurden. Als ich von der drohenden Lebensgefahr errettet und wieder meiner Gedanken mächtig war, fühlte ich eine Filzigkeit und Steifheit in meinem linken Arme, daß ich zu jedem Geschäfte untauglich mich achtete; bald aber hatte auch mein Arzt damit mir geholfen, daß er mir ein wohlriechend Schmalz brachte, womit ich meinen Arm täglich zweimal reiben mußte, worauf ich den zwanzigsten Tag geheilet war, und worauf ich mit neuen Genossen auf einem venetianischen Schiffe abfuhr. Das Schiff war ganz neu und schwamm das erstemal auf der See, daher stiegen wir gar getrost ein und erreichten nach sechszehntägiger Fahrt Akra, eine Stadt mit gutem Hafen, den wir uns noch in den Händen der Christen dachten. Aber, o weh! die Türken hatten die Stadt wieder inne und wir mußten eiligst unsere Segel ausspannen und weiter schiffen. Am dritten Tage fanden wir einen Landungsplatz bei Alpeo, ein kleines Städtlein am Meer, sechzig Meilen von Jerusalem. Ein unnennbares Sehnen bemächtigte sich meiner, nach dieser heiligen Stadt zu kommen, aber es wollte

sich lange kein Zug dahin zusammenthun. Nichtsdestoweniger aber streiften wir ruhlos zum Schutze der Pilger nah und ferne herum. Hunger, Durst und Elend, Kampf gegen die Feinde, Pflege der Kranken, Tröstung der Sterbenden, Bestattung der Todten war unsere allseitige Losung viele Jahre lang. Dabei kamen wir bis nach Damaskus hinauf. Endlich, den 24. Jänner 1507, wurde uns die Weisung ertheilet, eine große Caravane Pilger, worunter die vornehmsten ein Fürst Nicolaus von Parma und ein Prinz von Savoyen waren. Diese führten viel reisig Gefolge mit, auch vielerlei Affen zur Kurzweil. Der Fürst von Parma war ein klein buckelig Männlein, das beinahe aussah wie seine Affen, welche er bei sich führete, auch verstand er ihre Künste trefflich nachzumachen, wodurch er auf den Oeden, über welche wir mühsam pilgerten, uns manche Freude machte; was er that, thaten auch seine Affen. Schwang er den Sabel, so holten sie auch den um sich hängenden hervor und machten gleiche Bewegungen. Zwei Tagreisen vor Jerusalem stieß eine von den Türken geängstete kleine Pilgerzahl zu uns, und kurze Zeit darauf sahen wir ihre Verfolger hinter den Bergen von Dartese hervorkommen, nicht ahnend und nicht erschauend unser kleines Heer von etwa 300 streitbaren Männern, denn wir hatten eben gelagert in halb Mann hohem Gras an schattigem Hügel, und wären von unserm Ruheplatz nicht dicke Rauchdämpfe aufgestiegen, die Raubhorde hätte uns nicht erspähet. So aber ritten etwa 40 Spahis herbei und glaubten uns zu überfallen; wir hielten uns gar ruhig,

bis sie beihanden waren, dann schleuderten wir unsere Wurfgeschosse mit Sicherheit und in so großer Zahl auf die Gekommenen ab, daß 32 verwundet in unsere Gewalt fielen, die übrigen ergriffen die Flucht und jagten davon. Von den Gefangenen erstachen sich augenblicklich diejenigen, welche noch Kraft und Zeit genug hatten, den Dolch gegen sich und ihre Pferde zu schwingen. Einige starben an ihren erhaltenen Wunden und den noch drei Lebenden wurde der Kopf gespalten. Ihre Leichen wurden neben einander auf dürres Strauchwerk gelegt und verbrannt, hernach in den Sand verscharret. Das Verbrennen geschah deßhalb, daß sie ihren Glaubensbrüdern, früher oder später, wenn sie ihre Vermißten aufsuchen sollten, unkenntlich wären, ob die Todten Christen oder Türken wären. Die Pferde ließen wir für die Bestien zum Fraße liegen, wodurch die Raubthiere gesättigt und den Menschen unschädlicher werden.

Den 2. Februar bemeldten Jahres, vor Sonnenuntergang, erblickte ich mit meinen Reisegefährten von der Höhe Seda aus, welcher Berg eine gute Stunde Weges von Jerusalem ist, die Stadt. Der Platz, worauf wir fußeten, ist kahl und steinigt; kein Gräslein und kein Baum erfreuet das Auge; nur ein hohes hölzernes Kreuz neben einer alten Ceder schmücket des Berges Scheitel. Ehedem soll König Josaphat ein prachtvoll Gebäude da bewohnt haben, von welchem aber keine Spur mehr zu sehen, mit Ausnahme eines verfallenen Gewölbes, das aber das „Prophetengrab“ genennet wird. Lange verweilte ich an dieser Stätte und konnte mich

nicht satt sehen an der Gegend und an der Stadt, die vor mir im Glanze des Abendlichtes lag. Schon fing es an zu dunkeln, als ich hinabstieg nach der Straße, die von Rama nach der trauernden Tochter Zions führet. Mit dem Einbruch der Nacht erreichten wir das Kloster Sankti Salvatoris, das nicht weit von den damascenischen Pforten entfernt lieget, und in dessen weitläufigen Räumen wir bequemlich selbige Nacht zu ruhen vermochten, und uns auch gütlich thun konnten mit Speise und Trank; denn bis jetzt hatten wir nur spärlichen Reistaig an der Sonne getrocknet, zur Speise, und saure Milch „Jugurtha" genennet, zum Tranke. Von allen Nationen und in allen Weltsprachen, welche auch geschrieben werden, findet jeder Pilgrim in seiner Redweise einen Denkspruch in diesem Kloster aufgehängt. Besonders ergötzlich war es mir, von dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, der 1482 hierher gefahrtet war, und mich nach Rhodus exelirte, nachstehende Reimstrophen auf Pergament zu finden:

O Mensch! Bedrängter Wandersmann!
Bedenk' dein Weg und Straßen;
Sieh! d'Welt dir nichts mehr helfen kann,
Auch keine Wohnung lassen.
Reis' hin! Reis' her! such' da! such' dort!
Ein' Stadt darin zu bleiben,
So wirst bald hören: Pack' dich fort!
Zeit kommt dich zu vertreiben.

Gleichwie die Zeit mit Ewigkeit,
Nicht kann verglichen werden;

So kann der Seel' Unsterblichkeit,
Nicht b'ständig sein auf Erden.
Nun wand're denn durch Tugendweg',
Durch hartes Kreuz und Leiden;
So wird der sich're Himmelssteg
Dein' Seel' von Gott nicht scheiden.

Geschieht's daß dich der Pilgerstab,
In arme Hütten führet;
Vergnüg' dich da und weich' nicht ab,
Weil Gott sie selbst gezieret;
Da er im Stall geboren war,
Kein Herberg' sonst zugegen;
Freund' ihm so viel nicht gaben dar,
Wo Er sein Haupt konnt' legen.

G'schiehts, daß die Armuth bei der Thür
Dich Durst und Hunger plagen;
Trau' fest auf Gott! trau' für und für!
So wirst niemals verzagen.
Wann Gott die jungen Raben all'
Vor Hunger nicht läßt sterben,
Sein Ebenbild in diesem Fall
Viel minder wird verderben.

Den andern Morgen stellte ich mich mit den noch mit mir angekommenen Johannisrittern unserem Oberen vor, der uns dann in die heilige Messe begleitete und nach Beendigung derselben uns eine Beschreibung der Sehenswürdigkeiten der Stadt einhändigte, worauf wir uns nach den angemerkten Orten begaben, um dieselben zu beschauen. Der erste Gang war auf die Höhe des Berges Sion gerichtet, auf dessen Mitte unsere Kloster-

herberge stand, wo wir ein weiteres Kloster trafen, das laut seiner lateinischen Inschrift 1219 erbaut wurde, und auf dem Platze stehen soll, wo sonst die Burg Davids stand und wo Salomon begraben wurde. Von hier aus ist gegen Sonnenuntergang die ganze heilige Stadt zu überschauen, deren Häuser alle platte Dächer haben, auf welchen wunderliebliche Blumen und Bäume blühen, so daß man einen schmucken Garten unter sich zu sehen glaubt. Da fanden wir einen frommen Gläubigen, der uns alle Orte, welche die heilige Schrift benennet, aufs genaueste zeigte und beschrieb. Ein volles Jahr war mein Standort mit der Pflicht zu Jerusalem, daß ich bald nach Sidon, Sarepta, Tyrus, Ptotolemaida oder ans rothe Meer Pilgrimbegleiter machen mußte.

Auf diesen meinen Hin- und Herreisen kam ich auch nach Joppen, und weil es schon spät in der Nacht war, so mußten wir uns in gar niederer Hütte vor der Stadt, oder vielmehr Dorf, uns begnügen, ohne alle Erquickung. Der Himmel war wunderblau mit entzücklichem Sternengefunkel geschmücket, dessen göttlicher Anblick mich nicht in meiner Kammer ruhen ließ, wo mich eine zahllose Menge Geschmeiß plagte, das mir ohnehin keinen Schlummer gewährte. Wohl mochte es Mitternacht sein, als ich unter blühenden Weinstöcken, die in langen Gängen an Olivenbäumen sich hinaufwindend vor dem Dorfe wachsen, hinwandelte. Stille betete ich zu Gott um Vergebung meines Todtschlags, für das Glück meiner Kinder, und das Wohl aller meiner Lieben daheim. Da hörte ich ein leises Geflüster, dem ich aufmerksames Ohr

lieh. Nach wenigen Minuten sah ich zwei Gestalten an mir vorbeigehen, die ich ihres leichten Schrittes wegen für junge Mädchen hielt. Ihr Anzug glich einer Vermummung; in der Hand trug jede einen großen Krug. Plötzlich blieben sie stehen und mahnten einander in griechischer Sprache an unverbrüchliches Stillschweigen, so lange sie schöpfen, heimgehen und die Aepfel sich drehen würden. Unvermerkt blieb ich stehen, bis die beiden Wasserholenden wieder des Weges zurückkamen, worauf ich ihnen in einiger Entfernung nachfolgte, bis sie in ein nettes Häuslein verschwanden. Ich näherte mich dem Häuslein, um etwas vielleicht erhorchen zu können, weil aber die Häuser in diesem Lande die Fenster nur auf einer Seite haben, nämlich nach einem kleinen umschlossenen Hof hinaus, so war ich in meinem Forschen auf eine kleine Weile gehemmt. Ich umschritt die Wohnung und sah eine schüchterne Helle im Erdgeschoß, was meine Neugierde auf's Neue anfachte. Leise überstieg ich den Zaun und nahte mich dem erhellten Fenster, durch welches ich gut zu blicken vermochte, denn statt den Glasscheiben ziehen die Einwohner ein mehr oder weniger fein Geflecht über die Fenster. An einer niedern Bank, worauf eine große irdene Schüssel stand, standen die zwei Mädchen, denen ich nachgeschlichen war, in weißem Gewande, so einfach wie im Hemde. Ihre Brüste waren blos und auch ihre Arme. Um die Lende hatte jede einen rothen handbreiten Streif gewunden, der vornen in zwei Lappen bis auf die Kniee hinabhing und deren Ende bemodest und mit langem Gefranze benähet war.

Auf dem Kopfe hatten beide grüne Gewinde, mir schien es Rosmarin zu sein. Jetzt kreuzten die Beiden ihre Arme und beteten kurz aber andächtig ein stilles Gebet, dann warfen sie aus einer Citronenschale ein Häuflein Gewürznelken, dafür sah ich's wenigstens an, vor sich hin und jede steckte eine gewisse Zahl derselben in einen Granatapfel, der bisher zwischen ihren Brüsten lag. Als diese Arbeit fertig war, fiel das eine Maid auf die Knie und betete abermals still, dann stand sie rasch auf, goß ihren Krug Wasser hoch und schnell herab in die Schüssel und warf den gespickten Granatapfel in die kreisende Fluth und schaute aufmerksam der schwimmenden Frucht zu, an welcher sie ihr künftiges Schicksal zu lesen schien. Nachdem das Wasser ruhig geworden war, tauchte die Beschauerin traurig ihre Finger hinein, besprengte sich damit und schüttelte stille das Wasser wieder in den vorhin geleerten Krug. Gleich also that ihre Freundin mit ihrem Wasser und ihrem Apfel. Diese aber sprang nach einer Weile freudiglich mit dem Rufe auf: „Er wird der Meine! und sechs Kinder werden mich erfreuen!" Die Traurige that sich ihr Kränzlein vom Kopfe, kleidete sich tagüblich an, nahm ihren Wasserkrug und ging davon, worauf die Glückliche den brennenden Nußkern, der im Oele stack, verlöschte. Den kommenden Morgen fragte ich unsern Muckaro oder Karavanenführer, welch' Bewandtniß diese vergangene Nacht gesehene Spielerei habe, da antwortete der Befragte: Wenn hier zu Land ein Jüngling um eine Jungfrau freiet, so schickt er ihr einen Granatapfel, welchen sie, wie du gesehen hast, lautlos in

kreisendes Wasser wirft. Schwimmt der Apfel rechts, so nimmt sie dies als ein glücklich Zeichen, sie zerschneidet den Apfel und schickt die eine Hälfte ihrem Bewerber, die andere Hälfte behält sie. Dadurch ist der Brautstand zwischen Beiden hergestellet. Schwimmt der Apfel links, so schickt ihn das Mädchen ganz an den Uebersender zurück und er darf vor Umfluß eines Jahres ihr keinen zweiten schicken, wohl aber einer Andern und ein Andrer ihr, worauf jedesmal die Schwimmerei vorgenommen wird. Die Spelzlein, welche in den Apfel gesteckt werden, sind von beliebiger Zahl, jemehr sie hineinstecket, desto ehrenhafter ist es für sie, denn sie äußert dadurch den stillen Wunsch, so und so viel Kinder zu bekommen. Daher sie denn auch, wenn der Apfel rechts schwimmt, die aus dem Wasser auftauchenden Spelze aufmerksam zählet und fest daran glaubet, daß die Zahl ihrer Lieben also groß werden solle. Auch an dem verschiedenen Geschaukel wollen sie die Schicksale ihrer Zukunft erkennen. Sie müssen nämlich, ehe sie den ins Wasser geworfenen Apfel beobachten, mit geschlossenen Augen ein Gebet verrichten, hernach dürfen sie erst die Unruhe des Schwimmers beobachten. Wiegt er sich ruhig dahin, so gibt's eine sanfte Zukunft, wälzt er sich aber häufig, taucht und hebt er sich oft, stößt er sich vielfach am Schüsselrand oder treibt er sich quer des Zirkels herum, so wird dies als ein Zeichen kommender großer Widerwärtigkeiten angenommen. Nichtsdestoweniger aber sind die Mädchen so gewissenhaft, daß sie unter allen Umständen den zum Mann nehmen, dessen Apfel sich ihnen rechts zubewegte;

nur dann sagen sie Nein, wenn sie beim Zerschneiden der Frucht einen Wurm darin finden.

Während dem der Muckaro mir dieß erklärte, hörten wir den Ton eines Saiteninstruments. Wir schauten uns um und ein alter Mann mit einer Art Harfe schritt dem Hause zu, worin ich verwichene Nacht das Erzählte gesehen. Wunderlicher kann man einen Narren nicht kleiden, als dieser Harfenspieler. An den Füßen bunt bemalte Holzschuhe, die Beine bis an die Kniee bloß, jedoch ebenfalls mit rothen, grünen blauen, und gelben Streifen beschmieret; gelbe weite Hosen, an welchen Glöcklein und Röllchen hängen; dann ein vielfarbig Hemd ohne Aermel; über den Fäusten befranzte Spangen, den einen Oberarm gelb, den andern roth angestrichen; in den Ohren hängen allerlei Figuren und auf dem Kopf hat er einen Filzhut, wie ein großer Trichter, auf welchem vornen der Name derjenigen zu lesen ist, zu welcher er geschickt wird, um seine Kunst ihr darzubringen. Hat der Harfner an ersterm Ort sein mehr als schlechtes Spiel und jämmerlich Geschrei vollendet, so zieht er weiter, stellt sich in gewissen Entfernungen wieder auf und verkündet dem ganzen Dorf die Neuigkeit, worauf sich eine Menge lediger Bursche, jeder mit einigen Blumen, an des Bräutigams Hause sammelt. Zwei von den Versammelten gehen hinein ins Haus und suchen den schüchtern Thuenden so lang darin, bis sie ihn finden. Hierauf ziehen sie ihm ein buntes Hemd ohne Aermel, ein paar blendend weiße Hosen und einen grünen Spenser an, behängen ihm den ganzen Leib mit Blumen aller

Farben, binden ihm zwei Bänder an die Arme und führen ihn im Triumphe vor das Haus der Braut, welche verschleiert herausgeholt wird, ihren Bräutigam zu empfangen. Diese setzt ihm eine rothe Kappe mit reicher Trodel auf, wofür er alle Blumen, die er an sich träget, ihr zu Füßen streuet. Jetzt verlauft sich die Menge und der Vater der Braut ladet den Eidam zum Eintritt ein, und die Ehe wird noch selbigen Tag geschlossen, die gemeinschaftliche Haushaltung findet erst dann statt, wenn die junge Frau erklärt, daß sie in guter Hoffnung seie; so lange dieß nicht geschiehet, wird die Ehe als ungesetzlich betrachtet, und der Mann kann nach drei Jahren seine Frau wieder verstoßen, und sie von ihrem Manne nach sieben Jahren sich trennen. Kaum hat dieser Aufzug ein Ende, so stellte sich meinem Aug ein anderer dar, nämlich ein Leichenbegängniß, wie ich noch keines gesehen. Auf einer Art flacher Mulde, mit sechs Handgriffen, trug man einen Todten heran: es war ein Mann von vierzig Jahren, wie man mir sagte, der eine Frau und 9 Kinder hinterließ. Der Todte lag ganz nackt auf der Tragbahre, nur über die Schamgegend war ein Schaffell geleget. Sieben Verwandte oder gute Freunde des Verstorbenen stehen vom Trauerhause bis zum Gottesacker in gleicher Entfernung von einander, und wenn der Leichnam nahet, rufen die Aufgestellten laut: „Stehe auf zum Gericht!“ Am Grabe stehen zwei Männer, der eine rechts, der andere links. Mit dem Todten wird jetzt abgeruhet und der Eine der Zweien verkündet in langen Worten die allgemeinen Sünden des Verstorbenen,

sodann unnachsichtlich die einzelnen, mit welchen er sich etwa ausgezeichnet und worüber er bestraft wurde. Ist dieser mit seiner Anklage zu Ende, so fangt der Andere mit einer Vertheidigung aller dem Entseelten vorgeworfenen Missethaten an, und versucht jed mögliche Entschuldigung hervorzubringen. Haben Beide ihre Reden geschlossen, so fragt der Geistliche: „Soll der Entseelte zu seiner Ehre bestattet werden?" — hierauf folgt bei braven Männern ein allgemeines „Ja!" bei solchen aber, die sich schändlich im Leben aufgeführet haben, folgt oft ein allgemeines „Nein". Sind die Stimmen getheilt, so wird das Ja und Nein gezählet und je die Mehrzahl entscheidet. Den Braven legt man mit dem Gesicht aufwärts gekehret ins Grab, wornach er mit einigen Palmblättern überdeckt, und dann von jedem Leidtragenden mit einer Handvoll Sand beworfen wird, als Zeichen des Wunsches, daß ihm die Erde leicht sein möge. Den Schlechten wirft man, den Rücken aufwärts, in das Grab, Niemand beehrt ihn mit einer Palme und selbst seine Kinder streuen kein Sand auf ihn und Alle gehen theilnahmslos davon. Ein solches Todtengericht hat absonderlich mich schwer ergriffen, denn just der, den ich beerdigen sah, war einer von denen, die ehrlos verscharret wurden. Er war ein Caffaropächter, (Zöllner) der sich durch sein Amt sehr reich gemacht, aber schlechte Mittel angewendet und viele Menschen durch Angabe bei den türkischen Kadis, ins Elend gebracht haben soll. Ach, dachte ich, eine solch schmachvolle Beerdigung würde auch dir daheim widerfahren sein, nicht einmal auf dem allge-

meinen Gottesacker, sondern in der vom Henker umfriedeten „Falschen Mörderklinge" würdest du verwesen. Mit solcherlei Gedanken beschäftigt, kehrte ich zurück nach meiner Herberge, wo ich eben meine Caravane reisefertig fand, denn die siebente Stunde des Tages war vorüber. Fünf Tage Reisezeit war angenommen durch die Wüste von Joppen nach Sadeja. Getrost walleten wir weiter. Wohl sechzehn Stunden Wegs siehet man die Fahne des Castells auf der Berghöhe von Joppen in den Lüften flattern, und sobald diese dem Auge entschwindet, fangen alle erdenklichen Mühseligkeiten an. Die Wege hören auf, Sand und Distel hemmen jeden Fußtritt, reißende Bestien und kriechendes Ungeziefer in stinkendem Schlamm speiet giftigen Geifer gegen die Füße der Wanderer. Keine Stunde ist der Pilger sicher vor Ueberfall raub- und blutdürstiger Barbaren, die hinter jedem Berge ihr Lager haben und die Müdigkeit vorbeiziehender Menschen und Thiere sich zu Nutzen machen, dieselben ausplündern und beim geringsten Widerstand morden. Mit all diesen Leiden hatte diesmal unsere Caravane zu kämpfen, zehnfach verwundet von den Pfeilen und Spiesen der Araber, eitervoll und entkräftet kam ich im Weinmonat 1509 wieder zu Jerusalem an.

Zwölf Wochen lag ich gar bresthaft zu Jerusalem darnieder; darnach fühlte ich mich wieder also gestärket, daß ich andern Kranken dienen konnte ohne Unterlaß. Mein erster Ausgang war nach dem heiligen Grabe, um daselbst Gott für meine Genesung zu danken. Es war ein schwüler Tag, und keine Seele auf der Straße zu

sehen. Schweißtriefend kam ich an die heilige Stätte und nieder sank ich auf meine Kniee. Da wars mir, als ob der Odem eines Menschen mich anfächelte. Ich schaute um mich, sah aber Niemand. Einen Augenblick darauf hatte ich eine Erscheinung, die mir lange unerforschlich blieb. Meine Gattin stand vor mir in heimathlichem Gewande; ihr Gesicht war bleich und den Zügen einer Entseelten gleich. Das Noster, das ich ihr mit einem silbernen Lämmlein vornen zur Ehe einst gegeben, hing augfällig an ihrem Halse. Sie bot mir die Rechte abschiedlich dar, die linke Hand zum Himmel erhoben. Schnell wollte ich die Dargebotene an meinen Mund drücken, in derselben Sekunde aber war ihre Gestalt zerflossen und mit ausgereckten Armen stand ich staunend in dem Tempel der Christenheit. Himmlische, laß mich mit dir ziehen, denn wohin du wandelst, da wohnen die Engel! rief ich thränenschwer aus. Lange weilte ich an dem Altare, vor welchem die Entrückte ich gesehen und schaute sehnsüchtig nach ihrem Bilde, aber es erschien mir nicht mehr. Der Tag, an welchem ich dies Gesicht hatte, war der 8. Mai 1510, Abends sechs Uhr. Und das war eben die Todesstunde meiner Hauswirthin, wie ich später erzählen werde. Einem Ruf nach Damaskus, wo die Pest im höchsten Grade ausgebrochen war, folgte ich mit gottergebenem Sinne. Ein schreckliches Elend hatte sich bereits über diese Stadt gelagert, als ich dahin kam. Mehrere Meilen von den Thoren entfernt, fand ich Leichen solcher, die an der Pest gestorben waren, umherliegen; ihre Körper waren schwarz wie ein Eichstamm.

Viele fand ich, die kraftlos zusammengesunken waren und hilfelos seufzeten nach einem Tropfen kühlen Wassers; Andere traf ich am Verenden in geistiger Abwesenheit, mit stieren Augen nach dem wolkenlosen Himmel schauend, von wo herab die Sonne brennend heiße Gluthen sandte. Ehe ich und meine Begleiter die Stadt erreichten, waren auch schon die Linderungsmittel, welche wir für unsere Glaubensbrüder von Jerusalem mitgenommen hatten, mehr als zur Hälfte vergabet an die obdachlosen Unglücklichen allerlei Glaubens. Und ob auch draußen das Elend jammervoll war, so war es doch noch viel größer in den Straßen und Häusern der Stadt. Das Spital St. Lazari, wohin wir gewiesen waren, war mit dreihundert Kranken überfüllet, und stündlich schwankten noch Hilfsuchende herbei oder trug man auf rohrgeflochtener Bahre Sterbende herein. Die ersten Anzeichen der Krankheit waren: Müdigkeit, brennender Durst, dumpfes Kopfweh, erst weiße, hernach schwarze Bläschen auf der Zunge. Bis zu diesem Zustand vermag der Pestkranke allein sich Hilfe zu schaffen, einen Trank sich zu bereiten von Meerzwiebeln ꝛc. Zeigen sich aber einmal schwarze Punkte an den Oberbacken des Gesichts, dann hat Jeder sein Haus zu bestellen, denn eh die Sonn dreimal sich neiget, ist er eine Leiche. Der Durst wird immer größer und steigert sich zu einer entsetzlichen Qual, die auch in der Bewußtlosigkeit des Kranken sich nicht mindert. Die Zunge wird schwarz und lederhart, die Lippen schwellen auf und gestalten sich brandigroth, der Augapfel vergrößert sich gar sehr;

das Gesicht dunset sich durch die erbsengroße Pestblattern auf; am Unterleib und an fleischigen Theilen zeugen sich erst harte nußgroße Beulen, hernach bekommen sie ein kleines Aug, das nach etwa sechs Stunden fließend wird. Darnach tritt eine Steifigkeit der Glieder ein, die sich in wenigen Stunden des ganzen Körpers bemächtigt, worauf dann der Tod eintritt. Nach dem Tode wird die Leiche schwarz, nur an der Nase, den Händen und den Vorderfüßen nicht. Es gibt auch eine andere Art Pest, die man die „gelbe" nennet, weil der daran Gestorbene fahl aussiehet, diese Krankheit ist ansteckender, aber nicht so tödtlich als die „schwarze" Seuche, besonders wenn man den Kranken zu einem Schweiß bringen kann, was bei den erstbemeldten Kranken gar nicht möglich ist. In einundzwanzig Tagen starben siebenhundert und drei in unserem Spital. Jeder der barmherzigen Brüder hatte täglich 10—12 Kranke zu verpflegen, und wenn einer derselben starb, hatte der Bruder die Pflicht, den Todten zu beerdigen. Ehe dies jedoch geschah, wurde über dem Entseelten die üblichen Gebete gehalten. Sobald aber Einer hinausgetragen war, so wurde seine Binsenmatte mit Aschenwasser gewaschen und die Kameelhaardecke geräuchert. Die Türken gingen nicht in das Spital, denn sie hielten jede Vorkehrung gegen die Seuche für eine Sünde. Mit unbegreiflichem Gleichmuth liefen sie umher, und wenn sie die Krankheit fühlten, so kauften sie sich Essig und Zwiebel, setzten sich in irgend ein Eck wo Schatten war und erwarteten getrost den Tod. Die Vorübergehenden schoben ihnen so lange Zwiebel in

den Mund oder tränkten sie mit Essig, als ihre Lippen nicht schwarz waren. Trat aber einmal dieses Zeichen hervor, dann hielten sie jede Hilfleistung für vergebliche Mühe und riefen dem Sterbenden zu: „Der Prophet heile dich!" oder: „Pflege Gott!" oder wenn er verschieden war: „Das Paradies über dir!"

Also dauerte das Schreckliche der Seuche wohl an 100 Tage schon, als ich nach Damaskus kam. Den 27sten Tag meines Aufenthalts daselbst überzog sich der Himmel mit röthlichen Wolken, die grau und immer grauer wurden und langsam sich zusammenzogen zu einem Gewitter. Es wehete eine Luft, so dick und schwül, daß Menschen und Thiere beinahe den Odem verloren, und ängstlich suchten besonders die vielen herrenlos umherlaufenden Hunde Schutz und Hilfe bei den Menschen. Die Vögel flogen in die Wohnungen und Strauße kamen in keuchendem Laufe vielleicht dreißig Meilen aus der Wüste herbei und versteckten sich in den Gewölben. Raubthiere, großer und kleiner Art, kamen in friedlichen Schaaren mit eingezogenen Schweifen vor die Ringmauern der Stadt und suchten eine Zuflucht darin: „Das ist der Odem des Propheten!" sagten die alten Türken, „ehe sechs Tage schwinden, ist die Pestseuche hinweggehauchet in ferne Welten!" Und sie hatten Recht. — Mitleidig wurden die zugeflüchteten Thiere gefüttert und keines verfolgte mehr das andere, als hätte eine allmächtige Hand alle gezähmet, wie einst im Paradiese. Je größer die schwarzen Wolken nordwestlich sich bildeten, und noch den Himmel überzogen, desto angstvoller wurden alle

lebendigen Wesen; doch nicht allein die Thierwelt bangte, auch die Bäume hingen welk die Blätter, als ob der Frost oder heißes Wasser über ihre Zweige gegossen worden wäre. Jetzt zuckten die Blitze und der Donner ließ sich spärlich vernehmen, der aber sich so eilig vermehrte und so furchtbare Schläge folgten, daß der Welt Ende nahe zu sein schien. Die zu Hunderten vor der Stadt hingelagerten Thiere ließen sich nicht mehr aufhalten, in entsetzlichen Sprüngen drangen sie in die Stadt und verbargen ihre Köpfe an den Luftzügen der kühlen Gewölbe. Jetzt fielen große Tropfen hernieder und mit einer Gewalt strömte der Regen herab, daß in wenigen Augenblicken die Gassen der Stadt überfluthet waren. Löwen, Panther, Tiger, Leoparden, Hunde, Schakale, Rothfüchse, Storche und Strauße standen gemischt untereinander und streckten die Köpfe in die Höhe, sich stärkend und erholend an den Wasserströmen. Lechzend hingen die Raubthiere ihre rothen Zungen weit heraus, um das kühle Element damit aufzufassen. Mitten unter dieses grausige Thiergemisch trug man Kranke und Sterbende und setzte sie dem Regen aus. Kein Gesunder versäumte eine Sekunde, diese Himmelswohlthat zu genießen; nichts am Leibe tragend, als einen kleinen Lendenschurz, standen nach abgethaner Arbeit die Menschen vor den Wohnungen und ganz nackte Kinder strichen den blutgierigsten Bestien die Schnauzen. Langsam fiel nach einigen Stunden der Regen und dauerte drei Tage, in welcher Zeit vor jedes Haus ein Steingefäß, worin man gewöhnlich den Hunden in den heißen Tagen barmherzigerweise Wasser gießet,

mit Mais, Reis, Wallnüssen &c. gestellet, um damit die Thiere der Wüste zu füttern. Denn die Türken und die Christen haben allda den frommen Glauben, daß auch das reißendste Thier, wenn es Herberge bei den Menschen suchet, nicht erlegt, nicht einmal von der Thüre weggescheuchet werden solle. Und ich habe gesehen, daß die erquickten Wüstelagerer dankbar gegen ihre Wohlthäter waren. Nach geendigtem Regen zogen sie wieder friedlich ab, hinaus in ihre Freiheit. Ja ich habe mit angesehen, daß eine halberwachsene Löwin einem Pestkranken, der vor seinem Hause saß, die Hände leckte und den Kopf auf sein rechtes Knie legte, als wollte sie sagen: Noth macht Freunde! — Am vierten Tage waren die fremden Gäste fort und auch die Seuche war verschwunden. Nicht ein Sterbefall kam mehr vor, während vor Kurzem noch täglich mehr als 3—400 Personen erkrankten und starben. Der Himmel erhellte sich plötzlich und eine reine Luft wehete voll süßer Düfte. Die Bäume und Gewächse richteten sich zusehends auf und in Einem Tag war das Land, so weit das Auge sehen konnte, mit schuhhohem Grün bedeckt. Saaten, die man auswarf, wie z. B. Hanf, keimte am andern Tage schon aus der Erde und am zweiten Tag war der Halm eine Spanne lang. Würde hier von Zeit zu Zeit Regen kommen, so müßten in diesem Lande selbst Müßiggänger unter der Fruchtbarkeit des Bodens ersticken, denn die emsige Biene trägt ihren Honig in wenigen Wochen in Fülle dem Bewohner in das Haus, und das Gras wächst so hoch, wie ein Kameel. Schon acht Tage nach dem Regen

ging's ans Mähen und Tausende der Schafe, Kälber, Ochsen, Kühe und Esel wurden aus den Dörfern nach der Stadt gebracht, und es wurden große Märkte gehalten, bei welchen hauptsächlich die Israeliten gute Geschäfte machten, in deren Händen aller Kleinhandel ist. Den Großhandel führen türkische Beamte. Wenn nun ein Jud oder Christ auf den Markt kommt, so darf er nicht zwei Schafe, zwei Ochsen ꝛc. zumal kaufen, sondern sie müssen ein jedes Thier einzeln zahlen und einzeln heimführen, hernach aber müssen sie die Heerde an die amtlichen Handelspächter verkaufen. Gleich also ist's mit dem Getraide, der Baumwolle, den Rohfellen, den Hülsenfrüchten, dem Kaffe und den Gewürzen. Die Sonn- und Festtage aller Religionen werden mit unglaublicher Andacht und Stille gefeiert und noch heut zu Tag würde Mancher den lieben Heiland fragen: „Ist's recht, daß man am Sabbath Kranke heilet?“ Ein einziger Ritt, wie ich daheim hunderte an Sonntagen gethan habe, zu Turnier, Bogenschießen oder Jagdlust, würde hier ohne Ausnahme Jeden das Leben kosten, weß Standes er auch wäre. Ein allgemeines Volksfest, an welchem alle Bewohner gleichen Antheil nehmen, ist das sogenannte Cisternenfest, das alle Jahr gefeiert wird und wobei jedesmal große Wasserzüber, von Cedernholz gefertigt, mit Wasser begossen werden, welche hernach weit herum auf den Feldern, wo keine Bäche sind, in den Boden gegraben werden, damit sich das Regenwasser darin sammle und in den heißen Tagen Vorrath darin wäre. So recht aber auch diese Vorsorge ist, so wenig nützliche

Dienste gewähret sie, und ich glaube, daß in diesen Behältern sich der Peststoff entwickelt. Denn des Feldes Ungeziefer und Raubthiere wandern in der Hitze diesen Behältern zu und sie fallen nicht selten hinein, ertrinken und verwesen darin. Ja Menschen finden darin nicht selten ihr klägliches Ende, und nur dem göttlich klaren Sternenhimmel haben die Pilger es zu verdanken, daß sie nicht bei Nacht in die Gruben fallen, da nirgends ein Schutzgeländer vorhanden ist.

So reich auch zu Damaskus manche Juden sind, so arm und dürftig wandeln sie einher, um die Habgierde der Türken nicht rege gegen sie zu machen, bei welchen sie jedoch besser angeschrieben sind, als die Christen. Von dem Aberglauben der Juden und Türken kann Niemand sich einen Begriff machen, der nicht sich selbsten schon davon überzeugt hat. Und wie würden die sich wundern, welche im Reiche (Deutschland) draußen leben, wenn sie in das gelobte Land kämen und ihre Brüder so tief gesunken fänden; kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um Reichthum zu gewinnen. Drei Jahre war mein Aufenthalt zu Damaskus, dann pilgerte ich wieder nach Jerusalem. Unterwegs traf ich eine Karavane deutscher Pilger an, unter denen ich nach abgethaner Begrüßung einen Jugendfreund fand, der mit mir manchen verwegenen Ritt that. Es war der Edle von Behringen, Ritter von Schatzberg, der gleich, wie ich, wegen eines Mords an seinem Vetter Jost v. Hornstein, zur heiligen Armee geschickt wurde. Ihn begleitete ein Hans v. Mulfing aus Sigmaringen, ein Edler v. Scharenstetten, ein Ritter

v. Schalksberg, ein Rudolph v. Strölin, welcher nachher Vogt zu Stuttgart wurde und der mich bei meiner Heimkunft ehrsam unterstützte. Auch waren in ihrer Gesellschaft noch fünf weitere Stuttgarter Bürgersöhne, die aus Lust und Gottesdienstlichkeit nach dem heiligen Land fahrten, sie hießen Speidel, Leibfried, Wißbrod, Nyffer und Spenlin. Letzterer war krank und sehr entkräftet, als ich ihm die Hand drückte sechs Tagreisen vor Jerusalem. Er war ein Jüngling von 22 Jahren und der einzige Sohn seiner Eltern, die an der finstern Münzgaßecke wohnten, mehrere Herbergen hatten und „süßkostighen wyn" schenkten und ein „schmuck Dirnlein" hatten, das sich an Jung Hans Rieker traute, der ein „rycher man" war und dem die „falsche Klinge" vordem gehörte, ehe die Stadt Stuttgart und Graf Eberhard im Bart sie kaufte. Alle diese Fremdlinge waren seliglich froh, daß sie einen G'leitsmann trafen, der sie, bekannt mit der Unwirthlichkeit des Landes, nach der heiligen Stadt führte. Zwei dieser bemeldten Männer „seynd als Löffel" auf meinem Todesgang mir nachgesprungen. Der kranke Spenlin trug sein Leiden nicht mehr lange; er wurde immer elender, und als wir von ferne den Berg Zion sahen, und die Fremdlinge „jubellig" darüber thaten, hob er matt sein Haupt empor, faltete die Hände und betete laut einige Weilen, dann lehnte er sich zurück auf seinem Dromedar und verschied „sämpfftlich in allweg." Todt brachten wir ihn in die Stadt und selben Abend noch wurde er am Fuße des Oelbergs begraben. Nyffer nahm von seinem Grabe ein „klyn wink" Erde,

that sie in eine Fischblase und brachte dies im nächsten Jahre, als Andenken, seinen Eltern heim. Diese Fischblasen werden aller Orten von den Klöstern verkauft an Pilgrime. Der Eine thut Wasser vom Jordan, der andere Erde von Golgatha ꝛc. darein. Auf diese Blasen malen die Klosterbrüder allerlei Bilder aus den heiligen Legenden, so waren auch auf dieser Blase, welche Nyffer (Neuffer) den Eltern des Verstorbenen nach Stuttgart brachte, die vier Evangelisten zu schauen. Groß war daheim das Leid um den Dahingeschiedenen, und obgleich er ein lockerer Geselle im Leben war und manchen Verdruß den Seinen bereitet hatte, so entschlossen sich doch die Spenlen'schen Eheleute, dem Andenken ihres zu Jerusalem ruhenden Sohnes ein Denkmal zu stiften an einer der drei Hauptkirchen zu Stuttgart. Sie baten daher den Probsten der Stiftskirche, Dietrich Spät, daß er erlauben möchte, ein „zyrlich gemyssel, Xi lydegang darsichtlig" (Christi Leidensgang darstellend) über der „ehurnpford" zu Ehren ihres Sohnes machen zu dürfen. Der Probst sowie die Rathsleute hatten nichts einzuwenden, allein der „mezzenmaister" (Steinhauermeister) Bomstark sträubte sich dagegen und sagte, daß er keinerlei Verantwortlichkeit der Folgen und Gefahren auf sich nehme, wenn man an dem Thürgewölbe des Thurmes feste Steine herausnehme und lockerig Kunstgemeisel dafür einmörteln wolle, da ohnehin der Thurmbau so „jymerlich" langsam von Statten gehe, daß der Wind, Sonn' und Regen den Mörtel in Fugung und Strich wieder „ufflözt" bis ein weiterer Stein aufgesetzt werde.

Man solle das „löbelich“ Vorhaben an einer der Seitenthüren der Kirche anbringen, „nyt aber vnder dem thurn.“ So geschah es, daß Spenlin die Erlaubniß erhielt, nach vorgelegter Zeichnung, „Christus mit dem Kreuze“ über der Kirchthür nach der „marktgaß“ hin einfügen zu dürfen. Hierauf entschlossen sich noch mehrere Bürger und Landstandsherren zu weiterer Zierde des Eingangs die zwölf Apostel meiseln und daran aufstellen zu lassen. Nach sechs Jahren war die Pforte vollendet und die Namen der Stifter sind über dem Opferkasten innerhalb des Eingangs eingehauen zu lesen. Sie heißen: Wilhelm v. Stadion, Begleiter des Grafen Eberhards von Wirtenberg ins gelobte Land; Dietrich Spät, des Stiftes Probst; Hans Sattler, Chorherr; Erhard Gerung, Burgkind und Stiftsvikar; Ulrich Gabler, Bürgermeister; Hans Ryhm, des Gerichtes Einer; Böhringer, des Raths; Lautenschlager, Blank, Leonh. Marquardt, Albrecht Kopp, Reyß, Langhans am Kamm; Dominik Kübel; Andreas Holzwart; G. Heberlin (sambtlich Burger); Eitel Ulrich Degen zur Probstei und Landschaft; Spreiß, Landschaftsrath; Küngspach, erster Schreiber; Caspar, des Blutgerichts; Motz am Zoll; Valentin Rueff, Gepfechter.

Mit diesen meinen Landsleuten machte ich manche Ausflüge und als sie sich wieder heimwärts sehnten, erbat ich mir von meinem Hochmeister die Erlaubniß sie bis nach Rhodus zu begleiten, welches Gesuch mir auch gewähret wurde. Wir walleten 1513, den 6. April von Jerusalem fort, und kamen wohlbehalten nach Rhodus, obgleich die Christenfeinde allerorten sich zusammenthaten

und einem jungen Heerführer zuströmten, der ihnen die Verheißung gegeben, daß er die Christen aus Palästina verjagen und auf der ganzen Welt ihnen keine Stätte schenken werde. Dazu habe der Prophet ihn selbst berufen, sobald der regierende Sultan dahin gefahren sein werde zur hohen Fahne des Propheten. Nicht ohne große Wehmuth schied ich von den zur Heimreise sich einschiffenden Freunden, sandte viele Grüße an meine beiden Söhne und wanderte mit heißen Thränen den Festungswerken zu, welche ich von nun an sechs volle Jahre nicht mehr verließ. Plötzlich kam die Nachricht: der Großsultan Selim ist todt und sein Sohn Solymann hat die Zügel der Regierung ergriffen. Das war ein Donnerschlag für die Christen aller Orten; denn er war ein kriegerischer Jüngling, dessen erste Regentenhandlung ein Kriegszug gegen die Christen war. Im Frühjahr 1521 kam ein Gesandter Solymanns nach Rhodus mit dem Begehr, die Insel solle sich unter türkisches Regiment begeben und einen jährlichen Tribut zahlen. Dessen weigerte sich der alte Großmeister de Villiers auf's Bestimmteste, worauf der Gesandte unwirrsch abzog. Solymann aber war auf die Weigerung der Johanniter nicht böse, sondern sagte ganz gelassen: „So müssen wir eben Rodosta (Rhodus) aus dem Feuer holen;" und mit dem Beginn des Jahres 1521 erschien vor der Stadt eine große Menge von Fahrzeugen, welche eine Kriegerzahl von ungefähr 50,000 Mann herbeibrachten, die der Sultan selbst befehligte. Erst versuchte die türkische Flotte im Port Lindo zu landen, und dann sollten die Ausge-

schifften zu Land gegen Rhodus marschiren, aber in den Bergen wären die Feinde unfehlbar aufgerieben worden, daher die Ausschiffung bei dem Castell St. Stephana vor sich ging, ohne daß wir dieselbe hindern konnten, trotz unsers äußersten Widerstandes. Hier schlugen die Türken ein Lager; erstürmten nach hartem Kampf das Castell und alle wehrbaren Männer mußten sterben; Kinder und Weiber ließen sie bei Leben; die Knaben beschnitten sie und die Mädchen wurden verschenket an diejenigen, welche zuerst die Veste erstiegen; die Weiber wurden verlooset. Auf der Höhe des Castellthurms nahm Solymann seine Wohnung. Hernach schickte er eine Abtheilung seines Heeres nach Filermo, ebenfalls ein starkes Castell, und als dieses erobert war nach Palan, eine ansehnliche Stadt mit uralten Festungswerken. Achtmal mußten die Feinde auf diesen Ort stürmen, bis sie durch die Uebermacht und unausgesetzten Kampf die Eingeschlossenen ermüdeten und die Stadt eroberten. Es kamen gräuliche Berichte nach Rhodus, welche Stadt bis jetzt auch noch nicht die geringste Gefährdung erlitt, und von Lindus aus stand jede Verbindung offen. Nun zogen die Sieger nach der Ebene von Arnita, um Calniva, Folia und Malona zu erobern; hier aber hatten sich die bedrängten Inselbewohner zusammengeschaart und den sorglos heranziehenden Türken eine große Schlappe beigebracht, wodurch Solymann zu dem Entschluß kam, ehe ein weiterer Schlag ihn träfe, Rhodus zu bestürmen. Sechstausend waffenfähige Männer waren der Unsern; Jeder hatte dem Tod schon ins Auge gesehen und keiner

kannte die Furcht. Zu unsrer Hülfe standen noch weiter 18,000 Stadtbewohner und Zuzügler aus der Nähe und Ferne, Weiber und Kinder mit eingerechnet. Die Stadt ist mit hohen Kegelbergen umgeben und gegen das Meer hin in der Gestalt eines Halbzirkels erbauet. Sie hat drei Ringmauern, deren jede mit zwanzig hohen runden Wehrthürmen versehen ist, auf welch jedem 40 Männer postiret waren, welche zugleich den Mauerngang beherrschten. Zwischen der ersten Mauer ist ein 20 Fuß breiter Sumpf. Die zweite ist der ersten gleich an Höhe und Stärke, der Graben ist 20 Fuß tief und breiter als der erstere, jedoch mit Wasser angefüllet. Dann kam die eigentliche Stadtmauer mit starken Thürmen, Wehren und Fallgittern. Den innern oder kleinen Hafen umzog eine doppelte Mauer, so daß, wenn auch der Feind im Stadthafen war, dennoch derselbe noch nicht viel gewonnen hatte; im Gegentheil die Hindernisse erst recht anfingen. Ausserhalb des kleinen Hafens breitete sich der große aus, umschlossen von vier Castellen, wovon die 2 vordersten und stärksten St. Angelo und St. Ilmo genennet ist, und wo ehedem der Koloß von Rhodus gestanden haben soll, hinter welcher Enge eine Sperrkette gezogen war, von einem festen Thurm zum andern. Solymann zog seine Horden zusammen und gab zugleich Befehl, daß seine zweihundert Schiffe den Hafen blokiren und jede Schiffsverbindung mit der Stadt abwehren sollen. Zwischen den Höhen um die Stadt legte er zahlreiche Haufen geübter Bogenschützen, die alle Zugänge zur Festung, um dieselbe mit Lebensmitteln versehen zu

können, abschnitten. Jede Nacht wurden unserer Seits zu Wasser und zu Land Ausfälle gemacht und immerhin mit Glück, so lange der Sultan nicht persönlich erschien. Als aber dieser den ersten September 1522 mit noch weiteren zweihundert Schiffen, so daß ihre Zahl vierhundert war, auf welch letzterer Flotte 60,000 türkische Streiter noch mehr herangeschwommen kamen, da nützten die Ausfälle nichts mehr, sie kosteten uns nur die edelsten Streiter, welche wir auf den bevorstehenden Sturm der Feinde sparen mußten. Nach allen befreundeten Ländern wurden vom Großmeister Boten gesendet, um Hilfe zu suchen in unserer Noth, aber umsonst war unser Harren. Schon drei volle Monde schlugen wir den zahllos immer näher zu unsern Mauern heranrückenden Feind zurück. Unermüdet aber arbeiteten die Türken, mit Ausfüllung des die Stadt schützenden eine Meile großen Sumpfes. Es verschwanden vor unsern Augen nach und nach zwei hohe Erdhügel, welche abgetragen und in den Sumpf geworfen wurden, wodurch zwei breite feste Straßen unsern Mauern sich näherten, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen konnten. Täglich arbeiteten an jedem der zwei Wege 20,000 Türken. Erst als sie auf Schußweite unsern Bollwerken naheten, konnten wir mit unsern Steinbüchsen ihnen schaden und Hunderte niederschmettern.

All' unser Schaden aber, den wir den Feinden anzurichten im Stande waren, glich so viel, als ob man Mücken vertilgen wollte. Es wurde bei all' unserer Wehre so ruhig außen fortgearbeitet und die Todten oder

Verwundeten so theilnahmslos hinweggetragen, daß keine Feder dieß zu beschreiben im Stande ist. Zu Ende des Novembers waren die Feinde den Mauern so nahe, daß wir sie mit Steinen todt werfen konnten. Plötzlich trat nach der langen Geschäftigkeit von Aussen eine Ruhe ein, als ob keine Seele mehr um uns hausete. Das war aber das Vorzeichen eines nahen Sturmes. de Villiers, der Großmeister, versammelt daher alle Inwohner in der Stadt um sich und sprach:

„Geliebte christliche Brüder! Wir haben, wie Jedem augfällig, alle Mittel erschöpfet, um einen günstigen Ausgang unserer Bedrängniß zu erlangen, aber umsonst! Die Waffen und die Zahl der Feinde des Kreuzes haben unser Hoffen zu Nichte gemacht. Uns stehet nun nichts mehr bevor, als zu sterben, wie es Christen geziemet, wenn es gilt, ihrem Erlöser zu dienen. Seit drei Monaten kämpfen wir mit fürchterlicher Kraftanstrengung gegen unsere Feinde; es ist aber, als ob all' unsere Mühe nur zur Verherrlichung der Sieger dienen sollte! Die Castelle und feste Mauern auf der Insel sind von ihnen überwunden worden; sie werden auch, wir wollen uns dies nicht verhehlen, unsere Wehre durch ihre Ueberzahl ersteigen, und unser Loos wird sein Tod, Marter, Knechtschaft, Schande! Ziehen wir den Tod vor, so wird uns doch die Ehre bleiben! Denn glücklich sind diejenigen zu preisen, die in der Schlacht fallen, sie erringen die ächte Freiheit der Kinder Gottes. Wen jammerte bis heute nicht das Elend derer, die in die Hände der Barbaren gefallen sind. Gequält, geschändet, gepeitscht,

verbrannt, von wilden Thieren zerrissen, dienten sie der unersättlichen Schaulust der Türken bis in ihren Tod. Und noch unglücklicher sind die zu nennen, welche all' diese Greuel überleben. In Ketten und ewiger Knechtschaft müssen sie schmachten oder ihrem Heilande entsagen. Wo sind die Menschen, wo die Städte, die diese Barbaren zum Ziel ihrer Wuth gemacht, sie sind verschwunden, und nur die Trümmer und die Gebeine der Erschlagenen zeugen noch von dem Werk ihrer Hände, wo sie dasselbe vollbrachten. Die Wohnsitze unsers Gottes werden entheiligt, wohin ihre Füße wandeln und das Heiligste nirgends geachtet! Ehe wir daher diese Stadt den Barbaren übergeben, wollen wir unsere Hände muthig regen, an den Feinden uns rächen und edel sterben. Zum Tod sind wir geboren, ihm können Eure Sprößlinge auch im glücklichen Zustande nicht entgehen! — Der Augenblick naht. Verhöhnung, Knechtschaft und Schändung sind keine Uebel, welche die Natur dem Menschen auferlegt, sondern solche, denen nur der Mensch nicht entgeht, der nicht den Muth hat zu sterben! Stolz auf unsre Kraft, sind wir von dem Feind des Kreuzes angefallen worden, laßt uns diesen Stolz nicht durch Feigheit nehmen. Der Feige wird seine Gattin zur Hure machen sehen; den Schrei des gefesselten Sohnes oder Vaters vernehmen, und seine unschuldigen Kinder unter den Händen blutdürstiger Halbmenschen verwimmern hören. So lange aber diese Hände noch ungefesselt sind, so lange lasset uns kämpfen für all' unsere Lieben, für Gott und sein

heilig Evangelium, dazu verhelfe uns die gebenedeite Mutter Gottes um Jesu Christi willen. Amen!“ —

Nachdem der Großmeister geendet hatte, wurde gebeichtet, die heilige Messe gelesen und getrost erharret, was da kommen würde. Die Nacht ging ruhig dahin, auch der kommende Morgen. Um die dritte Stunde (9 Uhr Morgens) erschien eine leichte Felucke am kleinen Hafenthor und kündete einen Unterhändler wegen Uebergabe der Stadt an. Er wurde aber nicht eingelassen, auch nicht gehört. Um die sechste Stunde kam ein zweiter Sendbote von Solymann, der aber ebenfalls zurückgewiesen wurde. „Können wohl diese Vögel aus dem Nest fliegen, wenn wir kommen werden, es auszunehmen? fragte der Sultan, als ihm die Verachtung seiner Anträge gemeldet wurde. Und zum drittenmal sandte er einen Boten; jedoch vergeblich. „So befehle ich Sturm!“ rief er jetzt und in wenigen Augenblicken schmetterten die langen, mannshohen Trompeten der Türken und mit fürchterlichem Geschrei: „Es ist ein Gott und Mahomed sein Prophet!“ drangen sechszigtausend Feinde herbei mit schäumender Wuth, viele berauschet. — Unsere Geschütze wirkten entsetzlich; nicht ein Wurfspieß wurde unnütz geworfen, kein Pfeil vergeblich entsendet und kein Stein der Schleuderer verfehlte sein Ziel. Unsere Steinbüchsen brachten grausige Verheerung unter die dichten Massen und die Luft tönte wieder vom Geächze der Verwundeten. Aber neue und immer neue Schaaren stürmten heran uns keine Zeit mehr lassend, die Steinbüchsen zu

laden, wir mußten weichen und die erste Ringmauer war in den Händen der Sieger.

Aber wie erstaunten die Türken, als sie mit Verlust von etwa 7000 Streitern erst die Vormauer erstiegen hatten, und nun einen Sumpf von 20 Schuh breit vor sich sahen, der unmöglich anders zu überschreiten war, als mit mindestens einem gleich großen Verlust. Es schickte daher der Sultan abermals einen Boten mit einem Vergleichsantrag; de Villiers hörte ihn aber nicht, sondern verdoppelte seine Wachsamkeit, und sobald ein Türke den Kopf über die Mauer hob, so schwirrte ihm ein Pfeil ums Ohr, wodurch täglich viele ihr Leben einbüßten, denn sie mußten mit Abbrechung einiger Thürme den Versuch machen, um durch deren Gesteine sich einen Weg nach der zweiten Mauer zu bilden. Diese Arbeit war aber eine ganz vergebliche. Nun befahl Solymann einige Dutzend Schiffe zu zerspalten und eine Art Brücken daraus zu zimmern, welche sie auf den Sumpf legten und dadurch festen Fuß faßten. de Villiers ließ eine große Menge Brandringe in Harz getaucht anfertigen und dieselbe an den bedrohten Stellen aufschichten. Mittlerweile aber schoß man die arbeitenden Feinde auf eine jämmerliche Weise zusammen. Vermittelst langer Hacken wurden in der Nacht die Holzbrücken gegen die Stadt gezogen, und der Schnittseite zu in den Schlamm versenket. Ein neuer Versuch gleicher Art wurde gemacht; aber die türkische Wachen verhinderten jetzt die Wegfischung der Brücken. Da banden wir lange Stangen zusammen, hingen an die Spitzen Schwefelzeug, zündeten

denselben an und schoben den glühenden Fluß hinaus über die Häupter der Türken, wodurch sie elendiglich verbrannt wurden und davon liefen. Hierauf machten sie sich Dächer und .kamen so unter ihrem Schutze bis an die zweite Mauer. Da warfen wir große Quader von den Thürmen herab, welche ihre Dächer durchschlugen und die Böden zertrümmerten, daß viele Hundert unter schneidendem Schilfe versanken. Jetzt rissen die Belagerer einen großen Theil der Vormaner ein, wälzten Schiffe herbei und kuppelten je zwei und zwei zusammen, fügten hohe Gebälke darauf in einander, füllten die Zwischenräume mit Erde fest aus, daß sie vor unsern Schleudern sicher waren und naheten so ohne großen Verlust aufs neue unter festen Dächern unsern Mauern. Als sie nahe genug davor waren, versuchten sie mit Brecheisen Löcher in die Mauern zu machen. Weil aber das Gemäuer 15 Schuh dick war, so dauerte dies eine geraume Zeit, bis sie nur einige Menschen in den Oeffnungen bergen konnten. Schon glaubten sie die höchsten Schwierigkeiten überwunden, da gruben wir gerade über ihrem Gewühl ein breites Loch hinunter, um die Feinde von oben herab abthätigen zu können, und dieß gelang auf eine vortreffliche Weise an den drei Orten, wo sie den Angriff begonnen hatten, indem man gar nichts that, als daß man ihre Höhlung mit Asche füllte, so daß die Arbeiter beinahe erstickten und ihr Wühlen aufgeben mußten. In der Nacht vom 1. Dezember 1522 ließen sich 12 Johanniter hinab auf die Schutzdächer der Türken mit großen Pechgeflechten und hingen dieselbe von oben

herab über den Eingang ihrer Brücken und zündeten das Gestricke an, wodurch der Ausgang der auf den Brücken Schlafenden 600 Mann verwehrt wurde. Das Holzwerk fing eilig Feuer, denn es war stark getheeret, und das zusammenstürzende Schutzwerk begrub Mann an Mann unter seinen brennenden Balken. Den andern Morgen wurde Solymann über diese Nachricht dermaßen böse, daß er die verbrannten todten Leiber prügeln ließ, und denen, die noch lebten, hieb man auf seinen Befehl den Kopf ab. Der Großmeister befahl strenge, keinen Pfeil mehr zu verschießen, oder einen Speer zu werfen, gegen die Feinde, sondern ermahnte nur, die Wehre mit natürlichen Mitteln so lange fortzusetzen, als irgend ein Schutz aufzutreiben wäre, als siedend Oel, brennend Pech ꝛc. Stürmend brüllten die Türken jetzt heran mit langen Leitern und legten sie an die Mauern mit erstaunlicher Todesverachtung; denn sie sahen, daß jeder, der hinaufstieg, wieder elendiglich heruntergeworfen wurde mit langen Spießen, deren Spitze glühend gemacht waren und wenn daher auch Einer einen solchen Spieß erfaßte, so ließ er ihn alsbald jämmerlich verbrannt wieder fahren. Auch waren die Stangen mit Sägen vornen versehen, womit die Träger abgesäget werden konnten, und das alles konnte durch die Schießscharten geschehen, ohne daß auch Einer der Unsern verunglückt worden wäre. Abermals kostete dieser Sturm den Feind viele Opfer und sie erreichten auch nicht im Entferntesten ihr Ziel. Jetzt brachten sie Leitern mit Eisenstäben beschlagen, welche nimmer durchsägt werden konnten und gegen

die glühenden Spieße hatten sie sich mit dicken grünen Thierhäuten an den Händen und am Körper versehen, wodurch es ihnen gelang, bis auf die Randung der Mauern zu kommen; sobald sie aber die Köpfe über denselben sehen ließen, schlug man sie mit Steinen todt, und alle stürzten ihren Brüdern auf den Kopf und nahmen Andere noch mit hinunter in den Sumpf.

Nun befahl Solymann, noch sechs solcher Brücken zu bauen und auf jeder einen hölzernen Thurm aufzustellen, der auf Walzen gegen die Vormauern der Stadt gewälzt werden konnte. Diese Anfertigung machte uns bangen, denn wir sahen die Beharrlichkeit der Belagerer und die Nichtachtung des Lebens bei der Menge, welches sie schon bei diesem Geschäfte einbüßten. Den 12. Dezember bewegten sich die Thürme heran, jeder war mit etwa 500 Streiter besetzt, die hinter ihren Wänden so sicher waren, als wir hinter unsern Mauern. Auch hatten sie Schießscharten mit Eisendeckeln versehen, die sie vor- und zurückschieben konnten. Bei Nacht zündeten die Türken viele Fackeln an, daß die geringste Bewegung der Unsern ihnen sichtbar wurde. Die Vorwärtsbewegung der Thürme geschah so sicher, daß die Türken auch nicht einen Mann dabei einbüßten, theils weil die Arbeit innerhalb der Thürme, theils hinter denselben geschah. Jetzt standen die gefährlichen Nachbarn uns so nahe, daß sechs Schuh lange Dielen hinüber reichten. Ohne den Angriff der Feinde abzuwarten, befahl der Großmeister den Rittern des Ordens einen Angriff auf die Thürme. Mit dem Erglühen des Morgenroths am 13.

Dezember 1522 erhoben wir uns, warfen Holzstämme hinüber auf die Thürme und stießen die Wachen nieder. Bis die Türken unsern Angriff sahen, standen wir auch über ihren Köpfen und richteten eine schreckliche Verheerung mit nichts als Steinen an, welche wir von der Stadt herübertrugen und auf die untern Massen herabwarfen. Da fiel einem Aga ein, daß man die Thürme zurückwälzen solle. Dies geschah; die Bretter reichten nicht mehr und diejenigen der Unsern auf den Thürmen schienen gefangen und unrettbar verloren. In dieser Noth setzten wir auf einen Balken einen Mann mit Seilern, schoben ihn hinaus über den Mauernthurm, daß er die Seile den Bedrängten zuwerfe. Dies gelang; die Unsern befestigten die Seile am Holzthurm und wir zogen daran nach der Stadt, und ehe die Türken es vermutheten, neigten sich die Thürme und fielen gegen die Stadt; wir waren im Stande, die Bedrängten zu retten bis auf 21 Mann. Jetzt betrachteten die Belagerer die Thürme mißmuthig. Plötzlich rief Solymann: „der Prophet baute uns aus fallenden Thürmen Leitern! Sturm!" Wie ein Haufen Ameisen wimmelte jetzt das ganze türkische Lager, das etwa 100,000 Streiter zählte; und so standhaft wir auch kämpften gegen den Angriff der Türken mit Waffen, Speere, Pfeile, brennende Pechkränze, Schwefel, siedend Oel, Steine rc., so mußten wir doch endlich nach fünfstündigem Kampfe ermattet nach der dritten Mauer, welche die Stadt umschließt, mit einem Verlust von etwa 1500 Brüdern, zurückziehen. Die Türken erkauften ihre Ersteigung mit ungefähr 11,000

Todten. „Großer Prophet!“ rief der Sultan, „diese drei Mauern kosten die Hälfte meiner Streiter; aber Solymann bleibt nicht auf halbem Wege!“ Er gebot, einen großen Theil der eroberten Mauer einzureißen und ließ eine Menge Kähne herbeitragen, welche er auf dem Wassergraben zu koppeln befahl und auf diese Weise überdeckte die ganze Fläche ein Boden, die Schiffe im Hafen waren nur durch Fallgitter der Thüren von ihnen getrennet. Daher ging der Belagerer ernstlichste Arbeit an die Sperrung, die sie mit großem Verlust abermals hinwegräumten. Sobald aber Schiffe unter dem Thurmgewölbe hindurchschwammen, ließen wir große Steine auf dieselbe herniederfallen, daß Dutzende darob versanken mit Mann und Maus. Den 21. Dezember war von Seiten der Türken alles auf eine Art zum Sturm bereit, daß wir ihre Vorkehrungen nicht mehr zu zerstören vermochten, und die Eroberung der Stadt jede Stunde bevorstand. Was des Menschen Dichten und Trachten in Lebensnoth erfindet, das wurde von den Unsern versucht am Feinde. de Villiers gebot Schlupflöcher durch die Mauer zu wühlen. Um Mitternacht hieß er die Schlußsteine, welche den Ausgang der Löcher nach Außen verschloßen, leise einreißen und einige hundert Johanniter schlüpften hinaus und richteten unter den nichtsahnenden schlaftrunkenen Türken ein entsetzliches Blutbad an, wobei auch nicht ein Einziger der Unsern das Leben einbüßte, sondern alle wohlbehalten zurückkamen; denn die Türken wußten gar nicht, von wannen ihre Ueberwältiger gekommen waren. Den 24. Dezember, am Vorabend des Christ-

festes, veranstaltete man in der Stadt einen großen Buß- und Bettag und einen Umgang mit den Allerheiligsten. Alle Glocken wurden geläutet und der Gesang der Priester tönte hinaus in das Lager des Sultans. Entrüstet schrieen die türkischen Soldaten: „laß uns, Padischa, die Giaur erwürgen!“ „Mit nichten,“ antwortete der Sultan, „sie flehen zu ihrem Gott in ihrer Noth, mag er sie erretten!“ — „Wir harren der Hilfe des Propheten, so lange diese beten; darum sei erst morgen der blutige Tag den Ungläubigen geschworen, so sie sich nicht an meine Gnade wenden!“ —

Der Tag des Christfestes erschien, und mit seinem Erwachen tönten auch die Trompeten der Feinde auf den zwei Ringmauern um die Stadt und draußen im Lager. „Heut ist unser Todestag!“ rief in den Gassen Jeder dem Andern zu; versöhnend reichten alle Inwohner einander die Hände mit dem Vorsatz, so theuer als möglich ihr Leben zu opfern. Die Weiber und Kinder brachte man in den großmeisterlichen Palast, Greise und Kranke in die Johanneskirche. Den Verwundeten war die Kirche St. Rochus bestimmt, allwo viele hundert Lagerstätten bereit standen. Weise vertheilt standen die Wehrhaften überall auf ihren Posten, auch nicht das geringste Pförtlein wurde übersehen, und alles ging mit einer Ruhe vor sich, als ob der heilige Tag sein Festkleid in schönster Glorie angezogen hätte. „Alla ill Mahomed! Alla ill Mahomed!“ schallte es von Außen und wohl an 80,000 Feinde rückten mörderisch bewaffnet heran. Hunderte der Leitern schlugen an die letzte Wehre der Stadt.

Aber nicht ein Einziger vermochte den Mauernrand zu ersteigen; alle stürzten wieder hinab. Da griffen die Türken zu den Pechkränzen, welche wir ihnen auf die Köpfe warfen und schleuderten dieselbe mit langen Hacken nach unserer Stadt zurück. Das Gleiche thaten sie auch mit vielen hundert Harzfackeln, so daß man glaubte, die Luft, so weit die Ringmauern der Stadt reichten, sei mit einem Feuerkranz durchwoben. Während nun Weiber und Kinder herbeieilten und überall die Brandfackeln löschten, wurde auf den Mauern der Kampf immer ernster und schrecklicher. Schon standen reihenweise die Türken über unsern Köpfen und ob Hunderte hinabgestoßen wurden, rückten wiederum doppelt so viele nach, welche von den Ihrigen auf den Wehrgang zu uns herabgestoßen wurden, wobei sie entweder in unsere Spieße fielen oder unter unsern Schwertern verendeten. Dadurch aber wurde der Kampf so handgemein, daß die nachrückenden Feinde über der Mauer nicht mehr abgehalten werden konnten. Die Haufen der Verwundeten, Sterbenden und Todten waren mehr denn sieben Fuß hoch und auf den wimmernden und ächzenden Leibern wurde gräßlich und unbarmherzig gekämpfet. Ströme Blutes floßen in den Rinnen der Mauer nach der Stadt hinab, als ob ein großes Gewitter sich über die Wehren ergoßen hätte. Inmitten dieser gräßlichen Mordwuth fing das Feuer an mehreren Häusern zischend empor zu schlagen und nach etwa einer Stunde standen ganze Gassen in Flammen. Der Jammer stieg auf eine unbeschreibliche Höhe; keineswegs aber mäßigte sich dadurch das Würgen. Im Gegentheil, es

wurde, unbekümmert um das Hilfegeschrei der Wehrlosen, mit einer Erbitterung gegen die Feinde des Kreuzes gekämpfet, das allen Glauben übersteiget. Dieses Jammers erbarmte sich gegen Mittag der Sultan Solymann; er ließ Einhalt blasen den Seinigen, auf die Bitten seiner Geliebten, Namens Roxolane, und nach einer Stunde hörte das entsetzliche Jammergeschrei auf und verwandelte sich in tausendfache dumpfe Schmerztöne, welche nur von dem Gekrache der brennenden Häuser unterbrochen wurde. Wohl hatten die Türken jetzt die letzte Mauer und deren Umgang inne, aber so lange nicht jedes Haus ein Aschenhaufe war, so lange hatten sie die Stadt noch nicht erobert, denn jeder Tritt von ihnen in die Gassen herab, war ihr Todesschritt. Diese Verzweiflung der Christen sah Solymann mit mitleidigen Augen und er bot den noch Lebenden Gnade an, so sie sich ergeben wollten; weil er wohl wußte, daß der letzte Kampf noch schrecklicher würde, als die vorhergegangenen Kämpfe. Nun rief der Großmeister seine Ritter und wehrbaren Männer zusammen und fragte sie, was sie zu thun gesonnen wären. Nur 1 Stunde seie Waffenruhe. In Rücksicht der vielen Unschuldigen wurde der Beschluß gefaßt, Solymanns Anerbieten zu erfassen. Zwölf Greise schickte man hinaus ins Lager zum Zelt des Großherren; dieser empfing sie menschenfreundlich und sprach: „Hätte ich gesehen, daß ich mit feigen Hunden zu thun habe, die nur hinter Mauern ihre Arme zu brauchen vermögen, so wäre euer aller Stunde gekommen gewesen; so ihr aber mehr als Helden gethan, so wollte ich euch meine

Achtung dadurch bezeigen, daß ich nochmals Euch Gnade biete und euer Leben schonen will, das ihr so männiglich zu vertheidigen wißt!“ — Zusammengedrängt von den Flammen und den Feinden stand die ganze Bevölkerung der Stadt Rhodus auf dem St. Johannisplatze, Verwundete und Sterbende, Greise und Kinder. Kalter Regen strömte herab auf die von Hunger ausgemerkelte und von Todesangst seit Wochen gequälte Menge. Nicht ein Bissen Nahrung war mehr seit Monaten vorhanden und Hunderte verendeten schon unter den Entbehrungen des Tages, den Anstrengungen der Nachtwachen und des Eckels. Ratzen, Mäuse, Sumpfwürmer aller Art, waren Köstlichkeiten und gebraten Menschenfleisch verstorbener Kinder oder Anverwandten stillte allein noch des Magens Bedürfniß. Kein Wunder also, wenn nun von Ergebung auf Gnade oder Ungnade in die Hände des Siegers, die Rede war. Trotz diesem Elend aber ließ der Großmeister dem Sultan sagen, daß er die Stadt nur dann übergeben werde, wenn er den Bewohnern der Insel, Leben und Eigenthum belasse. Hierauf antwortete Solymann: „Nicht an den Rodostanern sich zu bereichern seie er hieher gekommen, sondern nur Herr der Insel zu werden, seie sein Zweck; darum sichere er das Verlangte den Verzweifelten zu!“ —

Mit dieser Antwort kamen die ins Lager geschickten zwölf Greise zurück und wußten nicht genug die Leutseligkeit des Sultans zu rühmen. Mißtrauensvoll gegen Solymanns Zusage begehrten viele den letzten Kampf auf Tod und Leben zu wagen, aber die Meisten waren für

die Ergebung auf Gnade. Die Stunde der Frist war verflossen und die Halbmonde und die Roßschweife waren schon wieder in großer Zahl hoch erhoben sichtbar. Ein Zeichen des Angriffs. Nur die Trompetenstöße der Feinde fehlten noch, so wäre der blutige und letzte Kampf begonnen worden. Da nahm der Großmeister de Villiers, ein Greis von 70 Jahren, mit eisgrauen Haaren und schneeweißem langem Barte, die Fahne mit rothem Kreuz in die Hand und schritt hinaus ins Lager der Türken und suchte das Zelt des Sultans. Als dieser den Greis und die ungebeugte hohe Gestalt des ritterlichen Helden erblickte, erfaßte den jungen Solymann eine tiefe Ehrfurcht gegen den Gekommenen. Milde bat er de Villiers, die Fahne des Kreuzes zur Erde niederzulegen, oder dieselbe von der Stange zu trennen. Da riß der Großmeister die Fahne von der Habe, und wickelte sie um seine Lende, die Habe derselben aber legte er zur Erde, als Zeichen der Capitulation. Jetzt rief der Sieger triumphirend aus: „Bei Gott und dem Propheten! mir ist heute ein groß' Heil widerfahren, daß ich an einem solchen Helden wie du, Gnade üben kann. Erkenne Mahomed, und das Paradies ist dein; du sollst mein Lehrer im Streite und mein Vorbild in männlicher Tugend sein!" — Tiefgerührt antwortete de Villiers: „Ich würde deine Achtung nicht verdienen, so ich meinen Heiland, auf dessen Namen ich getaufet bin und dessen Vorbild mich stärkte in so vielen Anfechtungen meines Lebens jetzt verläugnete vor dir, an dem nahen Ende meiner Tage. Mehr denn 70 Jahre habe ich seinem Dienste

gewidmet, und ich habe nicht Ursache, mit meinem Gott unzufrieden zu sein, der allen denen, die ihm vertrauen, das süßeste Glück — seligen Trost im Sterben — schenket. Ja lieber wollte ich diese Hände in ewige Fesseln oder mein graues Haupt auf den Todesblock legen, als Jesum meinem Herrn entsagen! Und ich glaube, daß alle die, so unter meinem Panier bis heute waren, gleich mir sprechen und handeln werden." —

Hierauf gebot der Sultan, daß den hungernden Rodostanern Lebensmittel zugebracht werden sollen, welcher Befehl auch augenblicklich vollzogen wurde. Mehr als hundert Kameellasten Speise empfingen die angstvoll Harrenden, und das Erstemal nach drei Monaten aßen die unglücklichen Bewohner der erstürmten Stadt sich wieder satt, am heiligen Tage der Geburt Christi 1522. Auf den Knieen lag, wer noch die Kraft hatte, auf die Kniee zu fallen. Mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Armen wurde Gott für die aus Feindeshänden empfangenen Gaben gelobet, und Thränen des innigsten Dankes floßen aus jedem Auge. Mein Tischgebetlein, das schon gar lange nicht mehr über meine Lippen gekommen war und das meine selige Mutter mich lehrte, da ich noch ein Kind war, stammelte ich mit lautem Schluchzen aus der tiefsten Tiefe meiner Seele wieder hervor:

„Herr Jesu Christ, hör' meine Bitt:
Iß doch mit heil'gem Geiste mit!
Und nimm' für meine Speis und Trank,
Von mir durch meine Mutter Dank.

Mach mich dem heil'gen Joseph gleich,
In Nöthen fromm, in Armuth reich,
Schenk' mir und All'n am Lebensschluß
Der Deinen Trost, der Engel Gruß,
In aller Heil'gen Namen. Amen!

Und, mit welcher Wehmuth erinnerte ich mich jetzt an die Weihnachtfreuden daheim in meinem lieben Heimathlande; wie lebte das Entzückende der Lichtlein am reichgezierten Christbaum so lebhaft wieder in mir auf. Ach, nur noch einmal wünschte ich wieder Kind zu sein. Aus solcherlei Träumerei weckte mich plötzlich das Geräusche der heranziehenden Türken. Es ging an ein Aufsuchen und Ausscheiden der im Kampfe Gefallenen, doch mußten zuvor alle Inwohner von Rhodus hinaus in das Lager der Sieger, hernach suchten die Einziehenden ihre gefallenen und verwundeten Brüder unter den Leichenhaufen hervor, und trugen sie vor die Stadt, wo die Todten nach üblichem Gebrauch der Türken zur Erde bestattet wurden. Jeder Leichnam wurde nämlich säuberlich gewaschen, und diejenigen, so im Vordertheil des Körpers ihre Todeswunden trugen, wurden bei Seite gelegt; ebenso die, welche auf dem Rücken verwundet waren. Ersteren wurde das Haupt als Ehrenzeichen ihres Heldenmuths geschoren, bei letzteren blieb es beim Waschen. Hernach legte man die Leichen neben einander, das Gesicht gegen Morgen gerichtet, auf die Erde, in welcher Lage sie dann mit Sand überschüttet wurden etwa drei Fuß hoch. Die Zahl der vor Rhodus gefallenen Türken soll sich auf 21,000 Mann belaufen haben.

Nachdem die Türken ihre Todten beerdigt hatten, schloßen sie einen großen Kreis um uns und es begann eine Ausscheidung der verschiedenen Geschlechter in Alter und Gestalt. Als dieß geschehen war, wurde jeder seines Landes wegen befragt, die Rhodostaner ließ man in die Stadt zurück, wo ein türkischer Statthalter mit großem Gepränge eingesetzt war, und dem eine Besatzung von 1500 Mann zugegeben wurde. Die Nichtrhodostaner wurden als Sclaven verlooset ohne Ansehen der Person, wer nicht Türke zu werden versprach. That aber Einer diesen Schritt, so wurde er sehr hoch geachtet und bekam eine ehrenhafte Stellung im Heer oder bei der Verwaltung desselben. Nur sechs fanden sich, die sich zum Islaismus wanden, zwei Italiener, ein Ungar, ein Franzos, ein Walache und ein Savoyarde. Als die Reihe an mich kam, wurde ich durch's Loos einem Tempaschi, d. i. Flügelmann einer Heerabtheilung, zugestoßen, weil ich aber schon ein gar alter Knabe war, und durch meine grauen Haare Zeugniß gab, daß ich bereits ein Sechziger seie, so lag meinem nunmehrigen Herrn wenig an meinem Besitz; er behandelte mich leidentlich und ich that meinerseits, was ich zu thun vermochte. Aber dessen ungeachtet war ich ihm doch eine Last, denn er mußte für meine Nahrung sorgen, weßhalb er mich schon nach zehn Tagen an einen Heerlieferanten umsonst abgab. Dieser neue Herr über mich wußte meine Kenntnisse zu schätzen und ließ nicht gerne mehr von mir. Er wollte heimziehen nach Guzulhisar am Taurusgebirge, wo er ansäßig war. Der Tag der Abreise von Rhodus war

etwa den 6. Februar 1523 bewerkstelligt. Ehe ich scheiden mußte von dem Ort, wo ich so viele Leiden erfuhr, war mir noch ein ganzer Tag vergönnet, alte Bekannte heimzusuchen um Abschied von ihnen zu nehmen. Nun sah ich erst, wie schrecklich die Stadt aussah, da, wo vor Kurzem noch die schönsten Häuser standen, lagen große Schutthaufen', unter welchen noch die Füße oder Arme der Erschlagenen oder Verbrannten hervorstarrten. Die Kirchen waren von den herrlichen Zieraden gelöset; die Gemälde, Schnitzwerke und Altäre lagen vor den Pforten derselben zerstreut und zertrümmert umher und des Gekreuzigten Bild ward zum Galgen gemacht für alle die, so sich an einem Türken vergreifen oder denselben beleidigen sollten auf irgend eine Art. Altersschwache Priester thaten Karrendienst in den verschütteten Straßen und die Kinder, welche in ihrer Unschuld das Zeichen des Kreuzes machten, liefen blutig gegeiselt umher. Frauen und Jungfrauen hingen verkehrt vor ihren Häusern, darum, daß sie Hand an ihr Leben gelegt hatten, ehe sie sich von den Barbaren schänden ließen. Die Kreuze auf den Thürmen mußten die Priester herabholen und diejenigen, die dieses Wagestück nicht vollbringen konnten, wurden erdrosselt und in Stücken zerrissen oder wurden sie um den Thurm herum bis an die Brust lebendig in den Boden gegraben, und so lange von den Barbaren geschlagen, verspieen und ausgehungert, bis sie ihren Geist aufgaben. Den Heiligenbildern waren alle die Köpfe abgeschlagen und die Beichtstühle waren zu Nothstühlen für die Türken auf die Gassen gestellet.

Alles dieses geschah unter den Augen des so gütigen Sultans Solymann, der aber seinen Horden diese Greuel aus politischen Gründen nicht untersagen wollte noch konnte, man hätte ihn sonst für keinen Muselmann mehr gehalten und sein Leben wäre durch irgend einen fanatischen Kriegsknecht stündlich bedroht gewesen.

Während dieses Elends in Rhodus verließ de Villiers mit sicherem Geleite die Insel, in deren Besitz die Johanniter seit dem 15. August 1309 waren, wo sie die Sarazenen mit der Schärfe des Schwerts vertrieben. Als der Großmeister von dem Sultan Abschied nahm, sprach Solymann: „Mich erbarmet dein Alter, ehrlicher Greis, daß du vertrieben von den Deinigen im Elend dein Leben schließen mußt; so du aber nicht verschmähest, dein Hab und Gut als ein Geschenk von mir zurückzunehmen, so würdest du mir süße Freude machen. Vielleicht findest du damit anderswo einen Erdtheil, worauf du herrschen kannst ferne von der Rechtgläubigen siegreichem Zeichen." de Villiers nahm, was ihm geboten wurde; seidene Gewänder, Kameele, Pferde und 5 Tonnen Goldes. Gerne verließ auch ich diese verwüstete Stadt und die von der Natur mit allem Guten gesegnete Insel, auf welcher Wein, Getraide, Limonen, Citronen, Feigen, Pommeranzen, Oliven und Kernfrüchten aller Art wild wachsen in Fülle, wo der Honig und das Wachs aus den Bäumen fließet, und kostbare Gewürze und wohlduftende Blumen und Kräuter ungepflanzet dem Boden entsprießen, die Luft die gesündeste der Erde genannt werden kann, und beinahe ein ewig heiterer Himmel lächelt; wo des Som-

mers Hitze von der Meeresluft gekühlet wird und epidemische Krankheiten etwas Unerhörtes sind. Unser neues Ziel war Kleinasien, das wir auch glücklich erreichten. Am dritten Tage aber unserer Landreise wurden wir von einer Horde scheußlicher Menschen überfallen, all' unsers Eigenthums beraubet und geknebelt lag mein Herr so arm auf dem Sande, als ich, sein Sclave, neben ihm. Als unsere Ueberwältiger alles Tragbare in Sicherheit gebracht hatten, kamen sie bei untergehender Sonne wieder, banden uns los. Dem Türken, meinem Herrn, schenkten sie die Freiheit, mich aber nahmen sie mit nach Tomaso und von da nach Konstantinopel.

Jede Minute war auf diesen 20 Tagreisen von Tomaso nach Konstantinopel mein Leben bedroht von den Unmenschen, welche mich nebst sechs andern Christen überwältigt hatten. Die Sonne brannte so heiß wie das Feuer auf meinen Kopf und Rücken, und wo meine Haut ihrem Strahle ausgesetzt war, so entstanden Blasen, als ob siedendes Wasser über mich gegossen worden wäre. Die geringste Berührung drückte die Blasen auf und dann floß die Füllung aus, an welcher sich Schwärme winzig kleiner stechender Mücken sich labten. Schlug man diese Fliegen todt, so entzündete sich die Haut, auf welcher sie gesessen und ein unausstehliches Jucken trat ein. Wahrscheinlich waren diese Thierchen giftiger Natur. Ihr Aussehen war roth, mit schmalen langen Flügelchen, die im Sonnenglanze in wunderschönen Farben spiegelten. Die Türken hatten sich mit Olivenöl geschmiert und dieses befreite sie von unserer Qual, worüber sie sich recht

herzlich freuten. In diesen Tagen dachte ich oftmals an Selbstmord, aber unsere Begleiter wachten über uns, wie über ihren Augapfel und so wurde mein Vorhaben vereitelt. Kamen wir an einen Fluß, so wurden wir an die Schweife ihrer Pferde gebunden und so mußten wir hindurchwaten und wurden nachgezogen durch die Fluth, wo dieselbe auch über unsere Köpfe ging, so daß wir halbertrunken ans andere Ufer geschleppet kamen. Kamen wir an steilen Felsenwänden vorbei, was oft geschah, so wurde um unsern Hals ein Bastseil geworfen, wodurch ein vorsätzliches Hinabstürzen unsererseits vereitelt wurde. Diese und dergleichen Vorsichtsmaßregeln müssen sie die Erfahrung gelehrt haben. Denn bei jeder solchen Stelle winkten unsere Begleiter einander bedeutungsvoll zu, was da oder dort geschehen und wie sie um ihren Gewinn betrogen wurden. Warme Speisen bekamen wir keine, wohl aber geräuchertes Pferdefleisch in Menge; den Durst stillten uns wilde Saftfrüchte aller Art. Eine Delikatesse waren uns fliegende Eidechsen eine Spanne lang, um welche uns oft unsere Treiber beneideten, wenn wir deren 6—8 an den Ruhestationen auf heißen Kieseln rösteten. Der Türke aber darf dem Nächsten, weß Glaubens er sei, nichts nehmen, was die Natur ihm gibt, noch etwas essen, das ein Ungläubiger geschlachtet hat. Und das war unser Glück, sonst wären wir wahrlich verschmachtet in unserer Drangsal. Des Nachts hatten wir keine Herberge und es wurde zuweilen kühl, wenn des Himmels Millionen Lichter sich entzündeten und mit ihren freundlichen Strahlen auf uns gequälte

Wesen der Erde herableuchteten. Zwischen den Schenkeln der Kameele mußten wir unser Lager suchen, wenn es warm war, und wenn es kühl war, auf freiem Sand oder auf den warmen Kieseln. Fröstelte es nun um Mitternacht unsere Glieder, so wühlte man den obern kühl gewordenen Sand auf und legte sich in den warmen, oder kehrte man die Steine um, welche so warm waren, wie eine erwärmte Bettflasche. Kam aber der Morgen, so senkte sich ein Thau herab, der eisig kalt war, da war für Menschen und Vieh kein Bleibens mehr in Ruhe, Alles stand auf und machte sich reisefertig. Eines erhob in jeder Frühe meine Seele zu bevorstehender Tageslast, und das war das Gebet, zu welchem mich meine Quäler mahnten. Denn so bald die Sonne aufstieg im Osten, da erschallte ein allgemeiner Ruf: „Gott ist groß und sein Prophet!" hierauf fielen die Türken auf ihre Kniee und beteten mit großer Andacht ein langes Gebet mit über der Brust zusammengeschlagenen Armen. Hatten sie ihr Gebet vollendet, dann rauchten sie Tabak, tranken einen wohlduftenden Thee und setzten sich dann auf ihre Kameele mit getrostem Muth. Einige Tagreisen von Konstantinopel wurde ich auf eine auffallende Weise besser behandelt, als bisher, was ich der Nähe der Hauptstadt zuschrieb; dem war aber nicht so. Ich hatte mir dieses verbesserte Loos dadurch selbst verdient, daß ich, gleich meinen Drängern, bei Sonnenaufgang auch auf meine Kniee sank und „Gott ist groß und sein Gesandter!" ausrief. Dabei aber lateinisch betete: **Domine Jesu Christe, consolatio pauperum et homilium**

Gloria etc. etc. — qui vivis et regnas in sæcula sæculorum Amen. Pater noster. Ave Maria. Als ich diese glückliche Beobachtung gemacht hatte, unterließ ich es keineswegs mehr, gleichzeitig mit den Türken zu beten. Endlich kamen wir auf die Heerstraße, welche von Brusa nach Scutari führet und wo die Lusthäuser der vornehmen Türken, die zu Konstantinopel wohnen, beginnen und die mit einer Pracht sich entfalten, daß sie mich an die fabelhaften Gärten der Hesperiden mahnten, in welchen goldene Aepfel an den Bäumen hingen, die aber von Drachen bewacht wurden: denn in diese Heiligthümer der Türken ist wohl zu gehen erlaubt dem Christen, aber nimmermehr darf er als Christ zurück, er muß Türke werden oder das Leben lassen. Diese Wohnungen sind alle rund gebaut, haben wie die Kirchen hohe Fenster gegen Morgen. An das Wohngebäude ist ein dünner Thurm gebaut, der eine einzige Altane hat, welche um eine hohe Spitze gehet, auf welchem ein Halbmond von purem Golde in der Sonne strahlet. Von der Ferne sehen diese Gebäulichkeiten aus, wie eine große Schnecke, mit ihrem Häuslein auf dem Rücken, ein Horn ausstreckend.

Zur Zeit eines hohen moslemischen Festtags kamen wir zu Scutari an, weßhalb ich mit meinen Leidensgefährten gute Ruhe hatte und aus unsern Luftlöchern konnten wir über den Bosphorus, oder die Meerenge von Marmara, hinüberblicken nach Konstantinopel, welche Stadt mit ihren zahllosen Thürmen an einem sanftaufsteigenden Berge sich anlehnt, in einer Ausdehnung, deren

Grenzen das Auge nicht ersehen kann. Hohe Mauern mit dicken Wehrthürmen schauen drohend herüber von Europa nach Kleinasien. Es gewährt einen mehr als großartigen Anblick die Verbindung zweier Meere, des Aegeischen und des schwarzen Meers, mit zahllosen Schiffen überdeckt, hier zu sehen. Wohin das Auge blickt, wimmeln tausende von Menschen auf den Fahrzeugen geschäftig und müßig hinauf und hinab. Als die Festlichkeiten vorbei waren, wurden wir nach Pera geführt, das ebenfalls eine Vorstadt von Konstantinopel ist, aber noch auf asiatischer Seite liegt. Dort angekommen, stellte man uns etwa um 9 Uhr Vormittags auf den Kaivakai, das ist Sklavenmarkt, zum Verkauf auf. Viele Käufer tummeln sich hier stolz herum. Meine Leidensgefährten waren bald und, wie ich vernahm, mit erklecklichem Nutzen verkauft, denn diese waren junge schöne Männer. Mich aber wollte Niemand, als sie meine grauen Haare sahen, und von dessen Alter man vernahm, daß die Grube bald das Lösegeld verschlingen werde. Hierüber war mein Herr sehr ungehalten, beschimpfte mich mehr als viel, wovon ich aber nur Weniges verstand, und das war mein Trost und verschaffte mir großen Gleichmuth. Ich mußte wieder heim in meinen Zwinger, und drei Tage abwarten, bis ich wieder zur Schau gestellet war, aber auch diesmal wollte mich Niemand haben, im Gegentheil, Jeder spottete meinen Herrn aus, daß er so alte Waare auf den Markt bringe. Da fiel meinem Verkäufer ein, meine Talente zu loben und laut auszurufen. Nämlich, daß ich viele Weltsprachen verstehe, im Säen, Heimsen,

Fechten und Bastflechten geübt seie. Auf dieses hin liehen meinem Fürsprecher nach und nach Einige ihr Ohr, worauf sich bald ein großer Kreis von Menschen um mich zog, um mich zu begucken, und je mehr Schauende kamen, desto mehr Vorzüge dichtete mir mein Zwingherr an. Endlich kam ich zum Aufgebot, bei welchem für mich noch 8 Zechinen mehr bezahlt wurden, als um jeden der Andern. (Eine Goldzechine ist etwa 5 Gulden werth.) Freudig über diesen Zug, gab mir mein Verkäufer einen leichten Streich auf den linken Backen und schenkte mir einen Zerimabub oder Zindsjerli (etwa 3 fl. 30 kr. im Werth). Der, dem ich zugeschlagen wurde, war ein alter Mann mit nichtssagendem Blick und so phlegmatisch in Gang und Rede, daß ich beinahe verzweifelte, bis er mich des langen Wegs zu seiner Wohnung brachte. Nicht, als ob mir das Gehen zu lästig gewesen wäre; nein, denn ich war rüstig auf den Füßen und zu einer Reise von 12 Stunden wohl noch tauglich, allein sobald man erhandelt ist, so wird einem ein Holz an den Hals gelegt, das den Schließen gleichet, welche man den berstenden Bäumen bei mir daheim anleget; in dieses Holz werden die beiden Arme aufgezogen und dann an einer Leine von einem lungernden Sonnenbruder in das Haus des neuen Herrn geleitet. Das Holz thut weh, weit mehr aber die Schmach, die dadurch einem geschiehet. Wohl eine Stunde mochte ich gegangen sein, als mein Herr in einen Lustgarten sich einbog, vor welchem ich in der größten Hitze ohne Labung und Speise, und nüchtern war ich auch noch, drei volle Stunden harren mußte,

bis ich den Gespeisten und Getränkten wiederum erblickte und ihm folgen durfte bis an das Gestade von Pera, wo eine von den zahllos sich hier wiegenden Gondeln meinen Käufer aufnahm. Das Schifflein war mehr als schön gefertigt, getäfelt, vergoldet und bunt angestrichen. Den hälftigen Raum nahm ein Häuslein ein, das mit einem Baldachin von gelber Seide bedeckt war und woran goldene Trodeln und Franzen herabhingen. Im Innern bedeckten den Boden bunte Teppiche und hochgeschwellte Polster, drei an der Zahl, lagen auf den Teppichen. Keuchend setzte sich mein Käufer auf die Otomane, nahm eine große Lederschnur, das ein Tabakrohr war, an den Mund, worauf ein Diener ihm den Rauchkessel, der auf 6 Schritte von ihm stand, anzündete. Der Rauchkessel war so groß, wie ein Schöpfkübel von rother Thonerde mit wunderlichen Figuren verzieret und einem goldenen Knauf oben, woraus der Rauch aufstieg. Auf kleinem Wägelein, von schwarzem Holz, mit silbernen Rädern schob ein zweiter Diener seinem faulen Herrn eine künstlich gearbeitete Theemaschine zu, aus welchem der Alte drei mächtige Tassen sich auffüllte und behaglich verschlang. Nachdem dies geschehen, lehnte der Wollüstling sich an die Wand und begann zu schlummern. Dies war das Zeichen, daß die Ruderer sich bewegen sollten, und sanft schwamm der Kahn davon, doch nicht gen Konstantinopel, wie ich mir dachte, sondern linksab davon nach einem anmuthigen Bergschlößlein, das noch auf asiatischer Seite war.

Angekommen vor dem Garten des Schlößchens, eilte

zwei Diener herbei und trugen den Alten auf einer Art Tragbahre, mit Gurten versehen, die kleine Anhöhe hinauf, wo ein lieblicher Knabe alsbald herbeisprang und dem Gekommenen freudig die Füße küßte. Ueber all dem, was ich sah und hörte, vergaß ich gänzlich mein Loos, bis mich ein wüster Halbneger mit einem dünnen Meerrohr zur Besinnung brachte, indem er mir einen leichten Streifhieb über die Schulter beibrachte, zum Zeichen, daß ich ihm folgen solle. Mein Weg ging einer armseligen Hütte zu, die gar entsetzlich abstach, gegen die nahe Wohnung des Herrn, dem ich jetzt angehörte. Das Innere der Hütte war leer von aller Bequemlichkeit. Sechs zusammengebundene Heubüschel lagen darin, welche ich alsbald als die Lagerstätte abwesender Sclaven erkannte. Mein Führer blies einigemal in eine Pfeife, daß ihr Schall weithin gellte, worauf in einigen Minuten fünf Männer herbeieilten, wovon zwei keine Nasen mehr hatten, und einer zwei Eisengewichte, etwa zwei Pfund je eines schwer, in den Ohren trug, so daß sich die Läppchen bis fast auf die Schultern herabgezogen hatten. Ach, daß sich meiner Gott erbarm! seufzte ich aus beklommener Brust, wärest du für deinen Mord in „falscher Klinge" daheim gestorben, wie wohl wäre dir geschehen, alter armer Sebast v. Neuhausen. Als ich diese fünf Unglücklichen einige Augenblicke stumm angeschaut hatte, winkte mir der Halbneger, ihm zu folgen, der mich hierauf zu seinem Gebieter, dem schon bemeldten Alten, führte, der in der Nähe eines Springbrunnens, zwischen Blumen und schattigen Bäumen saß und kleine gelbe Kügelchen

aß. Wohl zehn Schritte entfernt von ihm mußte ich etwa eine halbe Stunde warten, bis er mich zu sich winkte, in welcher Zeit ich staunend all die Herrlichkeiten begaffen konnte, die mich umgaben. Auf den Aesten der Bäume saßen allfarbige Papagayen mit blanken Silberketten gefesselt; weiße Wieselthiere, so groß wie die Füchse, machten possige Spiele in künstlichen Geflechthäusern; ein zahmer Panther mit lakirtem Maulriemen schnuffelte mich an und ein gesattelter Steinesel bestierte mich auf eine Weile. Das Schlößlein funkelte in tausendfarbigen Strahlen, denn seine Außenwände waren mit Glasblätter aller Farben künstlich bedecket, so daß sich dem Beschauer feurige Rosen, helle Sterne, blaue, grüne und gelbe Kreise in den schönsten Verschlingungen zeigten. Die Thüre war mit den seltensten Muscheln des Meeres bedeckt, in deren Zwischenräume grüne Moose wuchsen, so daß das Ganze einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Eine Brücke, kaum zwei Fuß breit, führte von hier aus nach einem Orangewäldchen, von welchem herüber ein paradiesischer Geruch strömte. Dieses Brücklein war von Porzellan dem Ansehen nach, und gar närrisch geformt, denn seine Geländer glichen großen unbeholfenen Wagenrädern. Der Boden, worauf man lief, war mit einer zierlich geflochtenen Binsenmatte beleget, an welcher von unten herauf ein schwarzer Schwan mit dem Schnabel spielte, das dem alten Gutsherrn sehr zu gefallen schien. Endlich fielen die Blicke des Türken auf mich, dann winkte er mir, daß ich näher treten solle. Ich machte aber gleich einen großen Bock gegen die Ehrer-

bietigkeit meines Gebieters, denn ich trat so nahe zu ihm hinan, daß mein Schatten seinen Ruhteppich erreichte und auf solche Nähe ist keinem Sklaven erlaubt, vor seinen Herrn zu treten. Er winkte mir, zurückzugehen, indem er mit seinem Meerrohr den zu nahen Schatten zeigte. Es darf auch beim Tagsverkehr kein Diener mit seinem Herrn in einer solchen Stellung reden, daß des Dieners Schatten seinen Gebieter trifft, sondern er muß sich so stellen, daß die Sonne ihn bescheint und des Herrn Schatten auf ihn fällt. Diese Höflichkeitsform hatte ich aber mir augenblicklich zu eigen gemacht, worauf mich der Alte erst in türkischer Sprache anredete, und als ich dieselbe nur äußerst wenig verstand, hub er in schlechter griechischer Redeweise mit mir an; auch diese Sprache verstand ich nicht, weßhalb ich ihm in lateinischen Sätzen antwortete, von welchen er aber nur einige Worte erfaßte, weil er gut französisch verstand; und als ich ihm in dieser Sprache antworten konnte, leuchteten seine halbgeschlossenen Triefaugen freudig auf und er fing mit mir jugendlich an zu plaudern, so gewandt, daß ich alsbald annahm, er seie ein geborener Franzos und eher als nicht ein Renegat, in welcher Voraussetzung ich mich auch nicht täuschte. Er fragte mich nach meiner Heimath und meinem Schicksal, worüber ich ihm Auskunft gab, so viel mir gut däuchte. Nach und nach lenkte er auf den Islaismus und das Christenthum, in welcher Richtung ich so vorsichtig antwortete, als man von der Bedachtsamkeit eines alten Mannes nur erwarten konnte, woraus er aber wohl erkennen konnte, daß ich meine Tage als Christ

zu beschließen gesonnen sei. Plötzlich schwieg er still, legte sein feist Gesicht in die theilnahmsloseste Falten und winkte mir zu gehen, worauf ich von dem Halbneger zu den andern fünf Sklaven gebracht wurde, die mich stumm in ihre Mitte aufnahmen, denn jedes laute Wort wird mit beliebiger Anzahl Rohrhieben bestraft, zu welcher Strafe der jeweilige Aufseher unbedingte Befugniß hat, was ich gleich den andern Tag zu sehen Gelegenheit hatte.

Die Sonne ging eben unter und die Abendfeier trat für die Sklaven ein. Die Türken aber beginnen gegen Abend erst ihre Geschäfte, die sie jedoch allsammt in mindestens zwei Stunden abgemacht haben. Wir wurden in die vorbemerkte Hütte getrieben, worauf einer der Ohnbenasten fortging und in hölzerner Schüssel Reis und Zwiebel brachte, nebst einem großen Krug Wasser. So hungrig ich auch war, so ging mir doch meine jetzige Lage über Essen und Trinken. Ich legte mich still nieder und schlief ein, bis mich das Meerrohr des Halbnegers unsanft aus meiner Ruhe zur Arbeit rief. In Betracht meines Alters wurde mir kein Schnelleisen an den Fuß geschraubt, wohl aber bekam ich ein rostiges Blech, Hand groß, worauf eine Nummer und der Name des Herrn, dem ich gehörte, stand, an den Arm. Zugleich wurden mir in türkischer Sprache meine Pflichten vorgesagt, von denen ich aber durchaus nichts verstand, dann ging's an die Arbeit in dem weitläufigen Gute. Was ich that, war so ziemlich recht gethan, den ersten Tag. Den zweiten Tag legte ich weniger Ehre ein, doch legte mein

Aufseher keine Hand an mich, weil er vor meiner starken Figur, meinem Bart oder meinem weißen Scheitel etwas Achtung hatte. Einer meiner Mitsklaven aber versah sich an einem Blumenzwiebel und einer Wurzel, die neben einander standen, daß beide durch seine Hacke beschädigt wurden. Wuthentbrannt warf der Halbneger seinen Fangriemen dem Unglücklichen um den Hals, schnürte ihm die Kehle dermaßen zu, daß er beinahe erstickte und hieb mit seinem Meerrohr so lange und unbarmherzig auf den bloßen Rücken des Halbentseelten, daß ich hinzulief und mit aufgehobenen Händen den Quäler um Schonung für den genug Geschlagenen bat. Statt einer Antwort aber zog der Wütherich sein krummes Messer aus dem Henkel und wies mir den Weg damit mit dem Bedeuten, daß wo ich nicht eilig mich an meine Arbeit mache, er mir die Nase aus dem Gesicht schneide, wie es dem eben Gezüchtigten geschehen vor nicht langer Zeit. Ich ging, aber der nächste Tag war der Tag der Rache für den Barbaren. An einem Stickfluß starb der Herr, dem wir eigen waren und das war das Zeichen des Todes auch für den Neger. Der Knabe, der den Alten so freundlich bei meiner Ankunft begrüßt und geküßt hatte, sprang weinend in der Mitternacht an unsere Hütte und rief jammernd um Hülfe für seinen Großvater, der gestorben seie. Wir standen auf, um wo möglich den Knaben zu trösten, denn hinaus konnten wir nicht, weil die Thüre verschlossen und des Nachts alle sechs aneinander mit einer Stange verbunden wurden. In aller Frühe kam der Neger sehr betreten in unsere

Hütte und lösete unsere Bande mit mißtrauischen Blicken auf. Still traten die Fünfe vor die Hütte und griffen wie sonst zu ihren Hacken, als aber der Barbar dießmal ihnen nachfolgte, wandten sie sich plötzlich um und schlugen ihn nieder. Der erste Schlag traf ihn aufs Maul, daß alle Zähne ihm in den Hals hinabfuhren, der zweite auf den Kopf, der dritte auf die Nase und die Augen, und immer wollte er sich noch wehren auf der Erde. Da sprang einer der Ohubenasten, wie eine gereizte Bestie, auf den Körper des Niedergeschlagenen, riß ihm sein Sichelmesser aus der Hand und schnitt ihm damit grimmig die Nase aus dem Gesicht, wie er ihm vor Kurzem gethan haben mochte. Ein Anderer schnitt ihm die Ohren und ein Dritter die Finger ab. Dabei lebte der Neger und hatte sein volles Bewußtsein, er versuchte öfters zu schreien aber alsbald traten ihn seine Mörder mit den Holzsohlen auf's Gesicht und den Mund, daß er nicht mehr einen Laut von sich zu geben wagte. Aus einem Auge sah er noch, und mit demselben blickte er mich jammervoll an, als er vier von denen, die er gestern noch so schrecklich mißhandelte, eine Grube in aller Eile graben sah, in welche sie den Verstümmelten mit lebendigem Leibe werfen wollten, welches Thun ich aber nicht zugab, sondern unter solchen Umständen auf Tödtung antrug. Diesem Begehr aber wollten sie durchaus nicht Folge leisten, indem sie meinten, der seie zu schlecht, als daß man ihn zuerst tödte, den müsse die Erde ersticken, und wirklich, sie warfen den Ueberwältigten mit lebendigem Leibe, unter schweren Blutströmen röchelnd in die

Grube. Als sie Erde auf sein Gesicht warfen, da zuckten seine Glieder gräßlich, seine Brust hob sich entsetzlich und ein Mark und Bein durchdringender Kampf bemächtigte sich des jämmerlichen Rachopfers. Dessen erbarmte ich mich, in angstvoller Verzweiflung griff ich zu dem Sichelmesser, das gestern noch gegen mich geschwungen wurde, und fuhr ihm damit durch den Hals, daß der Wütherich augenblicklich verendete. Hierüber waren die Andern äußerst ungehalten, denn sie konnten mir nicht genug erzählen, was der Erschlagene für ein Unmensch und für ein Ungeheuer in Ausübung aller möglichen Qualen an seinen Untergebenen war. Sie sagten mir, wie sie um ihre Nasen gekommen; blos weil sie sich umsahen, als er den sechsten Sklaven, dessen Ersatzmann ich war, dermaßen schlug, daß der Geschlagene an seinen Striemen den zweiten Tag darauf starb; und dieser hatte nichts gethan, als seinen Kameraden ein fremdes Schiff gezeigt, das sich aus dem schwarzen Meer herbei bewegte. Er strafte sie mit Hunger und Durst und kein andrer Name kam aus seinem Munde, als „Hunde." So lange der alte Herr lebte, seie freilich nichts zu machen gewesen; denn wenn sie Hand an seinen Aufseher gelegt, oder demselben nur einen Widerspruch gethan hätten, wären sie ohne Gnade mit lebendigem Leibe in einen Sack genähet und in das Meer geworfen worden. — Der Alte seie zwar vordem auch Christ und sein Vater ein Franzose, Namens Rochefoulle, gewesen, der gegen die Türken gefochten habe; aber zu Bagdad fiel er in die Hände der Türken mit seinem Vater.

Der junge Johannes Rochefoulle, damals 11 Jahre alt, wurde beschnitten und bekam dann den Namen Hill-Riza, das ist „Lichtdurchdrungener." Mit seinem 13. Jahre zog er gegen die Christen zu Felde und zeichnete sich durch Heldenmüthigkeit und Schlauheit dermaßen aus, daß er es bis zum Bassen brachte, mit welcher Stelle ein großes Einkommen verbunden war, auch hatte er an aller, den Christen geraubter Habe, die Hälfte, wodurch er sich ungeheure Reichthümer erwarb, und sein übriges Leben in Weichlichkeit und Wollust hinzubringen im Stande war. Er hatte an 10 Weiber, worunter einige so schön wie Engel, einige aber so wüst, wie die Nacht waren. Töchter zeugete er 26, Söhne 2, welchen er aber in die Grube sah. Ein einziger Enkel war voraussichtlich sein Stammhalter. Er schloß sein Leben mit dem 65. Jahre. Nachdem der Halbneger verscharret war, bemühten sich seine Mörder, eiligst alle Blutspuren auf's Pünktlichste zu vertilgen, und als dies geschehen war, gingen wir, wie gestern und ehegestern an die Arbeit und Niemand fragte nach dem Vermißten, so lange ich wenigstens auf dem Schloßgute war. Unser Loos war gut und wohl besser, als vieler armen Taglöhner draußen im Reiche. Alles, was die Natur bot, stand zu unserm Genusse und mit der Arbeit vermochten wir wohl fertig zu werden, wenn wir nur vier Stunden des Tages arbeiteten. — Der Körper des todten Herrn wurde mit wohlriechenden Seifen im Freien, unter seidenem Zelte, gewaschen und auf kostbarer Binsenmatte zur Schau gelegt, zweimal zwölf Stunden. Hernach begann die Begräbnißfeierlich-

keit auf seinem eigenen Gut. Unter die erste Staffel, wenn man vom Schlößchen nach dem Meere hinabging, wurde er seinem Willen gemäß begraben. Von nun an durfte Niemand mehr auf diese Staffel treten; sondern es wurden einige Nebentritte gemacht. — Am Morgen des Begräbnißtages kam ein Molla (Stadtviertelsrichter) mit sechs Monkiren (Todtenpfaffen). Ersterer nahm ein Protokoll über den Todten auf, Letztere begannen einen drei Stunden anhaltenden Gesang, der mich beinahe rasend machte. Als diese schwiegen, nahten sich sechs Moscheediener und beteten stille drei volle Stunden, knieend vor dem Leichnam. — Jetzt war der Körper den Leidtragenden überantwortet. Die Weiber, die Töchter und der Enkel umknieeten den Todten und thaten sehr schmerzlich ebenfalls drei Stunden lang. Die Sonne senkte sich und herüber von Konstantinopel schwamm eine zahllose Menge Barken mit alten Kriegern, wohl 300 an der Zahl, die alle den Entseelten mit der linken Hand an der Stirne berührten. Dieser Aufzug war gar wunderlich anzuschauen, denn es kamen herbei 50—80jährige Männer, mit mächtigen reich besetzten Turbanen, langen grauen Bärten, allfarbigen Jacken und Pumphosen, weißen Strümpfen und gelben, grünen und rothen Pantoffeln. Unter der Brust trugen sie seidene Gürtel, in welchen bei Jedem ein langer, zweischneidiger Dolch und ein krummes Sichelmesser stack; unter diesem Gürtel war ein unglaublich großer Wulst Wollenzeug, der mindestens viermal um die Lenden gewickelt war. Dießmal war diese Binde leer; gewöhnlich aber trägt der Türke seine

Lebensbedürfnisse, als: Tabak, Brod, ein Schnupftuch das beim geringsten Schiffsknecht mit Goldfäden verziert ist ꝛc., darin nach. Nicht selten schwellen diese Binden durch die vielerlei Aufbewahrnisse zu einer Dicke von mehreren Schuhen auf, und mit Wohlgefallen schaut der Türke auf seine Habe herab. Der Verstorbene wurde mit langsamen Schritten seinem Ruheort zu getragen und in einen seidenen Mantel gehüllt ohne Sarg in das Grab halbsitzend geleget, den Kopf nach Mekka gerichtet. Im Munde hatte er eine Citrone, in den Händen eine silberne Klamme, damit er im Himmel, wenn ihm eine Pfeife gereicht würde, damit die brennende Kohle erfassen und den Tabak anzünden könnte. Allerlei grünes Gezweige wurde auf den Leichnam gelegt, und derselbe dann mit der Steinplatte bedeckt. Das Schlößchen erbte der Enkel des Verstorbenen und weil dieser noch ein kleiner Knabe war, so kam er nach der Hauptstadt zur Erziehung und ich mußte als sein Begleiter mit ihm hinüber nach Konstantinopel, wo ich im August 1523 anlangte. Wenn überhaupt das Wort „Sklave" mich nicht gedrückt hätte, so drückte mich gar nichts Erhebliches, denn mein junger Herr war mir freundlichst zugethan und horchte auf meine Lehren, Warnungen und Erzählungen mit großer Liebe und Gutmüthigkeit. Sechs Jahre verschwanden mir also; da unternahm mein Herr eine Lustreise nach Adrianopel, über den Hämus nach Ragusa und von da auf dem adriatischen Meer nach der Heimath zurück, wobei ich ihn zu begleiten hatte. Auf der Insel Corfu traf ich von ungefähr einen deutschen Handels-

mann aus Frankfurt, mit Namen Sigmund Kilcher, den ich an seinem Sittengruß erkannte, mit dem er einen Bekannten neben mir an einem Morgen begrüßte. Hochbeglückt, einmal wieder einen deutschen Ton zu vernehmen, blieb ich einige Augenblicke neben den Redenden stehen, dann näherte ich mich denselben und gab mich ihnen, unter einem großen Thränengruß als einen Landsmann zu erkennen. Bei ihrem Abschied versprachen mir die beiden Männer meine Loskaufung, wenn es irgend in ihrer Macht stünde. Es stand bis zum Jahre 1530 an, als ich eines Morgens auf dem Schloßgute meines Herrn einen Mann eintreten sah, den ich alsbald als denjenigen Handelsmann erkannte, der mir zu Corfu so theilnehmend entgegenkam. „Gott sei gelobet, rief er, als er mich ersah, daß es mir vergönnet ist, an dir mein gegebenes Wort zu lösen. Hier nimm dieses Schreiben, das ich vor etwa einem Jahre schon aus Deutschland erhielt.“ Mit zitternden Händen öffnete ich den Brief, und er war von meinen Söhnen. Tausendmal küßte ich das Papier. Nachdem ich mich wieder etwas gesammelt hatte, sprach der Corfuaner zu mir: „Nimm es nicht als ein Zeichen einer Gleichgültigkeit, daß ich jetzt erst nach so vielen Monden, dich heimsuche mit meinem Trost, aber tausend widrige Umstände machten mir dein Auffinden schwer. Wenn dir nun darum zu thun ist, wieder in die Arme der Deinen zurückzukehren, so sprich, und ich will dir behülflich hiezu sein.“

Ich wußte nicht, was ich hierauf antworten sollte; denn mir war wohl bekannt, daß mein Herr mich nicht

um Lösegeld zurückgeben werde. Die Flucht war etwas sehr Gewagtes, zumal ich schon in Mitte der siebenziger Jahre stand, und mein Loos ein gutes zu nennen; auch wußte ich, daß bei meiner Heimkunft all die Schmach, die auf mir lastete, wieder ins Leben treten würde. Doch die Liebe zu den Meinen siegte immer mehr, je länger ich an die Möglichkeit, sie wieder zu sehen, dachte. Ich verbarg daher den zu mir gekommenen Freund in meinem Glashause und wagte eine Bitte um meine Loslassung an meinen Herrn. Dieser aber sagte: „Ich glaube wohl, daß du dich sehnest, die Deinen noch einmal zu sehen, aber du würdest nicht wieder zu mir kehren, wenn ich dich zu ihnen heim ließe, deßhalb künde den Deinen an, daß sie zu dir hierher kommen, es soll ihnen kein Leid widerfahren, und ich will Gastfreundschaft an ihnen üben in Rücksicht deiner Treue, die du seit so vielen Mondwechseln in meinen Diensten geübet, so wahr der Prophet lebet!" Da war mit einem Mal meine Hoffnung in dieser Richtung zerronnen und ich brachte meinem Freunde diese Nachricht. Das hat nichts zu bedeuten, sagte dieser, wenn du willst, so bringe ich dich mit Gottes Hilfe hinweg von hier. Lange schwankte ich zwischen der Pflicht gegen meinen gütigen Herrn und zwischen der heißen Sehnsucht nach den Meinigen. Ehe ich aber zur wirklichen Flucht schreiten wollte, wagte ich noch einen Bittversuch des andern Tages. Mit der dritten Morgenstunde kam nämlich jeden Tag mein Herr nach den Anlagen, welche ich zu besorgen und zu beaufsichtigen hatte und sprach gewöhnlich mit mir über Dieses oder Jenes;

so auch an dem Tage, an welchem ich meine Freiheit wieder errang. Ich nahm nochmals Gelegenheit, von meiner Sehnsucht nach meinen Lieben und von der Kraftlosigkeit, mit welcher ich ihm, meinem Herrn, nur Weniges noch zu leisten vermöge, zu reden. Einige Augenblicke stand er sinnend; dann sprach er ernst und bestimmmt: „ich kann dir nicht gewähren, ohne eine heilige Pflicht gegen den Propheten zu verletzen, welche gebeut, daß im Alter kein Sklave eines Moslems verstoßen werden darf.“ — Ungeachtet, daß ich schon zweimal Freiheitsbitten an meinen Herrn gerichtet hatte, trug er doch nicht den mindesten Gedanken an meine Flucht in sich, denn ich konnte gehen, wohin ich wollte, nur mußte ich des Nachts die Rauchfässer anzünden, ehe ich zur Ruhe ging. Diese Arbeit war die letzte in meinem Sklavendienste und als ich sie am Abend meiner Flucht abgethan hatte, ging ich in mein Glashaus, zog von meinem Freunde Kleider an, welche er doppelt auf dem Leibe trug und schritt mit leisem Gebete die Gartenstufen hinab, wo die Barke meines Herrn schaukelte. In dieses Schifflein setzte ich mich und mein Begleiter, und wir ruderten hinüber nach Konstantinopel. An dem Sophiathore stiegen wir aus, gaben einem Barkenführer den Auftrag, am kommenden Morgen das Schifflein nach Hill-Riza's Schlößchen zu bringen, worauf wir in den mir wohlbekannten Gassen der Hauptstadt verschwanden und uns eilig nach dem Rajaquartier hinzogen. Hier standen zwei Esel, welche wir mit allem Nöthigen bepackten, wozu mein Begleiter das Geld mir zuhandete und zogen dann aus der Stadt,

welche wir nach dreistündigem Gehen als handelnde Eseltreiber im Rücken hatten. Mit dem Anbruch des Morgens sahen wir nur noch die Thürme des neuen Castells von Konstantinopel, wir waren auf der Heerstraße nach Seres, welche Stadt wir wohlbehalten nach zehn Tagreisen erreichten. Von da zogen wir nach Salonichi und Janina, und trafen zu Corfu den 10. Januar 1530 ein, wo ich im Hause meines Retters eine über alle Beschreibung gute Aufnahme fand, denn die Hausfrau war eine Schweizerin von gar edlem Herzen. Nach sechstägigem Aufenthalte in diesem gastlichen Hause, verließ ich dasselbe, ausgestattet mit allen möglichen Reisemitteln, unter vielen, vielen Segenswünschen. Glücklich erreichte ich Tarante, Foggia, Rom, Florenz, Ferrara, Mantua, Bozen, Innsbruck, München, Augsburg, Ulm. Den 29. März bemerkten Jahres, saß ich zu Eßlingen im Lamm und trat den andern Tag in aller Frühe den Weg nach Stuttgart an, wo der jüngste meiner Söhne, genannt Werner, Hofkammersekretarius war, und der, wie mir gesagt wurde, gegenwärtig über dem Schlosse bei der Stiftskirche wohnen solle, in Burghardt Singers Haus, nächst dem Kirchgassenthörle.

Als ich auf die Eßlingersteighöhe, genannt zur Wagenburg, kam, erschaute ich ein Rennen und Jagen der Landleute der umliegenden Dörfer. Eben schlug es im Thale acht Uhr. Was soll denn aber die Eile der Leute bedeuten, dachte ich und ging langsam das Pflaster hinab, verfolgte am Deichelseelein den schmalen Fußpfad, der nach dem Lederthörlein führte, und kam über den

Hafenmarkt nach dem Bärenbrunnen, um welchen herum viele Reiter sich versammelt hatten. Was ist heute hierorts Ausserordentliches zu schauen? fragte ich einen derselben. „Nach Verlauf einer Stunde wird der Kürschner Augustin Bader aus Augsburg hier auf dem Marktplatz enthauptet, und hernach sein Körper verbrannt," war die mir durch Mark und Bein dringende Antwort des Befragten. Wo wohnt der v. Neuhausen? fragte ich am Eingang des Pfeffergäßchens (jetzige Enge Straße). — „Hier!" rief eine Stimme vom ersten Stockwerk herab. Während ich am gesuchten Hause hinaufschaute, murmelte es durch die Menge: „Der Bader kommt! der Bader kommt!" — Ach, daß diesen Jammer mein Auge sehen muß, daß meine Füße gerade zu dieser Stunde mich hierher tragen müssen, in diese Gassen, welche ich vor 47 Jahren als ein Mörder, begaffet von dem theilnahmslosen Haufen, gleich diesem unglücklichen Malefikanten, zur Richtstätte wandern mußte. Gleich, als ob ich erst gestern meinen Schmachweg gethan hätte, stockte mir beinahe das Blut in meinem Busen; bewußtlos lehnte ich mich einige Augenblicke an die Wand des Hauses hinter mir. Kalter Schweiß triefte von meiner Stirne, meine Glieder zitterten und mir war, als ob die Stunde meines Todes näher wäre, als dem langsam herbeifahrenden Kürschner Bader. Es war ein Mann mit starkem Barte, schwarzen feurigen Augen und großer Nase. Seine Haare waren ihm bis auf einen kleinen Henkersschopf auf dem Wirbel kahl geschoren. Krampfhaft fuhr ich bei diesem Anblick auf mein eigen Haupt,

das einst einen gleichen Schopf getragen. Meine Haut rieselte mir unaufhörlich und ein marterndes Gefühl peinigte unsäglich mein ganzes Wesen, als ich vor mir Halt machen sah und die Henkersleute den Verurtheilten mit einer glühendrothen Zange an den Armen und auf dem Rücken sechsmal zwicken sah. Nach dieser Qual legten die Henker die Zange wieder in die Gluthpfanne, welche hintennach getragen wurde. Kein Wehegeschrei kam über den Mund des Todtgeweihten, nur seine Lippen biß oder preßte er krampfhaft zusammen auf kurze Augenblicke, dann betete er ein stilles Gebet mit thränenden Augen. „Ach, ach! sind diese Christen nicht ärger, denn die Türken!“ rief ich laut aus, daß alle Umstehenden sich umsahen und mich, den unbekannten Fremdling, begafften. „Kein Muhamedaner würde einem seiner Glaubensbrüder ein solches Leiden anthun, wie die Bekenner der Lehre Christi, deren Heiland auch dem tiefsten Sünder, so er Reue im Herzen trägt, Barmherzigkeit verspricht!“ Ihr seid wohl auch Einer von dieses Königs Unterthanen? fragte mich eine herrische Gestalt. „Wessen Königs?“ forschte ich. „Dieses da, den man eben jetzt vom Leben zum Tode bringt, der ein Kürschner seines Gewerkes und aus Augsburg gebürtig ist; seine Name ist Augustin Bader.“ — Und was ist des Gequälten Verbrechen? — „Er wurde der Wiedertäuferei wegen aus seiner Vaterstadt verbannt; hernach kam er nach Wirtenberg, trieb allda wirres Unwesen und Abgötterei. Ein Traum, daß er zum König des Erdkreises auf tausend Jahre bestimmt seie, muthete ihn auf, zu Ulm eine Krone,

ein Scepter, ein Schwert, einen Dolch, einen königlichen Pelzmantel und einen Sternenhimmel von Seide sich machen zu lassen, und er zog mit dieser Herrlichkeit, begleitet von etwa 20 seiner Anhänger nach dem Lauterthale bei Blaubeuren, und schlug in einer Mühle seinen Sitz auf. Er predigte viel von seinem neuen Reiche, in der Scheuer des Müllers; dem Mühlherrn aber kam der neue König nicht ganz geheuer vor, eingedenk des Bauernkriegs, wodurch ihm sein Stadel über dem Kopfe angezündet wurde; er machte bei der Obrigkeit von den Bauernversammlungen Anzeige, worauf der Wiedertäuferkönig mit vielen seiner Anhänger gefangen genommen und hierher nach Stuttgart gebracht wurde, wo nun seiner Herrschaft mit seinem eigenen Schwerte ein Ende gemacht werden soll, dort auf dem Marktplatze gemeiner Stadt." Gleich einem wogenden Strome bewegte sich die gefühllose Menge der Neugierigen jetzt wieder vorwärts, und die zwei Kohlschüsselträger mit ihren Teufelsgesichtern dem unglücklichen Opfer nach.

Ohne daß ich es wünschte, ward ich durch die Gewalt der Menschen bis zur Richtstätte auf den Markt vorgeschoben. Von den mit Hellebarden und Untergewehren bewaffneten österreichischen Grenadieren war ein kleiner Kreis gebildet, welcher beinahe vollgepropft war von Anhängern des Bader, und die allesammt einer schweren Strafe zitternd entgegensahen. Furchtlos stand zum sechstenmal der gequälte Einbildungskönig von seinem Wagensitze auf, und wiederum wurde ihm das Hemd vom Leibe gerissen und die drei Fuß lange schwere Schmieds-

zange abermals glühendroth aus den Gluthen herausgezogen. Weil das Marterinstrument aber bis zu seiner Gabel sehr heiß war, so wollte der Henker mit der Zwickarbeit eilen, stieß aber dabei den österreichischen Stadthauptmann d'Osti, der querüber dem Zangenmann lief, dermaßen auf die Brust, daß dieser, wie von einer Schleuder getroffen, mit verbranntem Lederkoller zusammenstürzte. Dabei fiel dem Henker die Zange aus den Händen, und dem Herrn Magister Bernhard Ott, sowie seinem Nebenmanne, dem Bürgermeister und Kantengießer Bantlin auf die Füße, wodurch sie sehr verbrannt wurden, besonders da sie „leichtiglich Schuhwerk vnd floretten Strumpfzeug" anhatten. Auch der junge Leistschneider verbrannte sich an der Zange gar „erbarmendlich", alldieweil er vorwärts gestoßen wurde von den zwei bemeldten Männern und just auf das Gluteisen fiel. Hiedurch war dem Augustin Bader eine Qual erspart, er wurde nicht mehr gezwickt, denn der Henkersknecht wurde von dem beschädigten Bürgermeister „schmähendlich" geschimpfet, worauf dieser die Zange aufhob und ärgerlich auf den Schinderwagen warf, auf welchem ein Strohbund lag. In demselben Augenblick aber entzündete sich das Stroh und ein lustig Feuer flackerte hinter dem Todtgeweihten auf. „Das ist ein gerecht und göttlich Zeichen!" schrieen mehrere Soldknechte, „lebendig sollt man diesen „Ketzerkaib" verbrennen!" Unter schrecklichen Flüchen des Fuhrmanns Hans Kobelhardt, daß sein Wagen verbrenne, wurde der Verurtheilte eilig von demselben über die Wagstange hinabgestoßen und der Wagen nach dem Marktbrunnen

„gehauset", wo die bereits versenkten Halmen in Asche erstarben und nichts mehr zu löschen war, als ein dürres Brett, das auf dem Fuhrwerk lag. In diesem Wirrwarr entwischte ein Hans Klüpfel aus dem Soldknechtkreise. Dieser Klüpfel war ein Anhänger des Bader und gab seinen Gesandten vor dessen Arretirung mehrmals Herberge in seinem zum „Krügle" genannten Hause, das nächst dem Adelbergerhofe stand, und von wo aus man durch ein Gänglein über den Hirschgraben gehen konnte. Jedermann schaute auf das Feuer des Strohbunds; da bückte sich Klüpfel, der seines frohen Muths und spaßhafter Laune ein bei den Bürgern beliebter Wirth gewesen sein soll, neben einem Gerber, Namens Martin Böckle, nieder und verschwand aus dem Kreise, und wurde erst vermißt, als ihm der Galgen auf den Rücken gebrannt werden sollte. Der Flüchtling sprang heim, zog seine besten Kleider an, nahm sein vorhandenes Geld zu sich und floh nach Reutlingen, allwo er dann als Frohnknecht arbeitete, bis er wieder unter wirtenbergischer Herrschaft gefahrlos heimwärts durfte. Jetzt ging es an ein Brennen der Anhänger und Anhängerinnen des Bader. Erst kam ein alter Kammmacher an die Reihe, dem der Galgen auf den Rücken gebrannt wurde. Dieser sang einen Psalmen und lobete Gott für die Ehre und Pein, so ihm widerfahre um seines heiligen Namens willen. Dann sollte an dem eben benannten Klüpfel die Brandmarkung vorgenommen werden, aber siehe da, er war verschwunden! Darüber war ein gar großes Entsetzen, denn man glaubte nun steif

und fest, er habe sich mit Hilfe des Teufels unsichtbar gemacht und seie in der Luft davon geflogen, zumal er nie dazu gebracht werden konnte, das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Eine große Besorgniß trat ein, ob er jetzt nicht die Stadt mit Unglück heimsuchen werde. Der Entschwundene wurde in der ganzen Stadt an allen Gassenecken ausgetrommelt und mit seinem Namen aufgerufen, wieder zu erscheinen, ehe die Nacht eintrete; dafür solle er frei von aller Strafe sein. Aber Klüpfel kam nicht; denn als dieser Aufruf geschah, wanderte er schon bei Nürtingen; wo ihn die Leute überall um Auskunft baten, wie drunten in Stuttgart die Exekutionen für einen Ausgang gehabt hätten. Der dritte war ein Weingärtner, Namens Jörg Wolhover; statt des Gebets bei seiner Plage schimpfte dieser entsetzlich, verfluchte alle katholischen Heiligen, nebst den gottlosen Baalspfaffen, die die Menschen nicht nach dem göttlichen Worte Gottes lehreten, sondern Heuchler seien und gegen ihr besser Wissen und Gewissen predigten, absonderlich wie da thue zu St. Leonhardt der abgöttische Kaplan Jakob Haselmann und sein Rotzaffe, Bartholomäus Steigleder. Sie seien so dumm, wie die Opferstöcke und so unersättlich, wie die Büchsen darin. Und wenn sie ihn auch kreuzigen würden, so wollte er doch bekennen, dessen, was er geglaubet und überzeuget wäre. (Acht Jahre später erwischte dieser Wolhover einen spanisch-österreichischen Grenadier, der bei seiner Qual anwesend war, und der in Stuttgart blieb beim Abmarsch seiner Kameraden und Vogteiknecht geworden war, beim Oberntorzwinger; er

band mit ihm an, erfaßte ihn bei der Gurgel und erwürgete ihn. Hierüber geschah dem Thäter kein Leid. Der Vogteiknecht wurde in aller Stille begraben, den 7. März 1539, nah an dem Ort, wo er erwürget lag.

Die Uebrigen der Verurtheilten waren Weibsleute, von denen die älteste die „Täuferamme" geheißen wurde von ihren jüngern Schwestern. Diese wurden mit Ruthen gestrichen und ihnen die Haare vom Kopf geschoren. Die Täuferamme aber sollte auch gebrandmarkt werden, als sie aber den Henker mit dem Gluteisen kommen sah, schrie sie um Gottes Barmherzigkeit willen um Gnade; sie wolle ja gerne wieder römisch-katholisch oder spanisch werden, so man sie verschone. Dieses Flehen fand geneigte Ohren, denn sie war ein sauber Weib. Sie mußte auf das Pflaster knieen und einen Rosenkranz beten, auch sich, wie üblich, bekreuzen; dadurch erlangte sie völlige Freiheit augenblicklich. Dieses Weib gehörte einem Schuhmacher Erhard Löffler zu, und war eine Tochter der alten Lösin, welche drei Jahre vordem, den 12. Junius 1527, auf Angabe mehrerer ganz unglaubhafter Leute, daß sie in Gemeinschaft mit dem Teufel stehe und Abgötterei treibe, von dem Stadtvogten Fürderer auf die unmenschlichste Weise gefoltert wurde. Diese alte arme Wittwe war 70 Jahre alt, und hieß Margaretha, und kam vom Eßlinger Markte an bemeldtem Tage arglos heim. Da wurde sie unter dem Thore gefangen genommen, zu Fürderer geführt, der ihr die grauen Haare abschneiden, sie auf die Folter spannen, aufziehen und mit Ruthen hauen, ihr die Schienbeine mit in Pech getauchten, angezünde-

ten Lumpen verbrennen, ein Seil um ihren Kopf legen, und mit aller Gewalt zusammenziehen, ihre Füße in Schweinsschuhe zwingen, sie auf einen Stuhl binden und mit glühenden Kohlen überschütten ließ. Und als all diese Marter kein Geständniß ihr erpreßten, sperrte man sie drei Jahre in einen dachlosen Thurm, wo man ihr eine Verschreibung abdrang, daß sie die Stadt und das Land meiden, auch nie eine Klage wegen der ihr widerfahrenen Mißhandlung gegen Fürderer oder dessen Familie anstellen wolle. Ein Sohn dieser Wittwe, Namens Sebastian, wurde später (ums Jahr 1533) des Rathes Einer, und kam neben den Fürderer zu sitzen, den er die Rathhaustreppe hinabwarf, daß er todt fiel, worauf der Thäter auswanderte. — Als sieben Weiber und zween Männer gebrandmarkt waren, wurden die zum Tode verurtheilten drei weiteren Anhänger des Wiedertäuferkönigs, welche im Thurm zur „Katz" (der in der Nähe der alten Stadtschreiberei auf der Mauer stand) genannt, seit sechs Wochen nothpeinlich saßen, herbeigebracht und vor den halbentblösten Augustin Bader Mann für Mann gestellet. Hierauf winkte vom Eckfenster des Herrnhauses der älteste Rathsherr, Gregor Keller, daß der Nachrichter sein Amt thun solle, worauf der Freimann das Schwert schwang und der Kopf des Ersteren fiel in den Sand. Und nochmals winkte der Rathsherr, da rollte der zweite Kopf neben den ersteren. Und zum drittenmal winkte der Gebieter, zum Vollzug der Todesstrafe an einem blühendschönen Jüngling, der den Schreiber des Wiedertäuferkönigs gemacht hatte. In dem Augenblick aber, als der

Nachrichter sein Schwert erhob, schrie der ganze Zuschauerhaufe: „Gnade! Gnade!“ da ließ der Nachrichter das Schwert sinken und schauete nach dem Fenster der Räthe empor. Nach weniger Weile wehete ein weißes Tuch vom Hause herab. Man führte den Begnadigten aus dem Kreise hinaus und brachte ihn in sein voriges Gefängniß zurück. (Dieser junge Mann hieß Hölderlinus und war von diesem Augenblick seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er lief bis in sein hohes Alter in den Gassen Stuttgarts wahnwitzig herum; redete manche Tage gar nichts; dann aber stand er auch wieder auf die Ecksteine und predigte von seinem Wiedererstehen. Er glaubte in fester Ueberzeugung, daß er mit den Andern vor ihm Gerichteten vom Leben zum Tode gebracht worden seie, aber er seie alsbald wieder erstanden und wandle nun zur Ehre Gottes und seiner Macht in Klein-Jerusalem, wie er jetzt Stuttgart nannte, umher, auch ging er oft mehrere Tage hinaus aus den Thoren der Stadt, und wenn man ihn bei seiner Wiederkehr fragte, wo er gewesen? antwortete er: daß er Johannes in der Wüste gesucht habe, welcher nun bald erscheinen werde, um von der Wiederkunft des großen Messias Zeugniß zu geben. Den 2. April 1591 starb dieser Unglückliche in einem Alter von 87 Jahren. Den Tag seines Todes soll er voraus gesagt haben und einige Wochen vor demselben seie es gewesen, als ob der Geist des Herrn ihn entzückt habe, denn er redete göttliche Worte, an denen sich besonders der „gottsförchtige“ Herr Magister und Stadtadvokat Johannes Nördlinger erbauet hat, in dessen

Schwalbstube der Irre wohl an die 20 Jahre gewohnet hat. Als diese drei Voropfer beseitigt waren, griff der Nachrichter zu einem andern Schwerte; es war dasjenige, welches Bader in Ulm sich verfertigen ließ, worauf der Gebundene mit großer Unerschrockenheit niederknieete, um den Todesstreich zu empfangen. Da aber das Schwert dem Nachrichter nicht ganz handgemein war, so war seine Wucht unstät und er hieb dem schon seit sechs Stunden auf eine unsägliche Art Gemarterten die Hälfte des linken Schädels hinweg. Der Verletzte sprang auf, lief entsetzlich schreiend umher und bat Gott um Rache für diesen an ihm verübten Frevel. Da sprangen zwei Henker herbei und drückten ihn wieder zu Boden nieder, worauf ihm ein zweiter Hieb in den Hals und die Schulter beigebracht wurde, welcher dem Armen aber noch immer nicht das Leben nahm. Jetzt griff der Nachrichter zu seinem Schwerte und schnitt dem Halbentseelten vollends den Kopf vom Rumpfe.

Nunmehr lud man die Körper auf eine Schleife und verbrannte sie vor dem Hauptstätterthor, gegenüber des weißen Thurms, wo ein Schnappgalge war; hierauf nahm der Henker die Asche und die noch vorhandenen Knochen, warf alles zusammen in einen rothen Sack und vergrub diesen Rest in der „Falschen Klinge". Theilnahme durfte Niemand äußern, bei Gefahr schwerer Strafen, denn Wirtenberg stand um diese Zeit unter österreichischem Zepter. Mit dem Glockenschlag Eins stand ich wieder vor dem Hause, in welchem mein Sohn wohnen sollte. Mit unnennbarem Gefühl von Schmerz und

Freude stieg ich die Haustreppe hinauf und klopfte schüchtern an der Thüre, worauf alsbald „Herein!“ ertönte. Ich trat in die Stube und sah einen Mann von etwa 50 Jahren, umgeben von vier Kindern am Tische sitzen. Er war korpulent, von stattlichem Ansehen und rothbrechten Gesichte. „Was steht Euch zu Diensten?“ fragte mich der vom Tische Aufstehende. „Einen herzlichen Gruß soll ich Euch melden von Eurem Vater aus Konstantinopel,“ war meine Antwort. „Ich habe ihn vor sechs Monaten daselbst gesprochen.“ „Ach Gott! lebet mein Vater noch?“ forschte mit einem heißen Strom von Thränen mein Sohn. „Ja, er lebet noch und seine Altersschwächen abgerechnet, gehet es ihm auch leidentlich wohl; doch wird seine Pilgerfahrt nicht mehr so lange währen, als sie schon gewähret hat; allein er fürchtet weder den Tod, noch wünschet er denselben. Sein einzig Sehnen ist, nur einmal noch seine Lieben zu sehen, nur einmal noch seiner treuen Gattin Hand zu drücken.“ „Ach, ach, Freund, was kann ich thun, um meinem Vater dieses Glück zu verschaffen, daß er im Kreis seiner Lieben die letzten Tage seines Lebens verbringen und endlich in den Armen seiner Enkel hier zum bessern Leben entschlummern könnte?“ Und reichlicher floßen die Thränen des Redenden. Mir selbst wurde auch das Herze so voll, daß ich nicht mehr länger unter der Last der Verstellung bleiben konnte. Ich stürzte an die Brust meines Sohnes mit dem Ruf: „Lieber, lieber Sohn! ich bin dein aus den Händen der Türken befreiter Vater, Sebast v. Neuhausen. Ja, ja! jetzt sterbe ich gerne,

nachdem mir Gott die Freude schenkte, dich und die Deinen wieder zu sehen. Wo ist dein jüngerer Bruder, wo deine Mutter?" „Die Mutter ist gestorben, seit dem 10. Mai 1510. Ihr letzter Wunsch war, bei dir zu sein und mit dir zu sterben. Der Reinhardt ist zu Bruchsal Canonikus derzeit und bei guter Gesundheit," erhielt ich zur Antwort. Da zog ich meine Lendenschnalle vom Leibe und reichte sie meinem Sohne zur Ansicht dar, auf welcher ich den Tag der denkwürdigen Erscheinung zu Jerusalem bemerkt hatte, und es stand der 10. Mai 1510, Abends 6 Uhr, darauf. „An diesem Tage also ist deine Mutter gestorben?" fragte ich nachdrücklich. „Ja, und auch in der Stunde, in welcher du ihre Erscheinung auf dieser Schnalle anzeigtest," war seine bestimmte Antwort. Dieses Ereigniß bekräftigte in mir den Glauben, daß treue Seelen auch nach des Leibes Tod mit einander verbunden bleiben, mag auch eine Räumlichkeit sie trennen, so groß sie immer sein will. Ja, die Liebe höret nimmer auf! — Nachdem die ersten Stunden der Freude des Wiedersehens verflossen waren, dachte ich daran, meinen zweiten Sohn zu Bruchsal zu besuchen. Dieser vermochte die Wahrheit meiner Rückkunft kaum zu erfassen; lange schüttelte er ungläubig den Kopf, ob ich auch wirklich sein Vater seie, denn er hatte sich denselben ganz anders vorgestellt, als so, wie ich ihm gegenüber trat. Er dachte sich einen von allem Elend gepeinigten, abgezehrten Greisen, voll Schwühlen an dem Leibe, nicht mit wohlgenährten Backen und gesunden Gliedern. Endlich, nachdem ich ihn an einige Ereignisse

seiner Kindheit erinnerte, (als ich abreiste, war er vier Jahre alt) da trat mein Bild und meine Sprache wieder lebhaft vor seine Seele; er fiel mir um den Hals und weinte über die Massen sehr; denn ich war gesünder als er. Dieses Zusammentreffen aber erschütterte seine Nerven auf eine entsetzliche Weise, er legte sich bald zu Bette, schlief ein, erwachte aber nimmer. Den kommenden Morgen, als die Sonne schon hoch stand, trat ich in sein Schlafgemach, und weil er meinen Morgengruß nicht erwiederte, hielt ich ihn noch schlafend und trat zurück. Bald aber kam sein Diener, ein alter Mann, in die Wohnstube mit dem Schreckensruf gesprungen: „Herr, Euer Sohn ist heimgegangen, er ist todt!" und wirklich, es war dem so. Der Entseelte lag auf der rechten Seite, mit freundlich-schmollendem Munde, seine Hände hatte er gefaltet; sein Ende war demnach so leicht und schmerzlos, daß er gleichsam im Gebet verschied. Ich und mein mich begleitender Sohn drückten ihm segnend die Augen zu, und bestellten seinen Sarg, in welchen wir den Todten mit unsern Händen legten und ihn dann heimwärts begleiteten und die liebe Hülle in der Liebfrauenkirche (Hospitalkirche) zu Stuttgart, neben der Beer'schen Familiengruft beisetzten. Eine Grabmerke (Leichenstein) meiselte ihm der kunstgewandte Herr Ulrich Peter Schauffler, des Feingemeisels Geprüfter.

Mein Leid- und Mühwerk um meinen Sohn war kaum geendet, so suchten mich viele Bekannte heim, absonderlich ehrte mich der Stadtvogt Rudolph Strölin, den ich einige Tage vor Jerusalem getroffen, ungemein viel.

Er schenkte mir einen wohlgenährten Gaul mit Sattel und Zaum, fütterte denselben und ehrte mich mit manchem Gesellschaftsritt, so lange ich zu reiten vermochte. Allein seit drei Jahren dunkelt sich meiner Augen Licht und ich fürchte, daß, ehe ich sterbe, mein Sehlicht mir sich verfinstert; daher ich auch diese meine Lebensbeschreibung so kurz machen mußte. Denn hätte ich gute Augen, so wollte ich aus dem Schatz meiner Erfahrungen mehr als einen dicken Folianten schreiben. Hiermit aber seien diese Blätter Gott befohlen. Er gebe mir und allen meinen Nebenmenschen ein sanft Sterbestündlein und einen fröhlichen Uffstand! Amen. — Der diesen Greisen überlebende Sohn, Hofkammersekretarius unter Herzog Ulrich schrieb unter obige Beschreibung: „Mein geliebter Vater erreichte ein Alter von just 80 Jahren. Er blieb bis zu seinem Ende gesund an Geist und Körper; behielt einen fröhlichen Muth, ein außerordentlich Gedächtniß und war wohlgelitten überall. Ein Jahr vor seinem Ende ließ sein Augenlicht auffallend schnell nach, so daß er völlig blind wurde; dessen ungeachtet ritt er noch blind spazieren, denn sein Freund, der wohlachtbare und hochgeehrte Herrr Strölin begleitete ihn zu Roß stetig. Er würde wohl sein Leben höher noch gebracht haben, wenn nicht ein leidig Unglück ihn heimgesucht hätte auf einem dieser Erholungsritte. Rechts des Seelthors geht ein Feld-Weingartweg nach dem Rothbildthor hinauf am Gaisrain vorüber. In Mitte dieses Weges, nicht fern ab der Leimengrube that ein loser Musquetier einen Salveschuß den Herbstleuten, welche die „Maurenkamerz“ des Herrn

Fröhlich ablasen, und wozu er als „Koothläſſer" geladen wurde. Dadurch erschrack der Gaul heftiglich und warf meinen lieben Hrn. Vater reinab, wodurch der arme Greis sich eine Rippe zerbrach und ein großes Loch sich in den Hinterkopf fiel an dem „Gumpbronnenstain" des Bäckers Vögelin. Besinnungslos hob man den Gestürzten auf und brachte ihn in mein Haus. Dieses Leidwesen erfuhr auch seine hochfürstliche Durchlaucht, welche von nun an das Schießen mit „Zundkraut" in allen „Nahgegenden" eines Weges alsbald bei Narrenhausarrest oder sonstiger Pein und Buß ernstiglich untersagte. Was half aber dies meinen Vater; unter schweren Leiden im Innern des Körpers lag er nah acht Monde im Bette bis ihn Gott aus seinem Leidensstand erlöset, welches geschah den 2. Juni 1535, Nachmittags 3 Uhr. Er hinterließ mich, den einzigen Sohn, meines Namens geheißen Werner. Auch ich habe nur einen einzigen Sohn als Stammhalter, nebenbei drei Mädels. — Durch die neue Lutherlehre veranlaßt, und weil mein Vater aus der Ritterzahl gestrichen war, wurde unser Besitzthum zu Neuhausen an das Bisthum zu Speier verkaufet. Meine Ehewirthin starb mir schon vor zweimal sechs Jahren und ich gedenk' nun keineswegs mich wieder zu heiren, zumal ich kein heurig Häslein mehr bin, und ich wohl auch bald nach einem Leben voll Sorge, Furcht und Hoffnung dem Tode den letzten Sold geben muß. — Schrieb's am Tag Maria Himmelfahrt, den 15. August 1541. — Keine der Töchter dieses Werners von Neuhausen heirathete sich und der einzige Sohn desselben,

ebenfalls Werner geheißen, starb als letzter seines Stammes 1591, und wurde begraben im Kreuzgang der Hospitalkirche, wo sein Grabstein noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zu schauen war. Er stellte einen bartigen Mann über der Inschrift vor, der den Wappenschild dieser uralten Familie zu Boden wirft, als Zeichen, daß Neuhausens Stamm ausgestorben seie. Das Bisthum Speier setzte seinen eigenen Vogt nach Neuhausen, daher auch die Reformation keinen Eingang daselbst fand, obwohl es Anfangs viel Lutheraner daselbst hatte, so wurden sie doch mit Feuer und Schwert verfolget und mit Gewalt wieder katholisch gemacht. Im Jahr 1802 wurde Neuhausen badisch, dann aber 1806 mit Pfauhausen gegen andere Herrschaften von Baden an Wirtenberg vertauschet und seitdem gehört dieser Ort unserm Vaterlande an. Seine Pfarrstelle ist die einträglichste in Wirtenberg, man sagt, sie soll über dreitausend Gulden ertragen.

Des Ritter Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft.

Von ihm selbst erzählt.

Von

Karl Pfaff.

Vorwort.

Unweit des Bades Niedernau auf einem abgesonderten Berggipfel erhob sich einst die Burg Ehingen, der Stammsitz eines angesehenen, aber längst erloschenen Adelsgeschlechts, aus welchem eine lange Reihe von Rittern, Kriegern und Staatsmännern, Kirchen- und Staatsdienern hervorging. Unter ihren spätern Wohnsitzen war auch die Burg Hohen-Entringen. Hier saß zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Hugo von Ehingen, der, weil er selbst kinderlos war, seine Güter seinem Vetter Rudolph vermachte, der nach mehrjährigen Kriegszügen in Oesterreich und Ungarn sich im Jahr 1417 hier niederließ. Mit seiner Gattin Agnes, Truchsessin von Höfingen, erzeugte er neunzehn Kinder und zu gleicher Zeit mit ihm saßen zu Hohenentringen noch vier andere Adels-

Familien, eine v. Gültlingen und drei v. Hailfingen diese fünf Familien zusammen hatten gerade hundert Kinder. Eines davon war der obengenannte Georg, geboren im Jahr 1428, der die andern alle überlebte. Sein Vater Rudolph war ein „christlicher, redlicher und hochverständiger Mann," welcher in Staatsgeschäften große Erfahrung besaß, und den Grafen von Wirtenberg lange treu diente. Er stand in großem Ansehen und wenn irgendwo in der Gegend ein Streit entstand, wurde er gewöhnlich zum Schiedsrichter erwählt und wußte die streitenden Parteien mit vieler Klugheit zu versöhnen. Er erreichte ein hohes Alter, mußte aber auch all' seine Kinder bis auf vier Söhne sterben sehen. Die vier noch lebenden Söhne rief er im Jahr 1459 zu sich und theilte seine Güter unter sie. Dann ritt er mit ihnen nach Gößlingen bei Rottweil zum Grabe der Jungfrau Hailwig aus seinem Geschlechte, welche im Rufe der Heiligkeit gestorben war, von hier nach Ehingen am Neckar, wo er in der Pfarrkirche, in welcher er getauft worden war, sich eine Messe lesen ließ, dann weiter vorbei an seinem Schlosse zu Kilchberg gerade nach dem Kloster Güterstein, wo er schon vorher sich eine Wohnung für sich und einen Diener bestellt hatte. Hier, wie sein Lebensbeschreiber erzählt, blieb er bis an seinen Tod, aß nie mehr Fleisch und besuchte mit großem Fleiß, Ernst und Andacht jeden Gottesdienst, bei Nacht wie bei Tag und obgleich er keine Mönchskutte trug, so lebte er doch ganz wie ein Karthäuser Mönch. Seine Söhne forderte er auf, in all' ihren Anliegen seinen treuen Rath nicht zu verschmähen,

was sie auch, so lang er lebte, befolgten. Der liebste von seinen Söhnen war ihm stets Georg, der ihn auch am häufigsten besuchte und noch in seinen letzten Tagen treulich pflegte. Kurz vor seinem Ende sagte der Vater zu ihm: Lieber Sohn, Herr Jörg, ihr habt große Arbeit und Mühe mit mir und darum dauert ihr mich. Darauf aber entgegnete der Sohn: Lieber Vater, das soll ich billig thun, darum sollt ihr euch nicht kümmern. Weiter sprach der Vater: Lieber Sohn, ich gönn' euch die Ehre wohl, daß ihr bei eures Vaters Tode seid. Nun ist die Zeit meines Sterbens da; ich hab' allweg Gott den Herrn gebeten, sofern es mir nütz und gut wäre zur Seligkeit und sein göttlicher Willen, daß er mir dann so viel Jahre und Tage verleihen wolle, als der heilige Apostel und Evangelist Johannes gelebt hat. Solches hat Gott der Herr an mir erfüllet. Ich bin auch bereit, jetzt mit Freuden zu sterben und zu scheiden von dieser Welt. Darauf entschlief er ruhig und schmerzlos im Alter von 86 Jahren (1467). Seine Leiche ward nach Entringen gebracht und dort in der Kirche beigesetzt. Der Erbe der Tugenden seines Vaters war sein Sohn Georg, dessen merkwürdige Jugendschicksale, nach seinem eigenen Berichte darüber, hier nun erzählt werden sollen.

Ich Jörg von Ehingen, Ritter, bin in meiner Jugend geschickt worden, als ein Knabe, an den Hof gen

Innsbruck. Dazumal hielt Hof daselbst ein junger Fürst von Oesterreich, Herzog Sigmund genannt. Der hatte eine Königin von Schottland zum ehelichen Gemahl. Also ward ich geordnet, der Königin zu dienen. Als ich ihr eine Zeit gedient, ward ich derselben Verschneider und Tischdiener. Da ich aber nun aufwuchs zu den mannbaren Jahren und meiner Stärke bewußt war, bedäuchte mich, daß es mir besser anstehe, zu einem arbeitsamen Fürsten zu kommen, mich in ritterlichen Handlungen zu gebrauchen und alle Ritterspiele zu lernen, denn also in Ruhe und Wollust zu Innsbruck zu verliegen (in Unthätigkeit zu leben). Nun war aber zu den Zeiten Herzog Albrecht von Oesterreich, des römischen Kaisers Friedrich **III.** Bruder, hierauf von Oesterreich nach Schwaben und in die hochdeutschen Lande gekommen. Zudem half mir mein Vater selig mit drei Pferden. Derselbe Herzog Albrecht hatte viel treffliche Leute und hielt einen köstlichen, fürstlichen, ja wohl königlichen Hof. Als ich nun etliche Zeit an solchem Hof gewesen, begab es sich auf eine Zeit, daß Herzog Sigmund heraus zu Herzog Albrecht kommen sollte. Dieweil ich nun also von Innsbruck abgeschieden war, um bei einem andern Fürsten einen etwas höheren Dienst zu erlangen, zu selbiger Zeit aber nicht mehr denn ein gewöhnlicher Mitreiter, wie ein anderer Edelmann, hatt' ich eine große Sorge, bei meinem vorigen Fürsten, Herzog Sigmund, und seinem Hofgesinde verkleinert zu werden und daher fragte ich meinen Vater, als einen erfahrenen Hofmann, wie ich mich selbst bei dem Fürsten und Hof emporbringen möchte,

denn es waren so viel und mancherlei Leute aus vielen Landen an dem Hof, daß der Leute wenig geachtet wurde. Das ich also mit ihm endete, schien mir, er habe ein besonderes Wohlgefallen daran, er bedachte sich eine kleine Weile und sagte dann zu mir: Lieber Sohn, du bist stark und recht geschaffen genug, das Alles zu thun, was einem jungen, rittermäßigen Mann zusteht. Ich verstehe auch aus deiner Rede, daß du Solches gerne thun und darin ausharren möchtest. Nun muß ein jedes Ding einen Anfang haben; wenn du ein Amt, wie klein es auch wäre, nahe bei des Fürsten Person haben und überkommen möchtest, so wäre das gut. Du könntest dieses Amtes fleißig warten und würdest dich dann desto besser viel unnützer Gesellschaft enthalten, dennoch aber darneben dich allwegen ehrlichen Leuten und Gesellschaften nicht entziehen. Auf das fragt' ich meinen Vater weiter, wie ich ein solches Amt erlangen möchte, dieser bedachte sich wiederum eine kleine Weile und sagte dann: Du bist mit einer kleinen Ungnade von Innsbruck abgeschieden, denn die jungen Fürsten glauben gemeiniglich, ein jeder habe den fürstlichsten Stand und es sei aller Welt Geschicklichkeit bei ihm an seinem Hof. Darum sollst du als ein junger Hofmann mit Herzog Albrecht, zu der Zeit, wo du erkennen magst, daß er fröhlich und nicht betrübt ist, also reden: Gnädiger Fürst, ich bin vor etlicher Zeit an Eurer fürstlichen Gnaden Hof gnädig angenommen worden und von meinem gnädigen Herrn, Herzog Sigmund, auch seiner gnädigen Gemahlin, der ich von Jugend auf diente, kommen, in der Zuversicht,

ich zuvörderst gnädigen Willen bei E. F. Gnaden zu erlangen und was einem jungen Rittersmann zustünde, an E. Gnaden Hof lernen. Nun vernehm' ich, wie mein gnädiger Herr, Herzog Sigmund, bald zu E. F. Gnaden kommen werde. Sollte mich denn Euer Gnaden sehen, daß ich noch kein Amt, noch so klein, bei E. F. Gnaden erlangt habe, müßt ich mich vor Seiner Gnaden und deren Hofgesinde nicht wenig schämen. Darum bitt' ich E. F. Gnaden mir ein kleines Amt, doch nahe bei Ihrer Person, zu geben, ich will mich darin ganz nach E. F. Gnaden Gefallen halten. Also schied ich von meinem Vater und bereitete mich mit besonderem Fleiß und Aufmerksamkeit nach solcher Unterweisung vor. Auf eine Zeit redete ich dann, wie oben steht mit dem Fürsten, dieser begann mich sänftiglich anzusehen, lachte und sagte also mit einer kurzen, schnellen Red' und einem gewöhnlichen Sprichwort: Gotts hingender Gans, das soll sein! und rief einem seiner Kämmerlinge und sagte: Geh' hin, lang die Schlüssel zu meinen Gemächern und gib sie dem v. Ehingen. Das geschah und so ward ich von seiner Gnaden zu andern Herrn und Edeln in seiner Gnaden Kammer angenommen. Als nun mein Herr, Herzog Sigmund, kam, nahm ich viel Schlüssel zu mir und wartete ganz fleißig, als ein Kämmerer, auf meinen gnädigen Herrn, Herzog Albrecht. Darum wurd ich von Herzog Sigmund und seiner Gnaden Hofgesinde desto besser angesehen. Und so mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, in seinem Gnaden Gemach allein war und mich also sah herfürbrechen, das macht' sein Gnaden

gar wohl lachen und mit mir und Andern, die bei ihm waren, deßwegen spaßhafte Hofworte und Schwänke üben. Also gab und nahm ich's mit seiner Gnaden und denen, so sein Gnaden angenommen hatte, wie sich dann einem jungen Hofmann zu thun wohl ansteht. Aber nach diesen Dingen richtete ich mich also bei seiner Gnaden ein, daß ich der vornehmste unter seinen Kämmerern ward.

In dem Jahr (1453) begab es sich, daß König Ladislaus, der dann ein Fürst von Oesterreich (der Sohn des römischen Königs Albrecht **II.**) und dazu (von seinem Vater her) ein König zu Ungarn und Böhmen war, sich zu Prag zu einem König von Böhmen krönen lassen wollte. Also rüstete sich mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit 500 Pferden und Markgraf Albrecht von Brandenburg, um mit meinem Herrn zu reiten, mit 300 Pferden. Solches gab ich meinem Vater zu verstehen. Dieweil er nun vernahm, wie ich seiner Angabe nach gehandelt und auch meine Anstellung, so hatte er darob ein besonderes Wohlgefallen und sagte also: Lieber Sohn ich will dich auf diesen Zug ehrlich und wohl ausrüsten, wie denn einem ritterlichen Mann wohl ziemt und darum sollst du dich in allen ritterlichen Sachen und Ritterspielen umthun und so man dann Ritter schlagen und machen würde und andere deines gleichen und höhere annehmen, so sollst du's auch annehmen und wieder mit dir zu Lande bringen. Also ward ich mit einem ganzen Harnisch und Küraß, auch mit Hengsten, Pferden, Knechten, Kleidern und Anderem ritterlich und wohl aus-

gerüstet, so daß mein gnädiger Herr ein sonderlich Gefallen daran hatte. Seine Gnaden hatten gar einen wohlgerüsteten Zug von trefflichen guten Leuten und zogen also die beiden Fürsten miteinander bis gen Wien. Da fanden sie den König Ladislaus und wurden von ihm löblich empfangen. Von dannen zogen sie mit dem König, der viel mächtige Herrn von Ungarn, Oesterreich und andern Landen, dazu gehörig, bei sich hatte, also auf 10,000 Pferde, die mit ihm zu Prag einritten. Was aber dazwischen beim Hinabziehen auf Wien und von da dann bis gen Prag Ritterspiele und große Köstlichkeit gebraucht wurde, wäre zu viel zu schreiben. Aber zu Prag ist König Ladislaus mit viel Fürsten und Herren eingeritten und zum König gekrönt worden und viel Ritter geschlagen von Grafen, Herrn und Edeln. Aber unter meines gnädigen Herrn, Herzogs Albrecht, Zug sind unser fünf zu Rittern geschlagen worden: Herr Jörg Truchseß von Waldsee, Herr Bernhard v. Bach, Herr Konrad v. Ramstein, Herr Sigmund v. Thun und ich Jörg v. Ehingen. Es ist auch eine Königin in einem goldenen Wagen zu Prag eingefahren. Da sind von Herzogs Albrecht Zug vier Ritter in ganzen Harnischen verordnet worden, auf den vier Ecken des Wagens zu gehen, den zu heben, bin ich Jörg v. Ehingen deren einer gewesen. Darnach haben wir alle Vier in hohen Zügen ein Kampfstechen gethan, das ging über die Maßen hart zu. Nun nach diesen Handlungen zogen mein gnädiger Herr und der Markgraf wiederum jeder heim

und kamen wir gen Rottenburg am Neckar. Da blieb seine Gnaden mit der Hofhaltung einige Zeit.

Zu den Zeiten, als mein Vater vernahm die Ankunft meines gnädigen Herrn, verfügte er sich gen Rottenburg und als das Einreiten geschah, auch ein jeder in seine Herberge ritt, kam er zu mir, hieß mich gottwillkommen sein und wünschte mir Glück zu meiner Ritterschaft. Er befahl mir auch, nach etlich Tagen mich zu ihm nach Kilchberg zu verfügen, da wollte er weiter mit mir handeln.

Nun nach denselbigen Tagen kam ich nach Kilchberg. Da berief er mich in sein Stüblein, das noch auf dem Thor steht, that eine schöne lange Rede an mich, was die Ritterschaft sei und wie ich mich halten sollte und schenkte mir in die Ritterschaft 400 Gulden, die er verdeckt in einem Becken bei sich stehen hatte. Dabei redete er, daß sein Wille nicht sei, daß ich also nach dieser Zeit die Ritterschaft in diesen Landen in der Ruh an den Fürstenhöfen und in den Herbergen also in Unthätigkeit zubringen sollte, aber es würde auf den künftigen Frühling ein trefflicher Zug von den Johanniterrittern nach Rhodus geschehen, aus Ursache, daß der türkische Kaiser sich unterstehe, mit großer Macht zu Wasser und zu Land davor zu ziehen, um es zu erobern. Zu dieser Reise sollte auch ich mich als ein neuer Ritter rüsten und wenn dann dieselbige ein Ende nehme (wo nur Gott der Herr so viel Lebens verliehe) für ihn zum heiligen Grab und Land ziehen; da er selbst stets eine große Begierde gehabt, die heiligen Stätten zu besuchen,

dieses aber aus viel gewichtigen Ursachen nicht habe sein können, so wäre es ihm eine große Freude, wenn ich dahin zöge, wozu er mich nach seinem Vermögen ausrüsten wolle. Diese Reden nahm ich mit Freuden von ihm an und gab ihm zu erkennen, daß mein Willen und Gemüth nicht anders stünde, als der Ritterschaft mit allem Ernst nachzuziehen. Ich wollte mich auch dazu vorbereiten, mit seinem Rath. Es waren mir auf dem vergangenen Zug gen Oesterreich und Böhmen etlich Hengste und Pferde schadhaft geworden, diese und andere meiner Pferde verkaufte ich vortheilhaft bei meinem gnädigen Herrn und sonst am Hofe. Auch zeigte ich meinem gnädigen Herrn mein Fürnehmen an, woran derselbe ein gnädiges Wohlgefallen hatte. Doch behielt ich mir allweg meine Anstellung bei seiner fürstlichen Gnaden vor; das sagte mir seine Gnaden auch zu und beurlaubte mich. Dann nahm ich Urlaub von meinem Vater, der mir unter Anderm sagte, ich sollt ihm Sankt Johannes, den heiligen Apostel und Evangelisten, zu einem Pfand und Geisel geben, daß ich wieder kommen würde. Das war allweg seine Gewohnheit, wenn ich von ihm zog. Also in selbigem Frühling zog ich allein auf meine eigenen Kosten mit den Johanniter-Ordens-Kommenthuren auf Venedig zu und wollte keiner von meines gnädigen Herrn Hof solche Reise mit mir machen. Es zog auch sonst kein Herr oder Edelmann aus hochdeutschen Landen hinein; das mir darnach gegen dem Hochmeister zu Gnaden und Gutem kam. Aber aus Frankreich und Spanien zogen etlich ritterliche Leute vom Adel auch hinein. Wir zogen

nach Himmelfahrt von Venedig aus und begegnete uns mancher Handel, bevor wir nach Rhodus kamen, was ich Alles der Kürze wegen unterlasse. Aber da wir nach Rhodus kamen ward ich sonderlich von dem Hochmeister gnädig und wohl empfangen; denn die Herrn des Ordens, mit denen ich hineingefahren, hatten seiner Gnaden gesagt warum und welcher Gestalt ich dahin gekommen sei. Der Hofmeister war aber in großer Rüstung, da ihm viel und mancherlei Warnungen zukamen. Das verlängerte sich um etliche Zeit. In den Dingen begab sich mancher Handel zu Wasser und zu Land, daß wir uns im Krieg übten, gegen den Türken, dazu ich mich dann allwegen mit höchstem Fleiße schicken that, da ich darum hinkommen war. Nun säumten die Türken so lange mit ihrem Heerzug, daß in diesen Zeiten der türkische Kaiser starb und die Belagerung nicht stattfand. Als ich daher bei 11 Monate zu Rhodus und da herum auf dem Meere gelegen war, beurlaubte mich der Hochmeister, sagte mir gnädigen Dank und beschenkte mich mit ehrlichen Gaben, sonderlich mit etlich Heiligthümern, darunter ein Dorn von der Krone des Herrn Christi war. Solche Verehrung ließ ich zu Rhodus und nahm vom Hochmeister Empfehlungsbriefe an den König von Cypern, der Meinung, auf der Rückfahrt vom heiligen Land nach Cypern zu fahren. Und als ich vernommen, daß zu Beirut der heilige Ritter Sct. Jörg den gräulichen Lindwurm überwunden, auch den König daselbst, sein Weib, seine Tochter und das ganze Land zum christlichen Glauben gebracht, ward ich sonderlich bewegt, dahin zuvorderst zu ziehen. Also

kam ich nach Beirut und besuchte daselbst die Stätten und Kirchen, wo solche Wunderzeichen geschehen waren. Von dannen zog ich mit Geleite über Land auf 8 Tagreisen und kam in etlich große Städte, mit Namen Tyrus, Saphet und Naplusa, darnach gen Nazareth, von dannen gen Jerusalem und zog also vor das galiläische Meer. Als ich nun die heiligen Stätten besucht und den Mehrtheil durchgangen, auch 15 Tage in Jerusalem geblieben war, stand mein Gemüth weiter nach St. Katharina und gen Babylon zu ziehen und ich gesellte mich zu etlich Kaufleuten und Barfüßer-Mönchen. Auch bekam ich einen gar ehrlichen Wallbruder, der war ein geschickter Mann und genannt der Mönch von Basel. Der war nun auch der Meinung, mit mir nach St. Katharina zu ziehen. Wir zogen also mit Geleit und kamen nach Damaskus. Diese Stadt ist groß und wohlgebaut; darin ward uns gezeigt das Haus, darin der heilige Apostel Paulus gewesen war und sonst viel andere Stätten und Geschichten der Heiligen und Propheten. Als wir nun etlich Tage zu Damaskus waren und uns zur Weiterreise nach St. Katharina rüsten wollten, wurden ich und mein Reisegefährte gefangen und hart gehalten; doch zuletzt wurden wir ledig, es kostete uns wohl 30 Dukaten. Also wurde unsere Reise rückgängig, denn wir vermochten vor den Heiden und Arabern nicht vorwärts zu kommen. Wir zogen auf Alexandrien zu, wo die heilige Jungfrau St. Katharina gemartert worden, ist ein Seehafen und wird trefflich von dem Sultan bewacht mit viel Söldnern und Mamelukken. Daselbst

fließt auch der große Nilfluß, der durch Aegypten lauft, ins Meer. Da wir nun eine Schiffsgelegenheit fanden, fuhren wir nach Cypern, aber ehe wir dahin kamen, starb mein Reisegefährte, der von Geschlecht ein Mönch von Basel war. Der wurde von der Galere ins Meer geworfen; ob solchem Tode ward ich sehr betrübt. Gott wolle seiner Seele gnädig und barmherzig sein. Also fuhr ich nach Cypern, den Hof des Königs und sein Königreich kennen zu lernen. Zu denselben Zeiten regierte König Philipp. Also zog ich mit etlichen venetianischen Kaufleuten nach Cypern und kam in die Hauptstadt Nicosia. Da zeigte ich dem König die Schreiben des Hochmeisters und ward von ihm ganz gnädig und wohl gehalten. Er ließ mich führen, sein Königreich zu besichtigen und begabte mich mit seinem königlichen Orden, hierauf schied ich von ihm und fuhr nach Rhodus. Da wurde ich vom Hochmeister ganz gnädig empfangen und gehalten, aber ich ward etwas krank und mußte etlich Wochen da still liegen; seine Gnaden aber schickten mir ihren Arzt und was nöthig war, bis ich wieder aufkam. Da zog ich wieder weg nach Venedig und von dannen in mein Vaterland. Als ich nun in meines Vaters Schloß zu Kilchberg kam, ward ich von ihm fröhlich und wohl empfangen. Ich brachte ihm auch die Heiligthümer in seine Kapelle, worüber er eine besonders große Freude hatte und blieb etlich Tage zu Kilchberg und ließ mich und meine Diener neu kleiden. Das ist geschehen in dem Jahr 1454.

Und zu der Zeit war mein gnädiger Herr, Herzog

Albrecht, mit seiner Hofhaltung zu Rottenburg am Neckar. Also kam ich wieder zu seiner Gnaden und ward ganz gnädig und wohl empfangen, auch von dem ganzen Hofgesind und aller Herrschaft und Ritterschaft wohl gehalten. Seine Gnaden schenkten mir auch den fürstlichen Orden des Salamanders und ich blieb ein ganzes Jahr bei seiner Gnaden am Hofe, doch stand mein Gemüth immer, mich der Ritterschaft weiter zu widmen. Ich ward auch von dem Fürsten vor allen andern Herrn und Edeln wohl gehalten und sein oberster Kämmerer; auch hatte er allerlei Rede mit mir von meiner Meerfahrt und dabei zeigte ich ihm oft an, daß mein Gemüth nicht anders stünde, als sobald ich vernehmen würde, daß eine ehrliche Ritterfahrt angestellt werden sollte, ich mit seiner Gnaden Empfehlung versehen, mich wieder erheben und ihr zuziehen, auch mich dermaßen halten wollte, daß es seiner Gnaden löblich wäre. Daran hatte der Fürst ein Gefallen. In den Zeiten aber begab sich bei keinem König oder Fürsten, so weit ich erfahren mochte, eine kriegerische Handlung, sondern es war guter Frieden in allen Reichen der Christenheit. Also dachte ich, daß es mir nicht nützlich wäre, meine Zeit also zu verlieren und stille zu liegen; denn mein gnädiger Herr hatte zu der Zeit auch Nichts zu thun, als daß er zu Rottenburg oder Freiburg an seinem Hof Rennen, Stechen, Tanzen und dergleichen, auch sonst andere Uebungen in Fröhlichkeit vollbringen ließ, dazu auch ich mein Bestes that und gar emsig in solcher Arbeit war. Denn mein Vater sagte allwegen: Müssiggang sei bei Jungen und Alten ein großes Laster.

Ich vermeinte auch durch solche Uebungen eine Fertigkeit zu erlangen, welche mir zu meinem ritterlichen Fürnehmen ganz dienlich sein würde; denn ich gedachte, in die vornehmsten Königreiche der Christenheit zu ziehen und so lange von einem Reich in das andere, bis ich zu ernstlichen großen Sachen und Handlungen kommen würde. Nun war zu der Zeit ein junger starker Edelmann bei meinem gnädigen Herrn am Hof, genannt Jörg von Ramsiden aus dem Salzburgischen. Dieser hielt sich besonders an mich und bat mich, ihm zu erlauben, wenn ich in fremde Lande ziehe, mit ihm zu ziehen. Da ich ihn eines redlichen, ehrlichen Gemüths erfand, er auch gerad und stark von Leib, dazu reich und mächtig an Gut war, so erklärte ich ihm auf sein Bitten und Begehren, daß ich ihn gerne zum Reisegefährten annehmen und gar bald fortziehen wolle. Diese Erklärung hörte er mit Freuden und erklärte, er wolle mich für seinen Vater halten und bitte mich, da ich mehr gesehen und erfahren hätte, daß ich ihn unterweisen und lehren möchte, dafür wolle er all sein Vermögen darstrecken. Also vereinten wir uns, von Kaiserlicher Majestät, vom König Ladislaus und von unserm gnädigen Herrn Schutz- und Empfehlungsbriefe zu erbitten an christliche Könige und andere Fürsten und wo nicht besondere Handlungen und Geschäfte seien, weiter zu ziehen. Unser gnädiger Herr gab uns auch nicht nur selbst solche Briefe, sondern verschaffte uns dergleichen auch vom Kaiser und vom König Ladislaus an die Könige von Frankreich, von Portugal, welcher ein Bruder der Kaiserin

war, von Spanien und England und zugleich ein gemeinsames Empfehlungsschreiben an alle christlichen Könige und Fürsten. Auch gab er uns einen erfahrenen Herold, der viele Sprachen reden konnte und fertigte uns ganz gnädig ab. Also hatten wir acht Pferde und dazu den Herold und einen Troßknecht, der unsere Kleider führte. Wir zogen zunächst zu dem König von Frankreich, Karl **VII.**, und als wir an dessen Hof kamen, geschah uns viel Ehre von den französischen Herrn und dem Hofgesinde und auf die überreichten Empfehlungsbriefe wurden wir vom König ganz ehrlich und wohl gehalten. Es war aber an dessen Hofe keine sonderliche ritterliche Uebung, denn er war ein ernsthafter Herr von gutem Alter. Als wir nun bei 6 Wochen am königlichen Hofe waren, kam eine stattliche Botschaft vom König vom Spanien, der dem König von Frankreich zu erkennen gab, daß er eine große Heerfahrt wider den Heidenkönig zu Granada thun wolle, weil dieser König mit Hilfe des Königs von Tunis und anderer heidnischen Könige in Afrika, Spanien zu wiederholten malen feindlich überzogen hätte und wenn man ihn daran nicht verhindere, es noch ferner thun würde. Sein Begehr sei daher, daß der König dieses christliche Fürnehmen in ganz Frankreich sollte verkünden lassen, ob nicht dadurch ritterliche Leute bewegt würden, auch mitzuziehen, und daß er Allen, die dazu bereit seien, Erlaubniß zum Zuge gebe. Der König bewilligte das Alles und nun gaben wir ihm zu erkennen, daß wir begierig seien, solche Reise auch helfen zu vollbringen, mit unterthäniger Bitte uns

gnädig dazu beholfen zu sein. Solches unser Fürnehmen hörte der König gern und fertigte uns löblich ab. Er schenkte jedem einen schönen ganzen Harnisch und einen Hengst, dazu 300 Kronen und gab uns einen Empfehlungsbrief an den König von Spanien auch einen Schutzbrief durch ganz Frankreich, daß man uns ehrlich und wohl halten sollte. So zogen wir durch Frankreich und als wir vernahmen, daß der König von Sicilien seinen Hof hielt zu Angers, so zogen wir hin, da es uns nicht weit um war und war unsere Meinung, so wir doch sonst zu Zeiten unsere Pferde stehen und ruhen lassen, wollten wir etlich Tage bei dem gedachten König still liegen. Derselbe hieß Reinhart (René) und hatte viel Güter, Städte und Schlösser in Frankreich liegen. Also kamen wir an seinen Hof in Angers und wurden ganz gnädig und wohl gehalten, wurden auch von ihm beschenkt. Dann zogen wir über Toulouse in das Königreich Navarra nach der Hauptstadt dieses Königreichs, die heißt Pampelona. Da vernahmen wir, daß der Zug gegen Granada der Pest wegen abbestellt worden sei und entschloßen uns, einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra zu bleiben und uns an das Land zu gewöhnen, und von da nach Portugal zu ziehen. Der König Johann von Navarra hielt uns wohl und ließ uns viel Kurzweil mit Jagen, Tanzen, Banketten und andern Freuden machen. Da blieben wir fast zwei Monate und als wir hörten, wie der König von Portugal viel Krieg zu Land und Wasser mit den Heiden in Afrika hätte, sonderlich mit dem heidnischen König von Faz, dem er

vor etlich Jahren die große Stadt Ceuta abgewonnen hatte, so wurden wir zu Rath, uns desto fürderlicher nach Portugal zu begeben. Wir baten den König Johann um Erlaubniß und wurden mit dem Befehle abgefertigt, daß uns in seinem Reiche alle Ehre geschehen sollte.

Nun zogen wir durch das Königreich Spanien, durch Burgos und etlich andere großen Städte bis nach St. Jakob von Compostella und thaten etlich unserer größten Hengste von uns, da der Weg sehr lang war. Dann schifften wir uns in dem Seehafen ein, den die Jakobsbrüder (Wallfahrer nach St. Jakob) in unsern Landen zum finstern Stern (**Finisterræ, Finisterre**, das Ende des Landes) nennen und fuhren auf dem Meere 120 Meilen weit, bis wir nach Lissabon, der Hauptstadt des Königreichs, kamen. Wir ließen uns beim Könige anmelden. Sobald dieser vernahm, daß wir vom Kaiser und vom Haus Oesterreich waren, schickte er zu uns in unsere Herberge, ließ uns sagen, er habe unsere Ankunft vernommen und, nachdem wir einen weiten Weg zu Wasser und zu Land gemacht, sollten wir eine Weile ruhen und uns gütlich thun, dann wollte er uns gar bald Audienz geben. Es ward auch in der Herberge befohlen, daß man uns wohl traktiren sollte. Nach wenigen Tagen aber ließ uns der König durch etliche Herrn und Edelleute nach Hof führen. Da saß er gar herrlich in seinem königlichen Saal, wo etlich Fürsten und Marquis, auch viele Herrn und Ritter versammelt waren und sprach uns gnädig zu. Da wir aber die Landessprache nicht

verstanden, thaten wir mit Geberden die Reverenz und Ehr und überantworteten ihm unsere, in Latein geschriebenen, Briefe, die ließ der König lesen und dann durch einen Dollmetscher in niederdeutscher Sprache mit uns viel und mancherlei reden. Wir ließen ihm auch sagen, wir hätten vernommen, daß Seine königliche Majestät einen bedeutenden Krieg mit dem König von Faz hätte und seien erbötig, in diesem Kriege zu Wasser oder zu Land zu dienen. Das nahm der König gar gnädig an und ließ uns sagen, so es Zeit wäre wolle er uns wohl brauchen, wir müßten noch länger bei ihm am Hofe bleiben, mit den Herrn und Adlichen bekannt werden und uns etwas besser ans Land gewöhnen. Dann ließ er uns wieder in die Herberge führen und befahl den Herrn und Adelichen, uns gute Gesellschaft zu leisten, was auch geschah; uns ward so viele Ehre erzeigt und so viel Freude gemacht, als zuvor bei keinem König oder Fürsten je geschah. Wir wurden auch zu vielen malen in der Königin Frauengemächer geführt, wo man gar schöne Tänze hielt, auch zum Waidwerk und zu Banketten und mit Springen, Ringen, Werfen, Fechten und Rennen mit Pferden unterhalten; fürwahr es war gut da sein. Der König hieß Alfons V. und war ein hübscher, wohlgestalteter Fürst, der allerchristlichste, wahrhafteste und gerechteste König, den ich je gekannt habe. Er hielt auch einen königlichen Hof, hatte zwei Markgrafen und viel Grafen, Herrn und Ritter bei sich und über die maßen schöne Frauenzimmer. Wir übten uns auch täglich in allen Ritterspielen zu Roß und zu Fuß, im

Einzelkampfe, wie im Kampf in Schaaren, darob dann der König eine besonders große Freude und Wohlgefallen hatte. Mein Gefährte war der stärkste Mann, den Stein und die Eisenstange zu werfen, keiner that es ihm hier gleich, auch im Ringen zu Roß und zu Fuß. Im ganzen Harnisch that ich allen Fleiß, denn in solchen Dingen war ich etwas gewandter als mein Gefährte. In dem Königreich ist eine zahlreiche Ritterschaft, adeliche, wehrliche und behende Leute. Es ist auch ein wohl angebautes Land und wachsen darin, die allerbesten süßen Früchten an Wein, Korn, Oel, Zucker und Honig; auch gibt es Salz. Wir wurden auch im Königreich hin- und hergeführt in schöne Städte, Schlösser und Klöster.

In diesen Zeiten erhielt der König eilende Botschaft von den Grandkapitano zu Ceuta, daß der König von Foz mit Hilfe vieler anderer Könige in Afrika sich stark gerüstet habe und mit einem großen Kriegsvolk vor Ceuta ziehen wolle, um es zu erobern. Darauf begehrten auch wir vom Könige, daß er uns gegen die Heiden abfertige, was er auch ganz gnädiglich that. Der König gab auch jedem von uns ein starkes türkisches Pferd und jedem unserer vier Knechte einen Ringharnisch. So wurde ein gutes Volk zum Zuge verordnet und wir schifften von Portugal über das Meer, das hier sehr schmal ist, und kamen bei Nacht in Ceuta an, wo alles Volk mit Harnisch und Wehr sich auf einem großen Platze lagern mußte. Auch kamen in der nämlichen Nacht viel Botschaften, daß die Heiden mit großer Macht herbei zögen. Wiewohl sie sich aber alle Tage und auch bei Nacht mit

großen Haufen vor der Stadt sehen und hören ließen, war doch das Hauptheer noch nicht da. Am andern Tage, als der oberste Hauptmann und Grandkapitano die Festungswerke nach Nothdurft besetzt oder die Viertel der Stadt ausgetheilt hatte, ward ich von ihm zum Hauptmann über ein Viertel geordnet und es wurden mir gar geschickte Leute zugegeben, von denen viele das Niederländische sprachen und verstanden. Hierauf wurde befohlen, jeder Hauptmann und Rottenmeister sollte ein Fähnlein mit seinem Wappen in seinem Bezirk der Festungswerke aufstecken, was ich dann auch that. Hierauf beschickte der Grandkapitano mich und meinen Gefährten und begehrte, daß wir mit ihm und andern verständigen Kriegsleuten ein Schiff besteigen und das heidnische Heer, das nahe am Meer lag, besehen und schätzen sollten. Wir fuhren daher hinaus und näherten uns so viel als möglich dem Heer. Da war ein so unzählig großes Volk zu Roß und zu Fuß, daß der Kapitano und andere Herrn sagten, es sei nicht möglich, es zu zählen. Daher schlug man vor, die Zelte, wie viel deren etwa sein möchten, zu überschlagen und man zählte deren auf 10,000 und schätzte demnach das Heer für unzählbar. Wir aber setzten unsre Sache dahin, wenn alle Heiden, die in der ganzen Welt wären, vor uns zögen, wollten wir lebendig und todt in der Stadt bleiben. So fuhren wir wieder zur Stadt und vereinten uns, am Morgen ganz frühe in die Kirche zu gehen, ein jeder mit seinem Volke und hier das heilige hochwürdige Sakrament zu empfahen, was auch der Mehrtheil that. Nun

ist zu wissen, daß Ceuta eine große, weite Stadt ist, von der drei Theile gegen dem Land liegen, der vierte gegen das Meer zu und ist, meines Bedünkens, größer als Köln; gegen das Land hin sind mehrere Gräben, darin stand ein hoher Zwingelhof (eine Citadelle) mit etlich Thürmen, unten mit Schießlöchern und oben mit Zinnen und innerhalb wohl hinein gegen die Stadt eine Ringmauer. Dieser Zwingelhof mit seinen Thürmen wurde wohl besetzt und es wurden gar viele Quartiore ausgetheilt, denn es war ein weitläufiges Ding. Dazu wurde der Kapitano mit einem reisigen Zug von ringen Pferden (leichter Reiterei) und eine merkliche Zahl der behendesten Fußknechte geschickt, zum Sturm zwischen dem Zwingelhof und der Stadtmauer herumzuziehen und, wo es noth thäte, herbeizueilen, was sich mehrmals als sehr gut erwies. Als aber noch Viele von uns bei Sonnenaufgang in der Kirche waren, erhoben die auf den hohen Thürmen den Schlachtruf, daß die Heiden mit aller Macht heran zögen. Da traten Alle an ihre Wehren und wir erblickten die Heiden, wie sie über den Berg vor der Stadt heranzogen und der Berg war ganz von ihnen bedeckt. Wir schoßen auf sie mit Steinbüchsen, sie aber rückten ganz nahe an den Graben und hatten gar viel Schützen mit Stahlbogen, Handbogen und sonst seltsamen langen Armbrüsten aus Eibenholz. Diese Schützen und auch einige Steinbüchsen schoßen den ganzen Tag auf uns, wo sich Jemand eine Blöße gab. Auch hatten sie viel große und kleine Heerpaucken, gar seltsame Hörner und über die Maßen viel Fähnlein und

Banner. Alſo verbrachten wir den Tag, gar viel Heiden wurden erſchoſſen, aber auch uns viel Leute beſchädigt, denn die Heiden kamen den Gräben gar nahe. Die Nacht aber war noch unruhiger, denn ſie gruben gar nahe hinzu und hatten lange beſchlagene Hölzer, runde, mit Buckeln verſehene und große, mit Eiſenblech und Leder überzogene, Setzſchilde, viel Pickelhauen, Aexte und Laternen.

Als nun der König von Portugal die ſchwere Belagerung vernahm, brach er ſelbſt mit großer Macht nach Ceuta auf, um von hier aus über die Heiden herzufallen. Da aber dieſe es vernahmen, ſtürmten ſie drei Tage nacheinander vom frühen Morgen bis in die Nacht. Da war wahrlich große Arbeit auf beiden Seiten und wiewohl über die Maßen viel Heiden erſchoſſen und viele um die Stadt herum in den Gräben und an den Mauern lagen, ſo wurden doch auch die Chriſten vielmals von ihren Wehren abgetrieben und es würde uns nicht gut gegangen ſein, wäre nicht der Kapitano jedesmal mit ſeiner auserleſenen Schaar den Bedrängten zu Hilfe gekommen. Als nun die Heiden drei Tage nacheinander gar ernſtlich geſtürmt und bedeutend viel Leute verloren hatten, ſo daß ein greulicher Geruch ſich von den Todten erhob, ſo zogen ſie ab. Wir aber machten uns mit einer erleſenen Schaar von 400 zu Pferd und 1000 zu Fuß auf und zogen ihnen nach. Alſo zu vielen Malen wandten ſich etliche Heiden und ſcharmützten mit uns ſo lange, bis wir einen Berg einnahmen. Sie hatten einen andern Berg inne und dazwiſchen war gar ein ſchönes,

ebenes Thal. Als es nun wohl auf den Abend war, kamen etlich der Unsern und sagten, es sei ein mächtiger Heide da, der begehre einen Zweikampf mit einem Christen-Ritter. Alsbald bat ich den Kapitano, daß er mir diesen Kampf erlaube, denn ich war ganz regsam im Ringharnisch, auch hatte ich ein starkes wehrliches türkisches Pferd, das mir der König geschenkt hatte. Der Kapitano erlaubte es mir und ließ den Scharmützern abblasen, die nun alle zum Haufen rückten. Da macht' ich ein Kreuz mit meinem Spieß vor mich und rückte allgemach von unserm Haufen gegen den Heiden zu Thal. Da das die Heiden sahen, rückten sie auch zu ihren Haufen. Hierauf schickte der Kapitano einen Trompeter gegen der Heiden Haufen, der blies und gab ein Zeichen. Da rückte gar geschwind ein Heide auf einem schönen Berberpferd daher gen Thal, der Ebene zu. Jetzt säumte ich nicht lange, sondern rückte ihm entgegen. Der Heide warf einen Schild vor sich und legte seinen Spieß auf seinen Arm, rückte gar ernstlich gegen mich her und schrie mich an. Also ließ ich auch gegen ihn her gehen, hatte meinen Spieß auf meinem Schenkel und als ich gar nahe zu ihm kam, warf ich den Spieß in das Gerüst, (den am Harnisch angebrachten eisernen Hacken zum Einlegen des Speeres) und rennt ihm auf seinen Schild und wiewohl er mich mit seinem Spieß in einen Panzer-Aermel rannte, traf ich ihn doch so gut, daß Roß und Mann zur Erde fielen, aber sein Spieß hing mir im Ringharnisch und hinderte mich, daß ich mich nicht sobald davon ledigen und vom Pferd kommen konnte. Indeß

hatte auch der Heide sich wieder erhoben und sein Schwert gefaßt, auch ich hatte mein Schwert in der Hand, so traten wir gegen einander und jeder gab dem andern einen starken Stich, weil aber auch der Heide einen guten Ringharnisch hatte, wurde keiner von uns beiden beschädigt. Da faßten wir einander in die Arme und rangen so lange mit einander, bis wir beide nebeneinander zu Boden fielen. Aber der Heide war mächtig stark, er riß sich von mir und so kamen wir beide mit den Leibern aufrecht und doch knieend neben einander, da stieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir, daß ich mit meinem Schwert zum Stich auf ihn ausholen konnte, was auch geschah. Durch den Stoß mit meiner linken Hand kam er mit dem Leib so weit von mir, daß ich ihm einen Stich ins Angesicht geben konnte und ihn so verwundete, daß er hinter sich schwankte und geblendet wurde. Jetzt gab ich ihm erst einen rechten Stich ins Angesicht und stach ihn auf die Erde nieder und drang also auf ihn ein und stach ihm den Hals ab. Hierauf stand ich auf, nahm sein Schwert und trat zu seinem Pferd. Da stunden beide Pferde bei einander, sie waren den ganzen Tag sehr abgearbeitet worden und daher gar zahm. Als die Heiden sahen, daß ich gesiegt hatte, rückten sie mit ihren Haufen hinweg. Von den Portugiesen und Christen aber rückten etliche herbei, hieben dem Heiden sein Haupt ab, nahmen seinen Spieß und steckten es darauf und zogen ihm den Harnisch ab, der nach heidnischer Weise köstlich und meisterlich geschmückt war. Sie nahmen auch seinen Schild und führten mich zum Kapitano, der mich über

die Maßen fröhlich mit seinen Armen umfing. Es war unter dem ganzen Zug große Freude. Es wurden an diesem Tag auf beiden Seiten viel Leute und Pferde beschädigt, erstochen und erschoßen. Der Kapitano verordnete, daß des Heiden Haupt, Pferd, Schild und Schwert vor mir her geführt werden sollten, und ordnete die trefflichsten Herrn, Ritter und Knechte dazu. Ich mußte neben ihm herziehen und die Trompeter vor mir. Also führte er mich mit einem großen Triumph durch die ganze Stadt und alles Christenvolk hatte eine große Freude und geschah mir die allergrößte Ehre, der ich nicht werth war. Gott der Allmächtige stritt in dieser Stunde für mich, denn in größere Noth kam ich nie. Der Heide war ein ausgezeichnet starker Mann und ich merkte wohl, daß seine Stärke die meine gar weit übertraf. Gott der Herr sei inniglich gelobt!

Der Kapitano schrieb dem König diese Geschichte, welcher darob eine besondere Freude empfand und, weil man der Heiden wegen keine Sorge mehr hatte, begehrte, daß ich und mein Gefährte an seinen Hof kommen sollten. Also zogen wir wieder über's Meer gen Portugal. Wir wurden gar über die Maßen wohl vom König empfangen. Er schenkte mir einen Becher voll goldener Portugalesen und diesen Becher bracht' ich mit in mein Vaterland. Ich und mein Gefährte lagen sieben Monate in der Stadt Ceuta, ehe wir wieder in Portugal zum König kamen. In der Zeit begaben sich viel ritterliche Handlungen in Afrika, da dann mein Gesell und ich das beste thaten wider die Heiden und Mohren. Als

wir nun eine Zeit lang beim Könige gewesen waren und uns viel Ehre geschehen, zogen wir auch zum Bruder des Königs an seinen Hof; der war ein mächtiger Fürst, hielt auch fürstlichen Hof, und war sein Namen Infant Don Fernando, und auch zu einem alten Fürsten, Don Heinrich, der beider Vatersbruder war und auch einen eigenen Hof hielt. Bei diesen beiden Fürsten wurden wir ganz über die Maßen wohl gehalten und beim Abzuge mit sonderlichen Ehren abgefertigt.

In diesen Zeiten begab es sich, daß König Heinrich von Spanien wieder einen großen Zug gegen den heidnischen König von Granada vor hatte. Daher baten wir den König von Portugal, daß er uns beurlaube, wir wollten, wenn Gott uns das Leben lasse, wieder zu ihm zurückkommen. Da es uns erlaubt wurde, zogen wir nach Spanien, wo wir wohl empfangen wurden. Wir hatten auch Briefe vom König von Portugal, die zeigten wir dem Könige, wodurch er bald vernahm, in welcher Gestalt wir gekommen waren. Der König war in einer großen Rüstung und wiewohl viel Geschäfte am königlichen Hof, wurden uns doch ritterliche Leute zugeordnet, die uns ganz gute Gesellschaft leisteten und uns wohl traktirten. Es ward ein großes Volk zu Roß und zu Fuß versammelt, denn es kam Kundschaft, daß der König von Tunis und andere afrikanische Könige sehr viel Volk nach Granada geschickt hätten. Also brachte der König von Spanien bis in die 70,000 gute, streitbare Mann zusammen, einen solchen Haufen, den kein damals lebender Mann vom Christenvolke je gesehen

hatte. Es waren auch die Ritterbrüder vom Orden St. Jakob mit einem großen reisigen Zeug beim König. Die Spanier sagten, der Orden hätte allein 1500 leichte Reiter. Also zogen wir in guter Ordnung ins Königreich Granada und was da von kleinen Städten oder Kastellen war, die gewannen wir alle mit Gewalt; denn die Heiden wehrten sich mannhaft und verließen sich auf das in Granada versammelte heidnische Volk. Darum mußten wir die Städtlein und Kastelle mehrentheils stürmen und erschlugen die Heiden alle; die Diener hatten Befehl, Weiber und Kinder todt zu schlagen, was auch geschah. Also zogen wir vor die Stadt Granada und hatten uns mit allen Haufen zum Streit bereitet; denn wir erwarteten, daß die Heiden, die mit großer Macht in der Stadt lagen, uns entgegenziehen würden. So geschah es auch, sie ließen uns nicht nahe zur Stadt kommen, sie zogen uns mit großen Haufen entgegen, aber doch nicht zu ihrem Vortheil, denn wir waren mit Feldgeschütz und sonst besser gerüstet als sie. Aber von den verständigsten Kriegsleuten und Kapitänen des Königs wurden etliche verordnet, der Heiden Haufen genau zu besehen und ihre Schlachtordnung zu erforschen. Wir hatten mehrere ernstliche Scharmützel mit ihnen, 2 Tage nacheinander, bis wir erforscht hatten, daß es ihrer 50,000 waren, darunter 30,000 Schützen. Als wir wieder zum Gewalthaufen kamen, wurden wir, um uns zu ehren, zum königlichen Banner verordnet. Die Heiden lagerten sich zwischen der Stadt Granada und uns in einem Vortheil, daß wir mit ihnen nicht streiten konnten.

Aber etlich Tage lang lagen wir gegeneinander und Tag und Nacht gab es viel Handlung und große Scharmützel, daß gar viele Leute auf beiden Seiten todt blieben. Wir zogen also, neben Granada vorbei, durch das Königreich, zerstörten, verbrannten und schlugen todt, was wir fanden und sonderlich beim Abzug ließen wir nichts aufrecht stehen, es wurde alles vernichtet; also lagen wir einen Monat und etliche Tage im Königreich Granada. Mein Gefährte und ich thaten das beste, wo wir's vermochten, und sonderlich vor einer kleinen Stadt, die war wohl befestigt und mit wehrhaftem Volk besetzt, die eroberten wir im Sturm, doch verloren wir daran etlich gute Leute. Ich ward mit einem Schleuderstein auf ein Schienbein geworfen und gar hart verwundet. Wie wohl demnach wohl geheilt wurde, brach mir doch als ich gen Schwaben kam, das Schienbein wieder und ich behielt darin ein Löchlein und einen Fluß bis in mein Alter.

Darnach zogen wir wieder gen Spanien und blieben noch zwei Monate am koniglichen Hof, wo uns viel Ehre geschah mit Bankettieren, Tanzen, Jagen, Pferderennen und Anderm. Hierauf aber nahmen wir Urlaub, um zu unserm König von Portugal zu ziehen und wurden gar gnädig abgefertigt. Der König gab uns seine beiden Orden, den spanischen, ein Halsband, bunt und geschuppt, und den kastilischen, das war ein rother Scharlachrock und ein goldenes Band, zwei Daumen breit, über die linke Achsel, vornen quer herab bis zum Ende des Rockes auf der rechten Seite und von da unten

am Hintertheil des Stockes quer wieder herauf bis auf die linke Achsel, und den Orden von Granada, einen aufgesprungenen Granatapfel mit einem Stiel und etlich Blättern; auch gab er uns 300 Dukaten und jedem ein schönes türkisches Pferd. Also schieden wir ehrlich, löblich und nützlich von diesem christlichen König Heinrich im Jahr 1457.

Hierauf kamen wir wieder nach Portugal und als sich darauf Krieg in Deutschland erhob, so beurlaubte uns der König und schenkt uns ein goldgewirktes Tuch, 200 Dukaten Werth, einen Karmoisin-Sammt und 100 Ellen schwarzen Sammt; dazu sodann einen portugiesischen Hengst und 300 Dukaten zur Zehrung, begehrte auch dringend, daß wir wieder zu ihm kommen sollen.

Wir zogen nun durch Portugal und Spanien, und als wir kamen in eine große Stadt, Saragossa, verkauften wir das goldgewirkte Tuch und etlichen Sammt, was wir nicht zur Kleidung brauchten, und lösten daraus 500 Dukaten. Dann kamen wir nach Frankreich, kauften uns hier einige schwere Pferde und fuhren dann über das Meer zum König Heinrich VI. von England, der uns seinen Orden gab. Mein Gefährte zog von mir, ich aber zog zum König von Schottland, Jakob II.; dieser schenkte mir zwei Zelte und ein schwarzes Sammttuch, jedem meiner vier Knechte aber zehn Dukaten, die Königin ein hübsches Kleinod, 30 Dukaten und einen Hengst 100 Gulden werth, und geschah mir große Ehre mit Jagen, Tanzen und Bankettiren.

Hiemit endigt Ritter Jörg von Ehingen seinen Bericht. In Schottland endigte er seine „Reisen nach der Ritterschaft", von denen er mehr Geschenke und noch mehr Ehre zurück brachte und kam 1459 wieder nach Kilchberg zu seinem Vater. Von nun an blieb er in seinem Vaterlande, nur im Jahre 1484 ging er als wirtenbergischer Gesandter nach Italien, um für den Grafen Eberhard im Bart um die Hand Barbara, der Tochter des Markgrafen Ludwig VI. von Mantua, aus dem Hause Gonzoga zu werben. Er erfüllte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Geschicklichkeit und begleitete die fürstliche Braut auch auf ihrer Hinausreise nach Wirtenberg. Er war einer der vertrautesten Räthe des Grafen Eberhard, dessen Kämmerer und Obervogt in Tübingen. Nach der Stiftung des schwäbischen Bundes (1488) wurde er einer der Hauptleute desselben und später (1500) Hauptmann der Kurfürsten und Fürsten in diesem Bunde. Er nahm im Schlosse zu Kilchberg seinen Sitz, vermählte sich mit Anna Söla von Richtenberg, mit welcher er 5 Söhne und 6 Töchter zeigte und starb in einem Alter von 80 Jahren am Matthäus-Feiertage des Jahres 1508.

Die Helden-Jungfrau von Hohentwiel.

(Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege).

Von
Pfarrer Schönhuth.

Es war ein lieblicher Abend am Ende des Julius-Monats des Jahres 1639, da saß unter der Linde im Hof der Feste Hohentwiel eine Heldengestalt in den besten Mannes-Jahren. Seine hohe Stirne mit Furchen durchzogen zeigte, daß er zu den Männern gehörte, welche in der Welt schon Manches erfahren; das dunkle feurige Augenpaar harmonirte gar wohl mit dem pechschwarzen Haare, das oben gescheitelt in langen Locken ihm bis auf die Schultern wallte. Es war der Oberst Konrad Widerhold, seit sechs Jahren wohlbestallter Kommandant der Feste Hohentwiel. Gerade pflegte er einiger Rast unter der Linde, denn so eben hatte er Kriegsübungen mit seiner Mannschaft geendigt. Schon seit zwei Jahren hatte sich die Feste noch der Ruhe eines Waffenstillstands zu erfreuen, den der kaiserliche Oberst Vizthum nothgedrungen mit Widerhold geschlossen hatte. Während dieser Zeit übte Widerhold jeden Nachmittag in eigner Person seine Soldaten. Kein Kriegsheld seiner Zeit that es ihm zuvor in der Kunst, Soldaden-Gewehre recht und zierlich zu gebrauchen, die Piquen zu fällen, Fahnen zu schwin-

gen, Kompagnien und Regimenter in schöne Ordnung zu stellen, und in der Fecht- und Baukunst. Dieß alles waren Gegenstände, die Widerhold seinen Untergebenen beizubringen suchte. Darum war ihm aber auch die Ruhe unter der Linde so willkommen, wenn die Uebungen vorüber waren, da überließ er sich dann ganz ungestört dem Nachdenken über die wichtigen Ereignisse, die seit zwanzig Jahren über Deutschland hingegangen, die an seiner Feste gestreift, und sie zum Theil selbst betroffen hatten. Solchen Gedanken hatte Widerhold auch dießmal sich überlassen; man konnte es leicht schließen aus seiner nachdenklichen Stellung, denn er hatte sein Haupt auf den Arm gestützt, und ernst und nachdenklich war seine Miene. Auf einmal ward er gestört in seiner Ruhe, mit hastigen Schritten nahte ihm ein junger Offizier, verbeugte sich tief, und überreichte ihm ein Schreiben. Hastig erbrach es Widerhold, er hatte kaum einige Zeilen gelesen, so wurde sein Gesicht mit Blässe überzogen und das Papier zitterte unter seinen Händen! er sank zurück an den Stamm der Linde und verhüllte schmerzvoll sein Gesicht. So bist du denn auch dahin, du edler Bernhard, — seufzete Widerhold, und Thränen rollten über seine Wangen; so bist du denn auch dahin, du letzter Kämpfer für unsern theuren Glauben im Lauf deiner Siege, in deinen blühendsten Jahren. Aber nicht bist du gefallen auf dem Feld der Ehre wie dein edler Waffenfreund, der theure Glaubensheld Gustav Adolph, du bist ein Opfer deiner heuchlerischen Freunde geworden. Wer hätte das geglaubet, als du, wackerster der deutschen Männer, noch vor kurzer Zeit in diesen Mauern wandeltest, jedem, der

dich erblickte, zur Freude und zur Bewunderung. — Es war die Nachricht vom Tode des großen Herzogs Bernhard von Weimar, die Widerhold so eben mit Schmerzen vernahm. Herzog Bernhard starb zu Neuburg den 18. Juli mitten in seiner Heldenthätigkeit, und nicht ohne Grund war in dem Schreiben die Vermuthung ausgesprochen, daß er Gift bekommen, wahrscheinlich durch des Franzosen-Cardinals von Richelieu Hand. Am Arm des gleichfalls betrübten jungen Offiziers, der ihm das Schreiben überbracht hatte, kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück und ließ seinem Schmerz freien Lauf. Der junge Offizier hatte kaum das Gemach verlassen, auf das er den Kommandanten begleitete, da hörte er seinen Namen rufen; eine liebliche Mädchenstimme sprach hinter ihm: Herr Kapitän, nur ein Wort: was ist denn dem Herrn Kommandanten begegnet, daß er so bleich und traurig blicket? Ach! erwiederte der Offizier, er hat eine für uns alle böse Zeitung bekommen, ein wackrer Verfechter unsers Glaubens, der Herzog Bernhard von Weimar, ist Todes verschieden. Gott seie seiner armen Seele gnädig, sprach das Mädchen mit ernster Miene. Nicht wahr, weil er ein Kezer war, fügte der junge Offizier bei, aber jetzt stehet es übel mit uns, der wackern Helden sind wenige mehr. Ach! was möget ihr so sprechen, entgegnete das Mädchen; lebt nicht noch unser Herr Kommandant, und Ihr, — Ihr seid doch auch etwas Rechtes. Das Mädchen hatte kaum ausgesprochen, da erschallte die zürnende Stimme einer Dame aus dem Nebengemach, es war Frau Hermegard, die Ehegattin Widerholds. Lose Schwazerin, sprach sie, geh' in

die Stube, was brauchst du dich mit Männern zu unterhalten, um deine Neugier zu befriedigen, bleib' sitzen an deinem Geschäft, daß nicht der Tag wieder unnütz herum geht, bist ohnedieß heute so spät aufgestanden. Hermegard ging nach dieser kurzen Predigt wieder in ihr Gemach zurück; Margaretha verabschiedete sich ein wenig verlegen, und trippelte in die Stube, aus der sie gekommen war. Heute nach dem Essen an der Linde Mehreres, rief sie halblaut im Gehen noch dem jungen Manne zu, und verschwand. Der junge Offizier, den wir eben anführten, war der Schwede Gustav Schönhelm, Kapitän der Reiter-Schwadron, welche Herzog Bernhard nach seinem Vertrage, den er mit Widerhold wegen Hohentwiel geschlossen hatte, auf die Feste legte. Er war einer von jenen Reitern gewesen, welche sich in der Schlacht bei Lützen über des großen Königs Leiche warfen, als sich der kaiserliche Oberst Max Pikkolomini desselben bemächtigen wollte. Seitdem war er Zeuge aller Kriegsthaten des großen Bernhards, und schwang sich durch Mannes-Tapferkeit bis zu dieser Stelle. Bei all' dem war er kaum noch aus den Jahren des Jünglings getreten. Wie sein inneres Wesen dem eines werdenden Kriegshelden gleich, so war auch sein Aeußeres einem Helden gleich. Schlank und kräftig war sein Körperbau, lange blonde Locken die in Ringeln bis auf seine Schultern wallten, so wie das blaue hellglänzende Augenpaar zeigten den Jüngling von ächt germanischem Stamme; ein Stutzbärtchen über dem lieblichen Munde und ein Knebelbärtchen am schön geformten Kinn, den Kriegsmann aus dem dreißigjährigen Kriege. War es demnach

ein Wunder, daß Margarethchen, mit blonden Locken und blauen Augen, das Pflegtöchterlein des Herrn Kommandanten, sich zu dem jungen Mann so innig hingezogen fühlte, daß sie so gern ans Fenster trat, wenn der blonde Schweden-Offizier, angethan mit dem enganliegenden Koller, über dem ein breiter Kragen aus Brüßlerspitzen lag, umschlungen von einer kostbaren Schärpe, und auf dem Haupt einen Hut mit schwankenden Federn, auf seinem schäumenden Schimmel an der Spitze seiner Reiter-Schwadron auf der Parade erschien.

Wie konnte man es aber dem lieben Mägdlein verargen, wenn sie so gerne jede Gelegenheit erhaschte, wo sie ein Wörtlein mit ihm sprechen konnte. Auch er war ihr nicht abhold, nur Schade, daß verschiedener Glaube sie äußerlich trennte, da doch ihre Herzen einander so nahe waren. Margaretha war Katholikin. Ein wunderbares Schicksal hatte sie auf Hohentwiel unter Protestanten geführt. Bis in ihr zwölftes Jahr ward sie in dem unter der Feste liegenden Dorfe Singen von schlechten Bauersleuten erzogen. Da geschah es einmal, daß Widerhold in einer Zeit, als die Feste noch nicht von Feinden gefährdet war, einen Besuch im Dorfe machte. Zufällig begegnete ihm das Mägdlein auf der Straße. Beim ersten Anblick überraschte ihn die edle Gesichtsbildung des Kindes, er fragte nach seiner Wohnung, und erfuhr von denen, die ihm das Mägdlein als seine Eltern vorzeigte, daß es nicht ihr eignes Kind wäre, sondern, daß sie es noch als Kind in den Windeln vor ihrem Hause gefunden hätten. Aus Menschenpflicht hätten sie sich seiner angenommen, und bei all' ihrer Armuth, und

der nicht unbedeutenden Anzahl ihrer eignen Kinder, hätten sie es ehrlich und redlich aufgezogen. Der menschenfreundliche Widerhold machte sogleich den Pflegeltern den Vorschlag; ob sie nicht ihm das Kind zur weiteren Erziehung anvertrauen möchten? Man gab es ihm nach langem Bitten, denn man kannte den edlen Sinn des Mannes in der ganzen Umgegend; nur der Pfarrer des Orts widerstrebte, daß dieses Kind unter Leute von anderer Confession kommen sollte. Doch er ließ es zuletzt geschehen, als ihm das Mägdlein versprach, seinem Glauben treu zu bleiben und jeden Sonntag getreu die Kirche zu Singen zu besuchen. So kam Margaretha auf Hohentwiel und wuchs heran zur blühenden Jungfrau von 18 Jahren, unter der Aufsicht eines liebenden Pflegevaters, des Kommandanten Widerhold und seiner Gattin Hermegard, die wohl minder freundlichen Gemüths war, denn ihr Eheherr, aber doch eine Frau von anerkannt rechtschaffenem Sinn. Das mußte freilich Margaretha oft erfahren, wie so strenge und oft gar wunderlich Frau Hermegard war, aber darum war sie doch ihrer Pflegemutter von ganzem Herzen zugethan. Erst heute hörte sie es, als sie mit dem jungen Kapitän sprach; obwohl sie sich heute eine Rüge von ihrer Pflegemutter zugezogen hatte, war ihr doch von ihr die Erlaubniß geworden, den Abend unter der Linde zuzubringen. Ungewöhnlich hatte sich dießmal eine kleine Gesellschaft unter der Linde versammelt, doch sie fand ja den, der ihr der wertheste war. Kapitän Schönhelm hatte sich schon vor einer Stunde hieher begeben. „Ihr habt heute lang auf Euch warten lassen," begann er zu Margarethen, die

sich bald in seiner Nähe gesetzt hatte, vielleicht hat Frau Hermegard den zweiten Theil ihrer Predigt abgehandelt? Er sprach dies etwas schelmisch lächelnd. O nein, entgegnete Margaretha, meine liebe Pflegemutter weiß, daß kein zweiter Theil nöthig ist; weil, fiel Schönhelm ihr ins Wort, ihr den ersten Theil schon fürchtet. Aber es ist auch kein Wunder, daß sie schmähte, hat ja die strenge Katholikin mit einem Kezer gesprochen, sprach Margaretha. Gegen den ihr aber doch hoffentlich nicht so feindselig gesinnt sein werdet, wie es leider in diesen betrübten Zeiten Sitte ist, setzte halb fragend Schönhelm hinzu. Das ist eine Frage, die ihr euch selbst beantworten könnet, aber wir wollen das fortführen, Herr Kapitän, was wir gestern begonnen. Erzählet mir doch etwas Näheres über die gestrige Trauerbotschaft, die mein Herr Pflegevater erhielt, bat Margaretha mit freundlicher Stimme den Kapitän. Erlaßt mir die Erzählung von dem Tode des großen Bernhards, seufzte Schönhelm, sie würde mir nur den Abend verbittern. Gewiß, forschte Margaretha, hat sein Tod Vermuthungen nach sich gezogen, die den Protestanten eben so wenig Ehre bringen, wie eueres großen Helden Gustav Adolfs Tod. Ach über dessen Tod wenigstens könnet ihr mir gewiß das Beste berichten, man sagt so mancherlei. — Ihr waret ja, so viel ich höre, um ihn, als er um seinen Glauben das letzte Mal focht. Ja wohl, sagte Schönhelm, als er für seinen Glauben focht, wie noch keiner.

Ich will euch erzählen, werthe Jungfrau, auf daß ihr erkennen möget, wie der Glauben dem Menschen Kraft verleihet, auch sein Theuerstes, das Leben, hinzu-

opfern. Ich will erzählen von dem theuern Helden, ob auch die Erinnerung mir noch so schmerzlich ist, von der Schlacht bei Lützen, wo er so ruhmvollen Tod fand. Es sind jetzt neun Jahre verflossen, seit jenem denkwürdigen Tage, als der Held auf deutschem Boden landete. Ich begleitete ihn als gemeiner Reiter zu dem heiligen Werke, mit voller Lust des Herzens. Nie werd' ich vergessen, den Augenblick, als wir landeten auf der Insel Rügen. Es war gerade in diesem Monate, da kniete der große König nieder und betete, und das ganze Heer mit ihm; so kräftig hatte ich noch nie gebetet. Wie aber das Beginnen des frommen Königs war, so auch sein Enden. Von Sieg zu Sieg ward mir das Glück, den Helden zu begleiten, aber auch zu seinem Tode in der Entscheidungsschlacht bei Lützen. Es war zwei Jahre nach unsrer Landung, am 16. November des Jahres 1632, als wir bei Lützen zur Schlacht gegen Wallenstein auszogen. Ein dicker Nebel bedeckte noch das Gefilde, hell und feierlich erklang auf unsrer Seite des theuren Mannes Lutheri Lied: *Eine feste Burg ist unser Gott*, dazwischen Trompeten- und Paukenschall, und nach diesem das Lied: Es woll uns Gott genädig sein.

Unser König warf sich nieder auf seine Kniee und betete mit ganzer Seele um Sieg für die gerechte Sache, und jeder von dem Heere stimmte mit ein. Der Nebel fing an, sich zu zerstreuen; da schwang sich Gustav Adolf auf sein Pferd; freudig wie die Sonne, die jetzt herniederblickte, saß er auf dem Rosse. Er stellte sich an den rechten Flügel, den linken führte sein Genosse Herzog

Bernhard von Weimar, der ihm jetzt auch gefolget im Tode, und nun rief er, das Heer durchreitend: Nun wollen wir dran! das wollt der liebe Gott — Jesu! Jesu! hilf mir streiten zu deines Namens Ehr'. Als man ihm einen Brustharnisch bot, sprach er: „Gott ist mein Harnisch!" Mit dem Rufe: „Gott mit uns!" stürzten wir ins Treffen. Ein mörderisches Gefecht begann. Der Vortheil war zuerst auf unsrer Seite, aber Pappenheim kam mit seinen Reitern, und der rechte Flügel wankte. Der König eilte dem Bedrängten zu Hülfe, aber er sprengte zu weit voran. Ich mit wenigen andern folgte ihm, denn ich hatte ihn bisher nicht verlassen. Da traf den Wackern ein Schuß in den Arm, daß er beinahe vom Pferde sank. Der König ist erschossen: riefen die Unsern. Gustav Adolf wandte sich und rief laut: es ist nichts, folgt mir! da bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „mein Gott, mein Gott!" sank er vom Pferde. Er fiel in meine Arme. So starb der edle König den Märtyrertod für den Glauben. Schönhelm endete. Thränen, die reichlich über seine Wangen rollten, unterbrachen seine Worte. Auch Margarethens blaue Augen standen voll Thränen, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten.

Das ist die Wahrheit, fügte Schönhelm nach einer Pause seiner Erzählung bei, und nicht, wie unsere Feinde lügen, daß ihn eines Verräthers Kugel von unsrer Seite getroffen. Was ich mit Augen gesehen, das bezeuge ich auch, so wahr mir Gott helfe. Glücklicher Mann, sprach Margaretha, daß ihr einem solchen Helden zur Seite stehen durftet, im Kampf und im Sterben, es muß ein

seliges Gefühl sein. Aber, Herr Kapitän, so gerne ich länger zuhören möchte, ich muß nach Hause, sehet! wir sind die letzten unter der Linde. Zudem muß ich heute noch manches ordnen, weil morgen Sonntag ist, und ich gerne in die Kirche gen Singen möchte.

Margarethen, sprach Schönhelm, ist euch nicht die unsere näher? Glauben wir nicht alle an einen Gott? Er ergriff Margarethens Hand, hielt sie lange, während sie gar nicht widerstrebte, und wandte sich ab, um seine Thränen zu bergen, die von Neuem hervorbrachen. Ich kann nicht anders, ich darf nicht anders, war Margarethens Antwort; sie sagte: Gute Nacht, und ging nach Hause.

Kaum graute der Morgen, so stand Margaretha schon gerüstet zum Kirchgange gen Singen. Sie trat heraus aus der Wohnung des Kommandanten, als eben die Sonne aufgehen wollte. Sie konnte es nicht über sich bringen, zuvor dieses herrliche Schauspiel zu genießen. Margaretha richtete ihren Blick gen Osten. Noch kurze Zeit erschien die Gegend vor ihren Blicken noch in gewisses Halbdunkel gehüllt. Nach und nach verschwand dieses Dunkel, und die Königin des Tages meldete ihre Ankunft. Ein heller Streifen erschien gegen Osten am Firmament. Er wurde immer heller und größer, er wurde glühend roth, und zuletzt stand der ganze Osten in Flammen. Aus diesem Flammenmeer trat nun hellleuchtend, wie ein Blitzstrahl, ein Punkt hervor, der zusehends wuchs und zuletzt mit seiner Strahlenpracht den ganzen Raum erfüllte. Jetzt erst, vor den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet, lag die Gegend in ihrer ganzen Herrlichkeit vor Margarethens Blick. „O! wie ist

deine Welt schön, lieber Vater im Himmel, betete Margaretha wie Herrliches hast du bereitet, um des Menschen Aug und Herz zu erfreuen! Wie gütig, wie liebend bist du! Ach, wie sollte nicht jedes Herz sich angetrieben fühlen, dir zu danken für so große Beweise deiner Liebe, die du jeden Morgen erzeigest! Wer sollte nicht eilen in dein Gotteshaus, um dir zu danken für all' dies Herrliche?! Erfüllt von diesem Gefühle eilte Margaretha den Berg hinab. Noch nicht hatte die Bewohner Singens das Glöcklein in die Kirche versammelt; aber Margaretha ging gewöhnlich noch zu ihren frühern Pflegeeltern, ehe sie in die Kirche ging. Sie brachte immer eine kleine Gabe zum Gruß mit, entweder ein Stücklein Geld, das sie vom Herren zu diesem Zweck erhielt, denn wo er die Noth der Armen lindern konnte, war es Katholik oder Lutheraner, galt ihm gleich, da unterließ er es nie, Gaben zu spenden; oder war es sonst etwas, das sie für die Kinder ihrer frühern Pflegeeltern in freien Stunden verfertigt hatte, um ihrem Mangel zu Hülfe zu kommen. Da hielt sie sich nun allemal auf, bis die Kirche begann. Dießmal geschah dies um 1 Stunde früher. Die Glocke läutete; sie ging in die Kirche und setzte sich gegenüber der Kanzel. Mit einem kurzen Gesange begann die Kirche; als dieser geendigt war, trat der Pfarrer des Orts auf die Kanzel. Eine etwas hohe Mannesgestalt erschien. Sein Aeußeres erregte Ehrfurcht, denn man sah, daß er schon 70 überschritten hatte. Aber nicht trugen seine Züge jenes Menschenfreundliche, jenes Vertrauenerregende, das uns so sehr einnimmt für einen ergrauten Diener des Worts,

das uns mit tiefer Ehrfurcht erfüllt; es waren die Züge eines ächt jesuitischen Strafpredigers; es waren die Züge des Mißtrauens in seinem Gesicht, welche die Furcht ausdrückten, es möchten leicht seine geduldigen Zuhörer vermuthen, daß er gerade selbst an dem leide, was er verdamme. Besonders aber sprach sich in seinem Gesicht eine Feindseligkeit aus, die ihren Stachel hauptsächlich gegen anders Denkende in der Religion, gegen Kezer, richtete. Was er schien, das sprach er auch aus. Zum Texte seiner Predigt wählte er die Worte: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die da kommen in Schafskleidern, aber innen sind sie reißende Wölfe." Was anders können wir erwarten, als daß seine Predigt einzig und allein gegen die Anhänger von Luthers Lehre gerichtet war. Er begann die falschen Propheten herzuzählen; da stand Luther oben an, als der falscheste aller Propheten, und alle seine Mitarbeiter im heiligen Werke erhielten gleiche Namen. Aber, schrie er in seiner Predigt, Gott hat gezeiget, daß all' ihr Werk Teufelswerk ist, er hat umkommen lassen schmählicher Weise den neuen Förderer dieser Teufelslehre, den Erzkezer aus Schweden, ich scheu' mich, seinen Namen zu nennen. Der gerechte Gott hat Glorie verliehen unserer heiligen Sache bei Nördlingen. Es ist jezt daran, daß das Teufelswerk seinem Ende zugehet. Hütet euch, meine andächtigen Zuhörer, er dachte nicht daran, daß mehrere schon eingeschlafen waren, hütet euch vor falscher Teufelslehre. — Es ist Noth, diese Mahnung, denn nahe bei uns hat sie noch ihren Sitz aufgeschlagen. Ihr werdet mich schon verstehen — auf dem

Sündenbuckel dort, wo die Kinder der Verdammniß wohnen, die ihr Prädikant, pfui vor diesem, der saubre Magister Paulus, ja vielmehr Saulus, weiland Verfolger der Christen, lebendig dem Teufel zuführet durch seine gottlose Lehre. Das ist der falsche Prophet für diese Gegend; hütet euch vor ihm, daß ihr nicht in seine Netze gerathet, daß er euch verschlinge; hütet euch, sag ich, hütet euch vor diesem Sündenbuckel, wenn ihr ihm nahet, so bringt es euch Verderben. Erst kürzlich ist wieder gottloses schwedisches Volk mit seinem Hauptmann auf ihn eingezogen, von dem Heer des Bernhard; aber nicht des heiligen Bernhards, sondern dem, der jetzt auch nachgefolget seinem Genossen, dem schwedischen Erzkezer, in die Hölle. Aber wartet, Gott wird ausrotten diese Kezerbrut, die neben uns genistet, wartet nur, er wird bald wieder ein Feuerwerk anzünden um diesen Berg, daß mein Herz lobsingen wird dem Herrn der Gläubigen, und er wird braten die falschen Propheten in ihrem eignen Hause. Da will ich springen vor Freude in meinen alten Tagen, und meine Seele wird jauchzen und die Hände wollen wir klatschen über den Untergang der Feinde, der Kezer.

Der eifrige Prediger hatte sich sehr vergessen in seinem Eifer, daß er wirklich schon zum Voraus in die Hände klatschte. Aber, setzte er noch schreiend hinzu, und sollten auch meine Worte nicht ganz in Erfüllung gehen, dem ewigen Feuer und des Teufels Klauen werden sie nicht entgehen die Kinder der Verdammniß, die Schweden und das andere Gesindel auf dem Sündenbuckel alle, auch nicht einer ausgenommen, mit ihrem falschen Propheten, dem Saulus. Amen.

Er wollte sich schon wenden von der Kanzel, denn er hatte sich zu sehr angestrengt, er richtete sich noch einmal zu seinen Zuhörern: beinah' hätte ich die Hauptsache vergessen, fuhr er fort mit matter Stimme: Aber anders wird uns ergehen, wenn wir uns nicht verführen lassen; wir werden sein die Auserwählten, die rechten Schafe, so die Seligkeit ererben. Wie wird sich dann mein Herz freuen; denn ich habe euch geführet auf den rechten Weg, ich hab' euch gewarnet vor den falschen Propheten; ich bin dann Schuld daran, daß ihr das Reich ererbet; da wird meine Freude groß sein, ihr Auserwählten! Ich werde jauchzen und springen und vor Freude in die Hände klatschen. Er wiederholte die vorige Geberde und verließ ohne Amen zu sagen die Kanzel.

Welche Eindrücke diese salbungsvolle Rede auf die Zuhörer machte läßt sich denken. Die Schlafenden merkten wenig davon, aber die Wachenden konnten nur seufzen, daß ihnen solch' ein Seelenhirt gegeben ward, der statt das Gebot der Liebe zu predigen, nur die Herzen der Menschen immer mehr von einander trennte. Zu den Seufzenden gehörte auch Margaretha, die bisher aufmerksam, doch mit Schmerz zugehört hatte. Aber es blieb nicht beim Seufzen, die ganze Predigt über konnte sie die Thränen kaum unterdrücken; denn die frommsten Männer waren verdammt worden, selbst der fromme Held Gustav Adolph, über den sie gestern Thränen vergossen; vor allem aber war ihr Herz von den Worten durchschnitten, die er über Hohentwiel sagte, daß er so viele Seelen der Verdammniß übergab, die ihrem Herzen so theuer waren. Als sie aus der Kirche trat, schwamm

ihr Aug' in Thränen, und sie mußte ihr Tüchlein vorhalten. Das bemerkte von der Sakristei aus der Pfarrer. Sogleich schickte er nach Margarethen und berief sie auf seine Stube.

Was hast du heute in der Kirche geweint? waren die ersten Worte in rauhem Tone, mit denen der Pfarrer das Mädchen empfing. Wegen eurer Predigt, euer Hochwürden Herr Pfarrer, war Margarethens Antwort. Nun, nimm sie nur zu Herzen, und merk' dir, was darin gesagt ist, dich geht sie zu allermeist an, die Warnung; du sitzest nicht nur in der Nähe, sondern unter dem bösen Kezervolk, dem die Hölle gewiß ist. Ach, ich bitte euch Herr Pfarrer, unterbrach ihn Margaretha, ihr bringet mich wieder zum Weinen, wenn ihr so fortfahret. So, also darum hast du geweint, fuhr er sie jetzt mit noch rauherem Tone an, du hast geweint, weil ich die Wahrheit sprach? M. Nein, weil ihr so viel Böses über die Protestanten ausgesprochen, was mein Herz nicht glauben kann. Pf. So, du glaubst nicht mehr, was ich auf der Kanzel rede? Ja, jetzt merk' ich es, daß du schon in des Teufels Schlingen bist. M. Das glaube ich nicht, denn meine Pflegeltern sind immer recht gut gewesen, und so viele sind noch auf dem Berge, die recht christlich handeln, ob sie gleich nicht katholisch sind, und von denen allen habt ihr ohne Ausnahme gesagt, daß sie der Hölle verfallen seien, auch unser Herr Pfarrer, Eberhard Pauli, der doch ein so braver Herr ist. Pf. Gelt dieser falsche Prophet hat dich verführt? M. O nein, ich war ihm noch nie in der Kirche, weil ihr es mir verboten, aber

es muß ein recht christlicher Prediger sein, denn er zeigt es mit seinen Werken. Am meisten aber, Herr Pfarrer! hat mir wehe gethan, daß ihr so sehr verdammt habt unsre neuen Gäste mit ihrem Hauptmann, da ihr doch keinen davon noch kennet, ob sie gut oder böse sind. Pf. Das ist gleich; es sind Kezer, die anders glauben, als wir, und darum sind sie Kinder der Verdammniß, alle diese Gäste mit ihrem Hauptmann. Ja von dem hab' ich gehört, daß er ein ganz besonderer Kezer ist, er focht neben jenem schwedischen Erzkezer. Sieh, der Teufel hat ihm eine schöne Gestalt gegeben, daß er ihm die Menschen helfe in's Nez ziehen. Hüte dich vor diesem Wolf in Schafsgestalt. M. Ach, es ist ja ein so guter und frommer Mann. Pf. So, du kennst ihn näher, o du Kind des Unglücks! M. Herr Pfarrer! ich bin ihm recht gut, weil er so brav ist. Pf. Weil er so schön und schmeichlerisch ist, willst du sagen. Vielleicht liebst du ihn sogar? M. Was soll ich es euch verhehlen? — Ich habe noch nie vor euch eine Lüge gesagt. Pf. Am Ende willst du ihn heirathen. M. Ach, was denkt ihr? Ich eine arme Waise, und er ein so angesehener Kriegsheld; wie dürft ihr nur daran denken? Pf. Also keinen andern Grund? Das ist gräßlich, eine Katholikin liebt einen Kezer, eine Katholikin will einen Kezer heirathen. M. Das habe ich ja nicht gesagt, ich liebe ihn ja nur. Pf. Was muß ich noch erleben in meinen alten Tagen. So willst du also mit ihm verdammt werden? Steh ab von deiner Leidenschaft; ihn lieben, heißt den Teufel in Menschengestalt lieben, ihn heirathen wollen, heißt mit ihm zur Hölle fahren. Wenn du nicht ablässest von

ihm, ich muß dir den Fluch geben. M. Ach, er ist ja ein so guter Jüngling, warum darf ich ihm nicht auch gut sein, er ist ja mir auch nicht böse, und er ist ja auch ein Christ, er bekennt sich ja auch zur Lehre des Heilandes, der am Kreuze für uns starb, er verehrt ja auch den Gott, welchen wir verehren, nur äußerlich auf andere Weise. Pf. Ein Kezer ist er und damit Punktum, und ein Kind der Verdammniß. Gehe nur und verläugne deinen Glauben, der allein selig machen kann, und werde eine Beute dieses falschen Propheten. Fahre mit ihm zur Hölle, du Kezerin, du Teufelskind, du Schande deiner Eltern. M. Ich habe ja keine — doch einen lieben Vater im Himmel. Der Pfarrer wandte sich voll Wuth von ihr ab, und Margaretha ging weinend aus dem Pfarrhause. Sie ging nicht mehr zu ihren Pflegeltern hin, um ihnen nicht den Sonntag zu verbittern.

Langsam stieg sie wieder den Berg hinan, denn ihre Seele war im Innersten betrübt. Wunderbare Gefühle erfüllten ihr Herz. Sie war nicht mehr ferne dem letzten Thore der Burg, da hörte sie das letzte Zeichen der Glocke auf der Kirche der Feste. Man ging auf derselben viel später in die Kirche als unten im Dorfe. Sie stand schon an der Wohnung des Kommandanten, da zog die Kirchenparade auf. Zuerst die Besatzung von Hohentwiel, ihr folgten die Weimarer Reiter, an ihrer Spitze der junge Kapitän; der erblickte Margaretha und winkte ihr freundlich einen Gruß zu. Erröthend erwiederte sie ihn. In geringer Entfernung vom Kirchenportal, Angesichts des Kommandanten, machten die Krieger die Fronte, und nun zogen sie in schönster Ordnung, alle im

Kriegsschmuck, in das Gotteshaus. Immer stand noch Margaretha; schon war alles in der Kirche versammelt. Sehnsüchtig blickte sie nach den letzten, hinter denen sich das Thor schloß. Hell und lockend ertönte schon die Orgel das Präludium, ein feierlicher Gesang begann, sie hörte in vollen Tönen das Lied erschallen: „Wir glauben All' an einen Gott." Da trieb sie's, wie mit Zaubergewalt, ihr Herz bebte vor Sehnsucht. Wir glauben All' an einen Gott! rief sie, und eilte der Kirche zu. Margaretha trat in die Kirche, und setzte sich neben Frau Hermegard, die sich gar sehr wunderte über die seltene Kirchengängerin. Sie sang mit, das angefangene Lied.

Da trat der Prediger der Feste auf. Sanft und freundlich war sein ganzes Wesen, und noch gar jugendlich sein Aussehen. Es war M. Johann Eberhard Pauli, der vor drei Jahren durch Herzog Eberharden auf die Feste beordnet wurde, während er noch kaum seine Studien geendet hatte, und so zu sagen noch ein Knabe war, darum auch der Herzog wegen seiner an Widerhold die Weisung hatte ergehen lassen, man solle ihn mit zu vielem Predigen verschonen, und ihn ja zuweilen nur eine Predigt aus der Postille ablesen lassen. Aber Gottes Gnade, die auch in den Schwachen mächtig ist, war mit diesem jungen Manne in den drei Jahren seiner Amtsführung. Das zeigte sich in der gehaltvollen Predigt, die er jetzt begann. Seine Textesworte waren: „Gott ist die Liebe." Er zeigte nach den Worten des Apostels Johannes im 1. Briefe K. 4, wie Gott den innigsten Beweis seiner Liebe in der Sendung Jesu Christi gegeben, wie diese Liebe jeden Morgen sich neu

beweise. Er deutete darauf hin, zu was diese Liebe uns bestimmen soll: zur Liebe gegen ihn, zur Liebe gegen unsre Mitbrüder. Ach! sprach er im Laufe seiner Rede, daß diese Liebe zu dem liebenden Gott in so manchen Herzen nie recht gedeihet, daß besonders die Liebe zu unsern Mitbrüdern vielen so fremd ist. Unsre Zeit, sprach er mit bedeutender Stimme, unsre Zeit gibt das deutlichste Bild dieser Lieblosigkeit. Menschen, die doch Kinder eines Vaters sind, stehen voll Haß und Grimm einander gegenüber, sie, für die der Heiland am Kreuze starb, suchen einander zu morden; und um was handelt all' dieser Unfriede und Zwietracht? um die Verehrung dessen, den wir alle Vater nennen. Es ist nur Ein Gott und Eine Liebe. Ein Gott ist's, der alle Menschen mit einer Liebe umfasset, vor ihm ist kein Unterschied der Religion; Katholik oder Protestant, wer in seinen Geboten wandelt, ist ihm wohlgefällig. Ein Gott, eine Liebe soll in unsern Herzen sein. Wie er mit einer Liebe die ganze Menschheit umfasset, so sollen auch wir alle die, welche er mit uns schuf, mit einer Liebe lieben, den Katholiken wie den Glaubensgenossen, sie alle nennen sich ja Christen, und freuen sich des Heils am Kreuze. Ein Gott, Eine Liebe, mit diesem Wahlspruch wollen wir durch's Leben gehen, mit diesem allem werden wir einst vor ihm bestehen. Eberhard Pauli schloß seine Predigt mit einem kurzen, aber kräftigen Gebet.

Das war ein ganz andrer Eindruck, den diese Predigt auf Margarethen machte. Auf jedes Wort hatte sie gierig gehört, und jegliches in ihr Herz begraben. Die Worte des Geistlichen stimmten so ganz mit den Gefüh-

len, die sie am Morgen erfüllt hatten. Statt daß Thränen ihr Auge füllten, glänzten sie jetzt vor Wonne. Ein Gott, Eine Liebe bebte oft auf ihren Lippen, während sie aus der Kirche ging, es hallte kräftig wieder in ihrem Herzen und mit Flammenzügen blieb es darinnen geschrieben.

Ei, sprach Widerhold an der Mittagstafel, bei der Margarethchen mit ernster und trüber Miene erschien, ei Gretchen, warum so düster und traurig, sah ich dich doch diesen Vormittag so froh und heiter aus der Kirche gehen, in die du mit rothgeweinten Augen kamst? Hat dich dieser Gang, den du zum Erstenmal thatest, gereut? O nein, lieber Herr Vater, erwiederte Margaretha, nein vielmehr, ich habe bereut, daß ich nicht schon früher in dieselbe gekommen bin. Ich habe empfunden was der Unterschied zwischen eurer und unsrer Confession, zwischen euern und unsern Predigern ist. Dieser Gedanke ist mir erst jetzt wieder lebhaft vor Augen getreten, so sehr die Predigt mein Herz erfreut hatte, eure Lehre ist das Evangelium der Liebe, eure Prediger sind Prediger der Liebe, unsre des Hasses. Nicht alle, entgegnete Widerhold, nicht alle eure Prediger sind solche, und ach, auch unsre Lehre ist nimmer diejenige, wie sie uns der theure Mann Lutherus wieder gab. Wenn es einmal an dem wäre, was Herr Eberhard Pauli heute so oft in seiner Predigt sagte, Ein Gott, Eine Liebe, dann wären wir auf dem rechten Wege. Ach! ich werd' es nimmer erleben! seufzend sprach Widerhold diese Worte. Da habt ihr Recht, mein werther Gemahl, unterbrach Frau Hermegard den Kommandanten, das wird schwerlich zu Stande kommen, eine Vereinigung beider Kirchen, es ist eine

zu große Kluft befestiget zwischen uns. Nur von außen, setzte Widerhold hinzu, die Herzen ständen bald einander nahe. Solche zu finden, dürfen wir nicht weit gehen, sprach Hermegard und blickte bedeutungsvoll auf Margaretha. Diese schlug die Augen nieder, verließ den Tisch und ging in das Seitengemach, um ihre Thränen nicht unterdrücken zu dürfen, denn Frau Hermegard hatte sie an etwas gemahnt, das besonders der Gegenstand ihrer heutigen ernsten Stimmung gewesen war.

Was hast du das Mädchen so betrübt? begann Widerhold zu Frau Hermegard, als Margaretha in das Seitengemach gegangen war, das ist nicht christlich gedacht liebe Hermegard. Vielleicht weiß ich, was du weißt, aber ich kann darum dem Mädchen nicht böse sein. Hast du gehört, was heut' der Herr Pfarrer sagte: Eine Liebe, diese Eine Liebe macht keinen Unterschied, sei es Protestant oder Katholik, und das, liebe Hermegard, das ist gerade das Wesen der wahren Liebe. Was frommt aber eine solche Liebe ohne Hoffnung? entgegnete Frau Hermegard, das werdet ihr doch wohl gestehen, mein werther Gemahl, daß diese Liebe zu nichts führen kann. Ein Kapitän und eine arme Waise. W. War nicht der Kapitän zuvor ein gemeiner Reiter, und nur seine Tapferkeit hat ihm dazu verholfen, daß er ward, was er ist. Was denket ihr! rief ganz erstaunt Frau Hermegard, bedenket, ein Protestant und eine Katholikin. Muß ich es dir noch einmal ins Gedächtniß rufen: vor Gott gilt kein Ansehen der Person, Ein Gott, Eine Liebe. Widerhold schwieg, und Frau Hermegard deßgleichen. Deutlich hatte Margaretha den letzten Theil des Gesprächs

in der Kammer gehört, wunderbare Gefühle erfüllten ihr Herz, ein wunderbarer Gedanke flog durch ihre Seele.

Noch nicht war Widerhold vom Tisch aufgestanden, da trat Kapitän Schönhelm herein. Herr Kommandant, sprach er, indem er ihm einen Brief überreichte, ich bring' euch wieder böse Botschaft zum Nachtisch. So eben kommt ein Bote von Engen mit diesem. Kaiserliche Völker haben sich am ganzen Bodensee zusammengezogen, zu Engen liegt schon der General-Feldmarschall und Oberst Gottfried Huyn von Gelern, er läßt euch seinen Gruß melden. Das hab' ich mir gedacht, entgegnete Widerhold, ohne von der Botschaft überrascht zu werden. Das sind die Früchte von unsers großen Bernhards Tod. Weil der Adler todt ist, so sind die Vögel wieder Meister. Er erbrach langsam den Brief, ein zweiter war eingeschlossen. Den Inhalt kenne ich, rief Widerhold während des Lesens, ich brauche ihn nicht zu durchlesen. Der Herr Feldmarschall will meine Feste, weil sie durch Bernhards Verscheiden keinen Herrn mehr habe. Er will sie durch Schmeichel-Worte, statt mit dem Schwert, nein, so bin ich's nicht gewohnt! Aber es scheint er habe einen Fürsprecher beigelegt. Ach! der ist von Stuttgart, er hat den rechten Weg genommen und durch die rechte Hand. Und von dem Herzog, ja ich sehe sein Postscriptum von eigner Hand. Er las: „Wofern du Widerhold Uns noch mit Treuen meinest, wirst du diesem Befehl Folge leisten, und deine Treu', Ehr' und Namen zu retten, dich mit befohlener Lieferung dieses Hauses nicht länger aufhalten, sondern eines endlichen gegen uns erklären." So, so, rief Widerhold, als er gelesen, das ist also eure Hand-

lungsweise, wenn ihr euch Mühe ersparen wollt, ihr nichtswürdigen Feinde. Den Schwachen treibet ihr in die Enge, daß er ja sagen muß zu eurer Bosheit, daß er auch die Hand bieten müsse, um eure bösen Pläne durchzuführen. Nein, nimmermehr, es soll euch nicht gelingen. Ach, so weit ist es gekommen mit dem erlauchten Haus der Wirtenberger, daß sein Fürst ein Spielball ist in der Hand seiner Feinde, daß er tanzen muß nach ihrer Pfeife. Nein, mein schwacher Fürst, mein unglücklicher Gebieter, ich folge dir nicht, ich kann dir nicht folgen, wenn ich meine Treue, meine Ehr' und Namen retten will! Ich kann das Haus nicht den Feinden übergeben, auf dem dein Unglücksbruder, dein Ahnherr Ulrich einzige Zuflucht fand in seiner Noth, ich muß treu handeln an deinem Hause, daß nicht du selbst und die Nachwelt meiner Untreu fluche. Ich will nicht weichen, mit Gotteshülfe, ich will dir eine reine Jungfrau wieder geben, wenn der Vater im Himmel deine Noth wendet! Ich will meinen letzten Tropfen Blut vergießen für dieß Haus. Auch ich, sprach Schönhelm, der die dargebotene Rechte Widerholds ergriffen und an seine Brust drückte, auch ich will aushalten, so wahr mir Gott helfe, führ' es zum Leben oder zum Sterben.

Margaretha im Nebengemach hörte das letzte Wort, und Schauder bebte durch ihre Glieder, denn sie wußte, daß die Schweden Wort halten. Nun mein Sohn, sprach Widerhold, will ich auch dem Herrn General-Feldmarschall antworten, aber diese Antwort soll er nicht an's Fenster stecken. Er setzte sich und schrieb einen kurzen Brief, den er dem Kapitän übergab. Und die Antwort auf des

Herzogs Brief? fragte Schönhelm. Die ist in der Feder geblieben, mein Sohn! Keine Antwort ist auch eine Antwort, entgegnete bedeutungsvoll Widerhold. Schönhelm ging, in wenigen Stunden war der Brief an Ort und Stelle.

Bald zeigte sich, was der Inhalt von Widerholds Brief gewesen war. Noch am nämlichen Abend zog Gottfried Huyn von Gelern mit seinem Heere gegen die Feste. Er lagerte sich in der Nähe der kleinen Burg Hohenstaufen; doch wegen der Sonntagsfeier begann er noch nicht gegen die Feste zu agiren. Das vernahm bald Widerhold, und er befahl seinen Untergebenen, sich bereit zu halten, denn es müßte ein harter Strauß werden; das ließen ihnen seine trotzigen Worte schließen, welche er dem Schreiben an Huyn von Gelern hatte einschließen lassen. Daß wieder eine ernste Zeit für die Feste beginne, das zeigte sich am Abend des heutigen Tages. Gerade an Sonntagen war der Platz unter der Linde der besuchteste; selten fehlten Herr Widerhold und Frau Hermegard; aber dießmal hatte sich Niemand eingefunden, außer Gustav Schönhelm. Auch Margaretha stellte sich ein.

Das hätte ich kaum erwartet, euch hier zu finden, war ihr erstes Wort, als sie den Kapitän erblickte, es kommen jetzt wieder traurige Tage. Sch. Für die Frauen, aber nicht für Männer: wir greifen jetzt nur wieder zu unserm Berufe. Gerade deßwegen bin ich heute noch einmal erschienen, wer weiß, ob wir wieder hier zusammenkommen! dießmal mag's hart gehen unsrer Feste, ein wackrer Kriegsheld hat sich unten gelagert. Jetzt mag es künftig euch schwer werden, Margaretha, euerer Gewohnheit zu folgen, die Kirche in Singen zu

besuchen. M. Da wäre nicht nöthig gewesen, die Feste zu umschließen. Sch. Seid ihr endlich andern Sinnes geworden, Margaretha? M. Andern, und doch noch des gleichen, sie sagte dies mit Bedeutung. Sch. Habt ihr gelernt, auch uns Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, uns Kezern. M. Das ist schon lange geschehen, ach nur zu viel, sie schlug verlegen ihre Augen nieder, ich bin nur zu sehr von der Wahrheit des Wortes überzeugt, das heute euer Prediger sprach, ich fühle nur zu sehr, daß Ein Gott und Eine Liebe ist. Sch. Warum sprachet ihr, euer und nicht unser Prediger, unsre Kirche? M. Weil es nicht die Meinen sind, und nie — Haltet ein Margaretha, rief Schönhelm, er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft an seine Brust. Soll es ewig beim Worte bleiben, ein Gott, eine Liebe, wird es nie bei uns seine rechte Bedeutung erhalten, ein Gott? M. Und eine Liebe ist es schon; sie senkte ihr Haupt an Schönhelms Brust, und er schlang seine Arme um sie. Eine lange Pause. Glaube meiner Kirche! ich habe dich verläugnet, rief Margaretha auf einmal, wie aus einem Traume erwachend, ich bin ein Kind der Verdammniß: sie rieß sich heftig aus Schönhelms Armen und eilte von hinnen.

Es war der 6. August des Jahrs 1639, als Gottfried von Gelern, der kaiserliche General-Feldmarschall die Belagerung der Feste im eigentlichen Sinne begann. Von diesem Tage bis zum 12. August wurden, nach Widerholds eignem Bericht, 37 Granaten und Ernstkugeln gegen die Feste geworfen. Doch ihre Wirkung entsprach nicht den Wünschen der Belagerer. Widerhold

antwortete in gleichem Tone. Seine Munition war in gutem Zustande, seine Musketire gut geübt. Er selbst stand an ihrer Spitze, nicht nur als Kommandant, sondern persönlich thätig. Die Worte des Pfarrers zu Singen schienen in Erfüllung zu gehen, denn fürwahr, es war ein schrecklich Feuerwerk, das Belagerer und Belagerte einander anzündeten. Auf viele Meilen leuchtete die Gegend von den Granaten, die hin und her schlugen, wenn die Nacht über der Gegend lag. Doch zum Braten kam es nicht auf der Feste, wie der Prophet im Thale verkündet hatte. Die feindlichen Granaten schadeten wenig, denn Widerhold hatte schon die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um sie meistens unschädlich zu machen. Die Dächer der Feste waren so eingerichtet, daß sie mit geringer Mühe konnten herniedergelassen werden, wenn ihnen Schaden durch Beschießung drohte. Nur ein Mal richtete eine Granate bedeutenden Schaden an; sie fiel auf das schöne Bauwerk, welches noch in seinen Trümmern zeigt, was es gewesen, schlug die Thüre auf, und zertrümmerte den größten Theil der herrlich gebauten Wendeltreppe. Sonst war aber der Schaden auf der Feste unbedeutend. Das merkten bald die Belagerer mit dem größten Mißmuthe. Der kaiserliche Feldmarschall schritt jetzt zu einem andern Mittel. Er ließ nahe bei der Feste Minen graben, um sie in die Luft zu sprengen. Auch dieß fruchtete wenig, denn Widerhold sprach ihnen von oben her mit seinen Musketen so kräftig zu, daß die Arbeiter bald ihre Arbeit einstellten. So war nach und nach der größte Theil des Monats unter fruchtlosen Versuchen der Belagerer dahin gegangen, sie konnten sich

nicht des geringsten Vortheils rühmen, den sie seit dem ersten Tag der Belagerung erlangt hatten. Das beste Mittel sollte jetzt versucht werden, und es hätte dieses beinahe zum Ziel ihrer Wünsche geführt. Man wußte auf Seiten der Feinde, daß die auf der Feste lange Zeit in Thätigkeit Gehaltenen, sich nach und nach mehr der Ruhe bei Nacht überließen, als es in den ersten Tagen der Belagerung gewesen war. Vorsichtig hatte Widerhold bei alle dem seine Wachen ausgestellt, aber gerade diese Vorposten waren es, welche den Tag über auch in Anspruch genommen worden waren; das Nachtwachen war für Manchen eine schwere Aufgabe geworden. Oft hatte der Schwedenkapitän, dem Widerhold die Aufsicht anvertraute, oft hatte er unten am Vorhofe in der Wachsamkeit der Soldaten Manches vermißt; dafür war er Aug und Ohr, als ob ihm die ganze Festung zu bewachen obläge. Ach, wenn auch die bedrängte Feste sein Auge wach gehalten hätte, seine Nächte waren schlaflos, seit jenem verhängnißvollen Abend, als sich Margaretha aus seinen Armen riß. Doch die Natur verlangte auch von ihm ihren Tribut. Es war die Nacht des 29. Augusts. Der Kapitän legte sich nach vielen Tagen der Mühe zum ersten Male wieder auf sein Kriegslager. Noch nicht war die 11. Stunde der Nacht angebrochen, da drang von dem Vorhof der Burg herauf Waffengeklirr vor seine Ohren. Er sprang auf, in einem Nu hatte er seine Waffen ergriffen. Die Feinde, die Feinde! war das erste Wort, das er vernahm, als er aus seinem Gemache trat. Eine Wache eilte ihm entgegen. Zu den Waffen, zu den Waffen! Kameraden! so erschallte jetzt die Stimme des Kapi-

täns durch die Lagerstätte, wo seine Mannen lagen. In wenigen Augenblicken waren sie gerüstet. Ihre Rosse, in denen ihre Kraft lag, mußten sie zurück lassen.

An der Spitze seiner Schwadron rückte er zum ersten Portale, da stand schon Widerhold in gleichem Beginnen. Bleibet, Herr Kommandant! rief Schönhelm, sichert die obere Feste, euer Haupt ist uns theuer. Laßt uns zum Vorhof, schließt das obere Thor, wir haben bisher uns nach Luft gesehnt, wir wollen uns im Vorhof hauen. Mit Mühe ließ sich Widerhold zurückhalten. Der Kapitän stürzte mit seiner Schwadron den Feinden entgegen, die schon den Vorhof in Brand gesteckt hatten. Zur glücklichen Stunde noch war Schönhelm dem Feinde entgegengekommen, in wenigen Augenblicken wäre der Feind am obern Thore gestanden. Muthig erklangen die Pallasche in der Hand der Weimarer Reiter, wie die Löwen, die lange eingesperrt waren, und nun hervorbrechen aus ihrem Kerker, war ihr Muth. Sie drängten die Feinde zurück, aber neue Schaaren der Feinde drangen durch den Vorhof. Nicht auf die Ueberzahl blickend, hieb Schönhelm ein, und wo sein Pallasch hauste, gab es eine Lücke. Er drang immer tiefer in die Feindesschaar, denn sein Herz war mit Wuth und Rache erfüllt. Wir verlassen die Helden auf ihrem Kampfplatz, und gehen auf die Burg zurück. Widerhold besetzte das Thor, aber auch alle übrigen Seiten der Feste, die leicht während des Kampfes im Vorhof hätten erstiegen werden können. Wie gern wäre er hinunter in den Vorhof, sein Herz schlug dem Kampf entgegen, aber die obere Burg mußte gedeckt sein. Wachet und betet! rief er seinen Mannen zu, das ist das Einzige, was wir thun können,

da wir hier dem Kampfe unsrer Brüder unthätig zusehen müssen. Laßt uns zu dem wenden, der da spricht, ich will euch verlassen in keiner Noth, und wenn auch Tausende der Feinde euch umgeben. Er entblößte sein Haupt, und knieete nieder auf dem Hofe der Feste. Alle, die um ihn waren, mit ihm. Herr der Heerschaaren errette uns von der Noth, die unsere Feinde über uns verhängen, errette dies Haus von ihren Händen, ach es ist ja noch das Einzige, was unser unglücklicher Fürst noch sein nennen kann, von all seinem Erbe, das ihm geraubet ist. Laß deine Gotteskraft mächtig werden in den Schwachen, und stärke ihren Arm im Kampfe für die gerechte Sache, Amen. So betete Widerhold. Es war ein feierlicher Augenblick in der Stunde der Mitternacht, die Krieger auf den Knieen mit entblößtem Haupte, ihren Kommandanten in der Mitte und der sternbesäte Himmel über ihnen. Eine Schreckensbotschaft riß sie aus dieser frommen Stellung. Ein Weimarer Reiter stürzte in ihre Mitte: Hülfe, die Unsern sind übermannt, unser Kapitän — er hatte noch nicht ausgesprochen, da trat eine weibliche Gestalt in weißem Gewande aus des Kommandanten Haus, es war Margaretha. Ein schrecklicher Lärm hatte sie aus dem Schlafe geweckt, sie war ans Fenster getreten, das gegen den Vorhof sich kehrte, sie hörte Waffengeklirr, sah eine hohe Flamme aus dem Vorhof aufsteigen.

Was gibt es? rief sie, sie hörte den Weimarer Reiter, der eben die Worte sprach: „unser Kapitän, unser Kapitän ist umringt, helfet, rettet. Noch nicht hatte der Reiter geendet, da ergriff Margaretha den Degen eines neben ihr stehenden Kriegers, und wie ein leichtfüßiges

Reh rannte sie den Berg hinab. Sie kam noch zur glücklichen Stunde. Schönhelm war umringt von einer dichten Schaar seiner Feinde, die Seinigen waren größtentheils gefallen, er focht den letzten Kampf. Furchtbar blitzte noch sein Degen, er blutete schon aus vielen Wunden. Ein feindlicher Korporal drang auf ihn ein; schon zuckte er seine Partisane gegen Schönhelms Brust; halt! rief eine weibliche Stimme hinter ihm, wie ein Wesen aus höhern Regionen stand sie zwischen ihm und Schönhelm. Sie fing den Stoß auf in ihre eigene Brust, aber in des Feindes Herz haftete ihr Degen, den sie kräftig schwang. Der feindliche Korporal stürzte zu ihren Füßen nieder; sie entriß ihm seine Partisane. Ein Geist, riefen die feindlichen Soldaten, ihre Gewehre sanken ihnen aus ihren Händen, und sie wandten zur Flucht den Rücken. Nur zwei standen auf dem Kampfplatze, als Widerhold mit seiner Hülfe herbeieilte — Margaretha und Gustav. Gustav an Margarethens Brust gelehnt, sie hatte mit einem Arm ihn umschlungen, in dem andern hielt sie die erbeutete Partisane. Ein Gott! rief Schönhelm in Margarethens Armen, und eine Liebe, sprach Margaretha. Es waren die letzten Worte, die beide Liebende im Erdenleben sprachen. Widerhold und seine Krieger schlossen einen Kreis um die beiden Leichname. Dank dir, Vater im Himmel, daß du uns errettet von unsern Feinden. Dank dir, der du ein Gott und eine Liebe bist. So betete Widerhold und alle Krieger mit ihm, und Thränen rollten über ihre Wangen. Mit dem folgenden Tage hob Gottfried von Gelern die Belagerung auf, und zog ab von der Feste.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Friedrich

Württemberg wie es war und ist geschildert in einer Reihe vaterländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen aus Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit
Bd.: 3

Stuttgart 1854

P.o.germ. 2054 b-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129390-4